desvaters, *meine Philosophie* geendigt. Ueberzeugt, welcher Verbesserungen sie noch bedürfe, will ich unausgesetzt daran arbeiten, ihr die noch mangelnde Vollkommenheit zu geben. Die mir noch übrigen Tage meines irdischen Lebens sollen der Wissenschaft, deren Lehrer ich bin, gewidmet bleiben; dadurch hoffe ich *Gutes zu stiften*, und vielleicht einst den Dank meiner Mitbürger zu verdienen.

Ende des vierten und letzten Bandes.

BAYERISCHE STAATS- BIBLIOTHEK MUENCHEN

heer nach der Gröſse des Staats, den es beſchützen ſoll, abgemeſſen werden.

Ein gutes Kriegsheer zu bekommen, hierzu wird viererley erfordert:

1) Es müſſen, ſo viel als möglich, National-Völker ſeyn.

2) Sie müſſen zahlreich ſeyn, damit man ihrer im Nothfalle immer genug habe.

3) Sie müſſen aus erfahrnen Befehlshabern und abgehärteten Soldaten beſtehen.

4) Sie müſſen ſtets im Stande ſeyn, ſich vor den Feind zu ſtellen.

Bevor man ſich in einen Krieg einläſst, muſs man ſowohl die Unglücksfälle, als auch die Vortheile, die man davon haben kann, in Erwägung ziehen. Iſt der Krieg unvermeidlich, kann kein gütlicher Vergleich zu Stande kommen, ſo muſs die rechte Zeit dazu wohl in Acht genommen, und zur Zeit des Friedens hierzu ſchon die nöthige Vorbereitung getroffen werden.

Im Kriege ſelbſt muſs man am meiſten darauf bedacht ſeyn, ihn mit Nutzen zu führen, die Soldaten mehr im Feindeslande, als auf eigenen Boden und aus eigenen Mitteln, zu unterhalten.

Wenn man im Kriege am glücklichſten iſt, dann iſt es die rechte Zeit, Frieden zu machen.

§. 92.

Schluſs des ganzen Werkes.

Hiermit hätte ich denn, unter dem Beyſtande Gottes und unter dem Schutze des beſten Lan-

1) wird er durch Unterhandlungen ſeine Abſichten mit den Abſichten Anderer zu vereinigen ſuchen; wird
2) ſeine Staatsgeheimniſſe zu bewahren wiſſen;
3) im Glücke weiſe Mäſsigung und im Unglücke gehörige Standhaftigkeit zeigen; und
4) durch wohl überlegte Allianzen, und durch eine Kriegsmacht, die verhältniſsmäſſig ſtark genug, wohl disciplinirt und mit allem Nöthigen verſehen, ſeinem Lande nützlich zu ſeyn ſuchen.

§. 91.

Klugheit des Regenten in Anſehung des Kriegsweſens.

Regenten müſſen ihre Länder nicht allein vor allem Uebel, das man vermeiden kann, ſondern auch ſelbſt vor der Furcht dieſes Uebels ſichern. Das mächtigſte Reich auf Erden kann unmöglich einer ſichern Ruhe genieſsen, wenn es nicht im Stande iſt, ſich wider plötzliche und unvermuthete Ueberfälle und Streitigkeiten zu verwahren. Es muſs daher zu jeder Zeit Kriegsvölker auf den Beinen haben, und bey auſſerordentlichen Vorfällen dieſelben ſehr verſtärken. Je mehr das Intereſſe eines Souverains erfordert, den Krieg zu meiden, um ſo mehr muſs er ſich in den Stand ſetzen, Krieg führen zu können. Wie aber die Vernunft fordert, daſs eine geometriſche Proportion zwiſchen dem, was ſtützet, und dem, was geſtützet wird, Statt finde, ſo muſs auch das Kriegs-

5) Die Vertrauten des Fürften müffen Verdienfte haben, aber, wenn fie gleich Vertraute find, ihn, den Fürften, als ihren Herrn fürchten.

§. 89.

Klugheit des Regenten in Anfehung des Luxus.

Dem *Luxus* kann fich die Regierung nicht fchlechterdings widerfetzen; denn er ift natürlich mit der Aufnahme der Handlung, mit dem Flor der Künfte und Wiffenfchaften verknüpft; er erwecket und unterhält den Fleifs der Einwohner, und kann die Ergötzungen, ja fogar die Sitten beffern. Wir verftehen unter *Luxus*, die Höhe im Fortfchritte der Cultur, wenn der Hang zum Entbehrlichen fchon dem Unentbehrlichen Abbruch zu thun anfängt. — Die Staatsklugheit mufs alfo hindern, dafs dem Unentbehrlichen kein *zu groſser Abbruch* gefchehe, dafs die Nation nicht für Scheingüter ihren wahren Reichthum hingebe und verarme, dafs männliche Tugend und Reinheit der Sitten nicht darunter leiden.

§. 90.

Klugheit des Regenten in Anfehung auswärtiger Angelegenheiten.

So fehr der kluge Regent auf das Innere feines Staates Acht giebt, fo fehr mufs er auch fein Augenmerk auf die Bewegungen der Nachbarn, und jede Nation, die Einflufs auf das Wohl feines Landes haben kann, richten; alfo

Eine mit diefen Tugenden verfehene Regierung verbindet den Unterthan, feine Pflicht zu thun, und hindert den Ausländer, die Ruhe des Staats zu ftören. Ein mit diefen Tugenden verfehener Regent ift *Herr* und *Vater* feines Volkes; er zeiget Anftand und Würde, verräth eine grofse Seele, liebet, bey gleichen Verdienften feine Unterthanen mehr, als Fremde, ziehet das Wohl feiner Unterthanen feinem Privatwohl vor, handelt nicht nach dem ftrengen Rechte, wenn Nachficht und Gelindigkeit mit dem Wohl des Ganzen beftehen kann; und wenn er ftrafen mufs, fo ftrafet er, wie ein vernünftiger Vater feine Kinder ftraft.

§. 88.

Klugheit des Regenten gegen die verfchiedenen Stände im Staate.

Sie fordert:

1. Der geringfte Unterthan mufs an den Regenten feinen Vater, und der gröfste, der vornehmfte feinen Herrn an ihm finden.
2) Kein Stand foll fich beklagen, dafs er von einem andern Stande gedrückt, oder wegen eines andern Standes hintan gefetzt oder verachtet werde.
3) Vergnügen und Arbeit müffen durch alle Stände vertheilt feyn.
4) Die Stimme des Volks mufs vor den Thron kommen können.

§. 86.

Der kluge Regent ſetzet ſich in einen guten Ruf.

Der feſteſte Grund der Macht iſt der *gute Ruf* eines Regenten, der Ruf von ſeiner gerechten und billigen Regierung, ſowohl bey dem Unterthan, als bey dem Nachbar. Dieſer gute Ruf iſt für Regenten um ſo viel nothwendiger, je mehr derjenige, von dem man eine gute Meinung hat, mehr mit ſeinem bloſsen Nahmen ausrichten kann, als Andere, die nicht in Achtung ſtehen, mit Kriegsheeren ausrichten können. *Tacitus* ſagt: magis fama, quam vi, ſtant regum res. (Annal lib. VI. c. 30.) Wir ſehen auch aus der *Weltgeſchichte*, daſs zu allen Zeiten und in allen Ländern, Fürſten, die im beſonders guten Rufe ſtanden, immer glücklicher geweſen ſind, als andere, die ſich eines ſolchen Rufes nicht erfreueten.

§. 87.

Reſultat aus dem Vorgehenden.

Aus dieſen Betrachtungen folget, daſs eine Regierung, welche ſich auf Liebe, Furcht und guten Ruf zugleich gründet, einen unerſchütterlichen Grund habe. Die Güte des Souverains erwecket Liebe; ſeine Macht erreget Furcht, und kein Beweggrund wirket ſtärker auf den Willen und die Handlungen der Menſchen, als der gute Ruf.

räthlich ist, das Richtscheit zu beugen; aber es ist doch immer löblich, und nicht selten nothwendig, es biegsamer und geschmeidiger zu machen; und diese geschiehet vornehmlich durch gelinde, sanfte Manieren, durch Milde und Nachsicht gegen geringere Fehler, durch Gewinnung der Herzen für Tugend und Pflicht.

§. 85.

Die Unterthanen müssen aber auch den Regenten zu beleidigen fürchten.

Die Majestät ohne Stärke wird nicht in Ehren gehalten, und die Macht, die sich auf Furcht gründet, ist ungebundener und kräftiger. *Cicero* (quaest. Tusc. lib. IV. c. 20) schreibt: Metum vero si quis sustulisset, omnem vitae diligentiam sublatam fore, quae summa esset in iis, qui leges, qui magistratus, qui paupertatem, qui mortem, qui dolorem timerent.

Doch nicht Furcht allein, sondern auch Liebe, wie schon gesagt, müssen in den Gemüthern der Unterthanen wohnen; und obwohl diese zwey Regungen einander entgegen gesetzt zu seyn scheinen, so ist es doch einem Landesherrn in der That nicht schwerer, sie in die Gemüther der Unterthanen zu bringen, als es einem Vater oder einem Lehrer ist, sie seinen Kindern oder seinen Schülern einzuprägen und in ihnen wirksam zu machen.

Zweyter Theil.

Von der Klugheit des Regenten.

§. 83.

Grundmaxime eines klugen Regenten.

Aus der Moral des Regenten, die wir im ersten Theile der Staatsklugheit dargeſtellt haben, ergiebt ſich, daſs derſelbe theils wegen ſeiner innern Pflicht, theils wegen der Abſicht des Staates und ſeines eigenen Beſten wegen, wohl keine andere Grundmaxime haben könne, als die: *das Wohl des Ganzen durch die vereinigten Kräfte aufs Beſte zu befördern.* Dieſer Maxime gemäſs wird daher der kluge Regent vorzüglich folgende Gegenſtände berückſichtigen.

§. 84.

Der kluge Regent trachtet, die Liebe ſeines Volks zu erwerben.

Die Liebe der Völker zu einem Fürſten verſichert ihm den Gehorſam derſelben. Um aber geliebt zu werden, muſs er Gerechtigkeit und Güte in ſeiner Regierung zeigen.

Die Kunſt, die Gemüther zu lenken, iſt eine nothwendige Kunſt für den Souverain. Man kann aber die Gemüther nach ſeinem Willen nicht lenken, wenn man ſie mit zu groſser Strenge beherrſchet, und mit unerbittlicher Härte Pflichterfüllung von ihnen fordert. Es iſt wahr, daſs es niemals

§. 82.

Grundanftalten, Religion und Tugend im Staate zu befördern.

Dafs Religion und Tugend den Staat beyfammen erhalten, und auf das Wohl der Glieder den gröfsten Einflufs haben, wird hier, als erwiefen, voraus gefetzt. Die Staatsklugheit mufs daher fich beftreben, Mittel wirkfam zu machen, diefe zwey wichtigen Stücke zu erhalten und zu befördern. Diefe Mittel nun find:

1) Ehrfurcht für die Religion und ihre Diener.

2) Oeffentliche Erziehungsanftalten für die Jugend.

3) Aufmerkfamkeit auf die Privaterziehung.

4) Bildung künftiger Jugendlehrer.

5) Nicht gar zu ftrenge, aber auch nicht zu laxe Büchercenfur.

6) Sorgfalt für die Reinigkeit der Sitten unter den Bürgern.

7) Auffícht über öffentliche Luftbarkeiten, Unterhaltungen, z. B. Bälle, Redouten, Theater u. dgl.

Ph. 1197 b

Ph. u. 544-4

<36619733370013

<36619733370013

Bayer. Staatsbibliothek

Ph. U. 544

Philos. Instit. 450.

R.

Vollständiger

Lehrbegriff

der gesammten

Philosophie,

dem

Bedürfnisse der Zeit gemäss

eingerichtet,

von

Gottfried Immanuel Wenzel,

k. k. öffentlichen ordentlichen Professor der theoretischen und praktischen Philosophie zu Linz.

Vierter und letzter Band

mit einem Real - Register über alle vier Bände.

Klugheits - Lehre.

Linz und Leipzig, 1805.

Im Verlag der k. k. privil. akademischen Kunst Musik - und Buchhandlung.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Klugheits-Lehre,

oder:

Anweiſung

zur

vortheilhaften

Menſchenbehandlung, Haushaltungskunſt

und

Politik.

Von

Gottfried Immanuel Wenzel,

k. k. öffentlichen ordentlichen Profeſſor der theoretiſchen und praktiſchen Philoſophie zu Linz.

Linz und Leipzig, 1805.

Im Verlag der k. k. privil. akademiſchen Kunſt- Muſik - und Buchhandlung.

BAYERISCHE
STAATS-
BIBLIOTHEK
MUENCHEN

Bayerische Staatsbibliothek München

Vorrede.

Der Gegenſtand, den ich in dieſem Bande behandle, iſt von Wichtigkeit; ich will nähmlich meinen Leſern eine Anleitung zur *Klugheit* geben.

Unſere äuſsere Glückſeligkeit fordert eine gewiſſe Handlungsweiſe, ohne welche ſie nie zur Wirklichkeit kommen, und wieder eine Handlungsweiſe, ohne welche ſie nie bleibend ſeyn kann. Dieſe Handlungsweiſen muſs die *Klugheit* beſtimmen.

Man kann unendlich viel wiſſen, ganze Bibliotheken im Kopfe mit ſich herumtragen; man kann ein Muſter der Tugend, man kann die Rechtſchaffenheit ſelbſt ſeyn, und dennoch kann es geſchehen, daſs uns äuſsere Glückſeligkeit flieht, wie das Irrlicht den Wanderer, das er haſchen will. Man arbeitet unaufhörlich, man denket und ſinnet Tag und Nacht, man greift überall an, und doch kommt man nicht um einen Schritt weiter. Die Zwecke, die man verfolgt, entfernen ſich zuſehends, mühſam entworfene Plane ſcheitern, unſere beſten Abſichten werden verkannt, und der Weg, den wir auch noch ſo geebnet zu haben glauben, iſt auf einmal mit Steinen überſäet,

an die wir anstofsen. Dort verliert man seinen besten Freund, und kann sich den Verlust nicht erklären. Hier siehet man sich eines Gönners plötzlich beraubt, auf den man noch vor kurzem Vesten bauete. Jetzt lieset man, mit Verwunderung, Züge des Unwillens in einem Gesichte, das uns noch vor wenigen Tagen liebevoll entgegen lächelte. Schon glaubt man am *Ziele* zu seyn, und klatschet freudig in die Hände; aber das *Ziel* wird dem Auge entrückt, und man stehet wie verblüfft da. Die Kenntnisse, auf welche man pochte, die man mit saurem Schweifse sammelte, finden keine Aufnahme, und die Tugend, um welche man kämpfte, wird wohl gar ein Gegenstand des Gespöttes. Dort stehet unbemerkt das Verdienst in einem finstern Winkel, indefs sich hier, von Allen angestaunt, die Thorheit im Wohlstande aufbläht. — So ist der Gang der Welt! — Man siehet zu, man seufzet, und bricht endlich in laute Klagen aus; in Klagen über verderbte Sitten, über Mangel an Rechtschaffenheit, über böse Menschen. Da heifst es: „Die Welt liegt im Argen, die Tugend ist von der Erde gewichen, die Wahrheit entflohen, die Ehrlichkeit zu Grabe gegangen."

Guter Mann, der du zu diesen Klagen Ursache zu haben glaubst, ich bedaure dich von ganzem Herzen, schenke dir mein ganzes Mitleid; aber verzeih', wenn ich dich in deinen Klagen unterbreche, wenn ich eine kleine Frage an dich stelle: Bist du vielleicht, bey aller

deiner Brauchbarkeit und Moralität, bey allem deinen Wissen und guten Willen, nicht selbst Schuld, daſs deine Verdienste verkannt, deine Wünsche nicht erfüllet werden? Du weiſst viel, aber vielleicht ist dieses Wissen nicht dem Geiste der Zeit, nicht dem Bedürfnisse unserer Tage angemessen? Vielleicht fehlet es dir an der Gabe, deine Kenntnisse schicklich an Mann zu bringen? etwa an der Kunst, mit denselben hauszuhalten? — Du besitzest viel Tugend, aber vielleicht nicht die Kunst, unbeschadet dieser Tugend, mit Menschen umzugehen? Du bist bieder und offen, und da hälst du vielleicht dafür, daſs es jeder Andere auch sey? Du hassest krumme Wege; — ich billige deinen Haſs, aber vielleicht dürfte ich die Art nicht billigen, wie du auf geraden fortschreitest? Kurz, mein Freund, vielleicht gebricht es dir an *Klugheit*? Aus Unklugheit magst du fruchtlos arbeiten, Freunde und Gönner verlieren. Aus Unklugheit magst du wohl selbst deine Plane, deine Entwürfe und Absichten vereiteln, deine Zwecke für dich unerreichbar machen, u. s. w. Prüfe dich also, eh' du in Klagen gegen Welt und Menschen ausbrichst, und des weisesten und gütigsten Schöpfers Welteinrichtung tadelst; prüfe dich selbst, ob du dich überall so benimmst, wie es die Natur der Menschen und der Dinge, mit denen du es zu thun hast, fordert; — wahrscheinlich dürfte dir diese Prüfung *Mangel an Klugheit* vorrücken, und also deine Klagen entkräften.

Dir alſo und allen denen, die dir gleichen — und deren giebt es nicht wenige — zum Beſten, ſchrieb ich dieſes Buch. — Ich hoffe damit beſonders der jüngern Welt zu nützen. — Einer nicht unbeträchtlichen Anzahl Akademiker trug ich die Grundlehren der Klugheit — die hier nun weiter ausgeführt erſcheinen — durch vier Jahre vor. Man hörte mich gern, und ich hatte öfter Gelegenheit, mich zu überzeugen, daſs man das auch mit Nutzen in Anwendung brachte, was ich lehrte.

Ich benützte bey dieſer Arbeit die beſten Werke der Welt- und Menſchenkenner jedes Zeitalters; gab meine eigenen Beobachtungen, Erfahrungen und daraus abſtrahirte Verhaltungsregeln hinzu, und ſo entſtand ein Ganzes, das ich hiermit meinen Zuhörern und dem übrigen, ſolide Lectüre liebenden Publikum mit dem Wunſche überreiche, den Urheber deſselben mit Wohlwollen zu lohnen.

Die gute Aufnahme, welche die *drey Bände meiner Philoſophie*, die mit dem gegenwärtigen, auch für ſich allein ein Ganzes ausmachenden Bande, beſchloſſen wird, fanden, iſt ein ſtarker *Antrieb* für mich, zu neuen gemeinnützigen Arbeiten, ſo wie die Vorſtellung der Pflicht, *Sittlichkeit* zu befördern, der *Beweggrund* zu denſelben iſt, und mir, ſo lange ich lebe, ſeyn wird.

Linz, den 1ten May 1804.

Prof. Wenzel.

Ueberſicht
der
Klugheits-Lehre.

Einleitung.

§. 1. Vorläufiger Begriff von Klugheit und Klugheitslehre.

§. 2. Verhältniſs der Klugheit zur Weisheit. — Nähere Beſtimmung des Begriffs Klugheit.—Klugheitslehre.

§. 3. Eintheilung der Klugheitslehre.

I.
Allgemeine Klugheits-Lehre.

§. 4. Geſichtspunkt, aus welchem die allgemeine Klugheitslehre den Menſchen betrachtet.

§. 5. Oberſter Grundſatz der Klugheitslehre.

§. 6. Kennzeichen wahrer Klugheit.

§. 7. Bedingungen der Klugheit.

A. Gegenwart des Geiſtes.

B. Vorſicht und Behutſamkeit.

C. Muth und Entſchloſſenheit.
D. Biegſamkeit.
E. Standhaftigkeit.
F. Scharfſinnige Beurtheilungskraft.
G. Lebhafte Imagination.
H. Feinheit des Gefühls.
I. Beherrſchung ſeiner ſelbſt.
K. Welt - und Menſchenkenntniſs.
§. 8. Von den Mitteln, welche zur Erkenntniſs der menſchlichen Gemüther führen.
§. 9. Wie beurtheilet man den Menſchen aus ſeinen Handlungen?
§. 10. Sind Verſtellung und Anſtellung erlaubt?
§. 11. Die beſondern Lagen und Verhältniſſe, in denen ſich Menſchen befinden, laſſen auf die Beſchaffenheit des Gemüthes ſchlieſsen.
§. 12. Die Geſellſchaften, Freunde und Feinde eines Menſchen führen zur Kenntniſs ſeines Gemüthes.
§. 13. Wie kann man Freundſchaft und Liebe der Menſchen gewinnen.
§. 14. Wie muſs man ſich gegen Freunde, Gönner und Feinde verhalten?
§. 15. Wie gewiſſe äuſsere Urſachen den Charakter eines Menſchen zu erkennen geben.
§. 16. Beurtheilung der Gemüther nach dem Zuſammenhange der Neigungen.
§. 17. Man muſs ſich ſelbſt kennen, wenn man Andere kennen lernen und beurtheilen will.
§. 18 Charakterzüge der beyden Geſchlechter.
§. 19. Charakterzüge der verſchiedenen Alter beym männlichen und weiblichen Geſchlechte.

§. 20. Charakterzüge der Nationen.

§. 21. Charakteriſtik der vier Haupttemperamente.

§. 22. Die Beurtheilung der Gemüther fordert die Kenntniſs der herrſchenden Leidenſchaften unter den Menſchen.

§. 23. Von der Wolluſt.

§. 24. Vom Ehrgeitze.

§. 25. Von der Habſucht.

§. 26. Kenntniſs der Stände und Berufsarten.

§. 27 Von der Phyſiognomie und Phyſiognomik.

A. Die Stirne.

B. Die Augenbraunen.

C. Die Augen.

D. Beſchaffenheit des Blicks, wenn er gut aufgenommen werden ſoll.

E. Die Naſe.

F. Der Mund.

G. Die Backen.

H. Die Ohren.

I. Das Kinn.

K. Die Farbe der Haut.

L. Die Geſtalt des Bauches.

M. Arme und Hände.

N. Schenkel, Waden und Füſſe.

O. Gang und Gebehrden.

P. Beſchaffenheit der Stellungen und Bewegungen des Körpers und des Ganges, wenn man von dieſer Seite einen guten Eindruck auf andere machen will.

Q. Die Kleidung.

R. Phyſiognomie der Temperamente.

S. Physiognomie der Leidenschaften.
§. 28. Uebergang zum Folgenden.
§. 29. Klugheitsregeln, wenn man es mit Kranken zu thun hat.
§. 30. Klugheitsregeln, das Benehmen gegen Personen betreffend, die sich in unangenehmen, widrigen, drückenden Verhältnissen befinden.
§. 31. Klugheitsregeln für das Betragen bejahrter Personen gegen jüngere Leute.
§. 32. Klugheitsregeln für das Betragen der Jünglinge gegen Männer und Greise.
§. 33 Klugheitsregeln für das Betragen gegen Sanguiniker, Melancholiker, Choleriker und Phlegmatiker.
§. 34. Klugheitsregeln für das Verhalten gegen verschiedene Stände und Berufsarten.
§. 35. Klugheitsregeln bey der wirklichen Deutung der Physiognomie.
§. 36. Merkmale, an denen man den nach Grundsätzen guten Menschen erkennen kann.
§. 37. Von der Gesetztheit.
§. 38. Von der Höflichkeit und Artigkeit.

II.

Haushaltungskunst.

§. 39. Begriff der Haushaltungskunst.
§. 40. Feinde der Haushaltungskunst.
§. 41. Von dem besten und allgemeinsten Erwerbungsmittel.
§. 42. Vom Fleifse in der Haushaltung.

§. 43. Von der Ordnung und Pünktlichkeit in der Haushaltung.

§. 44. Eine kluge Haushaltung fordert einen zum Grude liegenden Plan.

§. 45. Die ersten Regeln einer klugen Haushaltung.

§. 46. Ueber die Rechnung in der Haushaltung.

§. 47. Gedenkbuch in der Haushaltung.

§. 48. Nutzen des Rechnungs- und Gedenkbuches in der Haushaltung.

§. 49. Von der Wirthschaftlichkeit und Sparsamkeit in der Haushaltung.

§. 50. Von der nothwendigen Aufsicht im Hause.

§. 51. Eheliche Verbindung.

§. 52. Klugheitsregeln beym Heurathen.

§. 53. Klugheitsregeln im Brautstande.

§. 54. Klugheitsregeln im Ehestande selbst.

§. 55. Klugheitsregeln für Männer, denen in der Ehe kein glückliches Loos gefallen.

§. 56. Soll der Mann oder die Frau im Hause herrschen, oder soll die Herrschaft zwischen beyde vertheilt seyn?

§. 57. Wer muss die Kasse haben, — der Mann oder die Frau?

§. 58. Ist es nöthig, dass der Mann klüger sey, als die Frau?

§. 59. Ist es besser, dass der Mann oder dass die Frau reich sey?

§. 60. Darf ein Gatte vor dem andern Geheimnisse haben?

§. 61. Klugheitsregeln in Ansehung der Erziehung der Kinder.

§. 62. Kurzer Unterricht, in dem, was zu einer klugen Erziehung der Kinder gehört.
§. 63. Betragen der Eltern gegen ihre Kinder.
§. 64. Betragen der Kinder gegen ihre Eltern.
§. 65. Klugheitsregeln das Hausgesinde betreffend.

III.

Staats - Klugheit,

oder: eigentliche

Politik.

Einleitung.

§. 66. Begriff der Staatsklugheit.
§. 67. Einleitung.
§. 68. Kurze Geschichte der Staatsklugheit.

Erster Theil.

Von der besten Einrichtung der Grundverfassung und der Regierungsform in einem Staate.

§. 69. Es ist möglich und nothwendig, die Gesetze der Moral bey der Regierung der Staaten zu beobachten.
§. 70. In wie fern ist es möglich, die Moral des Privatlebens bey der Regierung der Staaten zu befolgen?
§. 71. Grundregeln der Staatsklugheit.
§. 72. Wie wird Sicherheit im Staate erzielt?

§. 73. Wie wird Vollkommenheit, ſowohl innere als äuſsere, des Staates erzielt?
§. 74. Was das Wohl der Staaten noch insbeſondere fordere?
§. 75. Vortrefflichkeit der Staatsklugheit. — Sie verdient das ihr ertheilte Lob.
§. 76. Klugkeit in Anſehung des Juſtitzweſens.
§. 77. Klugheit bey Austheilung der Belohnungen.
§. 78. Klugheit bey Verleihung der Aemter.
§. 79. Klugheit in Anſehung der Künſte und Wiſſenſchaften im Staate.
§. 80. In einem wohl eingerichteten Staate muſs das böſe in ſeinen entfernten Gründen ſchon verhindert werden.
§. 81. Wie unwillkürlichen Beſchädigungen ſonderlich in Anſehung der Geſundheit und des Lebens vorgebeugt werden könne.
§. 82. Grundanſtalten, Religion und Tugend im Staate zu befördern.

Zweyter Theil.

Von der Klugheit des Regenten.

§. 83. Grundmaxime eines klugen Regenten.
§. 84. Der kluge Regent trachtet, die Liebe ſeines Volks zu erwerben.
§. 85. Die Unterthanen müſſen aber auch den Regenten zu beleidigen fürchten.
§. 86. Der kluge Regent ſetzet ſich in einen guten Ruf.
§. 87. Reſultat aus dem Vorgehenden.

§. 88. Klugheit des Regenten gegen die verſchiedenen Stände im Staate.

§. 89. Klugheit des Regenten in Anſehung des Luxus.

§. 90. Klugheit des Regenten in Anſehung auswärtiger Angelegenheiten.

§. 91. Klugheit des Regenten in Anſehung des Kriegsweſens.

§. 92. Schluſs des ganzen Werkes.

BAYERISCHE STAATS-BIBLIOTHEK MUENCHEN

Einleitung.

§. 1.

Vorläufiger Begriff von Klugheit und Klugheitslehre.

Zu wünſchen wäre es allerdings, daſs es des Kummers weniger unter den Menſchen gäbe, daſs Sorgen und Verdruſs nicht ſo oft die Menſchen plagten, daſs dem guten Herzen, dem aufgeklärten Verſtande, daſs rechtſchaffenen und edlen Geſinnungen, auch immer das Glück lächelte, und Cabale und Chikane fremde Nahmen wären. — Aber, leider! ſo iſt es nun einmal nicht; und nur gar zu oft machen wir die traurige Erfahrung, daſs gerade dort, wo die Tugend ihre Wohnſtätte aufgeſchlagen hat, wo ein Schatz von Begriffen und Kenntniſſen niedergelegt iſt, daſs gerade dort ein böſer Dämon ſeinen Unfug treibt. Die beſten Abſichten, die vortrefflichſten Plane, die mühſamſten Anſtalten zu Erreichung der edelſten Zwecke, ſcheitern, und werden zu Nichts; Hinderniſſe thürmen ſich auf Hinderniſſe; Tadel, Verläumdung, Haſs, bieten einander die Hand, und eine bittere

Stunde folget auf die andere: da hingegen oft die Thorheit, eingeschränkte Köpfe, ja selbst das Laster vom Glücke begünstiget werden, ihre Wünsche erfüllt, ihre Plane durchgesetzt, sich geliebt und geachtet sehen. — — In der That, eine gewiss wichtige Aufgabe für den praktischen Philosophen! — Welche sind die Ursachen dieser Thatsache? — Ich irre gewiss nicht, wenn ich, unter andern, den *Mangel an Klugheit* als eine der wirksamsten, der vorzüglichsten nenne. Sey du die Rechtschaffenheit selbst, besitze die Kenntnisse aller Gelehrten zusammen genommen, sey rein wie die Sonne, fromm wie Vater *Abraham*, habe aber *Klugheit* nicht, und du kommst unter den Menschen nicht fort, du stösest allenthalben an, deine Entwürfe werden zu Wasser, die Gunst Anderer wird dir nicht zu Theil, auf jedem deiner Wege wirst du Steine wegzuräumen haben, Kummer, Gram, Unmuth und Verdruss werden sich gegen dich verschwören und dir dein Daseyn verleiden. Sey aber ein *kluger Mann*, und du fährst wohl, deine Absichten gelingen dir, die Umstände scheinen deine Sklaven zu seyn, du kannst mit ihnen machen, was du willst. Du lebest glücklich unter den Menschen, die Welt gefällt dir, und du gefällst der Welt. — Diess beweiset die Erfahrung aller Zeiten.

Aber, was heisst denn *klug* seyn? Was ist *Klugheit?*

„Es war ein kluger Rath, den Ihnen Prudentius gab," sagt Amint zum Endoxus.

„Hier ist ein kluges Benehmen nöthig," spricht Empirikus, den Providus in einem verwickelten Geschäfte consulirt.

„Nicht aus eigenem, sondern aus fremdem Schaden werde klug, mein Sohn!" sind die Worte des Vaters zum Sohne, der den ersten Schritt in die Geschäftswelt macht.

„Was offenbare Gewalt nicht vermag, gelingt oft der Klugheit," denket der General, der es mit einem stärkern Feinde zu thun hat.

„Aber, wie unklug! Man bietet Ihnen Vortheile an, und Sie benützen sie nicht, Sie schlagen sie aus, lassen eine so schöne Gelegenheit, Ihr Bestes zu befördern, vorbey gehen," spricht der Freund zum Freunde, der nun in Verlegenheit ist.

Diese und ihnen ähnliche Redensarten höret man alle Tage: welcher ist ihr Sinn?

Ein *kluger Rath*, der zu einem gewissen Zwecke schickliche Mittel an die Hand giebt.

Ein *kluges Benehmen* ist die schicklichste Handlungsart zu Erreichung vorgesetzter Zwecke.

Aus *fremdem Schaden klug werden*, heisst von den Thorheiten und Fehlern anderer Menschen die Erkenntniss manches Mittels, sich vor Schaden zu hüten, abstrahirt haben.

Was offenbare Gewalt nicht vermag, gelingt oft der Klugheit, heisst: Wer die Mittel alle zu einem gewissen Endzwecke kennt, vermag ihn auch da noch zu erreichen, wo offenbare Gewalt entweder nicht Statt findet, oder zum Zwecke unschicklich wäre, weil die Schwierigkeiten und Hindernisse nicht durch Gewalt überwunden werden können.

Unklug ist's, angebotene Vortheile nicht zu benutzen oder gar auszuschlagen, weil man da Mittel zu einem Zwecke, den man gewiss hat, aufgiebt.

So viel wollen die angeführten Redensarten sagen; und es erhellet hieraus, dass es bey der *Klugheit* hauptsächlich auf die *Wahl schicklicher Mittel zu bestimmten Zwecken ankomme.* Schickliche Mittel aber zu seinen Zwecken wählen, ist Sache des praktischen Verstandes.

Wir difiniren demnach die *Klugheit* vorläufig also: *Sie ist die Fertigkeit des praktischen Verstandes, schickliche Mittel zu seinen Zwecken zu wählen, und solche diesen Zwecken gemäss anzuwenden.*

Diesen Zwecken gemäss anzuwenden; diese Worte stehen hier absichtlich. Man kann zu einem gewissen Zwecke die Mittel vollkommen gut gewählt haben; aber man benimmt sich bey der Anwendung derselben so ungeschickt, so zweckwidrig, dass der Zweck gänzlich fehlschlägt. Davon kann man sich nur zu oft überzeugen. *Perdoktus* wirbt um ein gelehrtes Amt. Die Kenntnisse, welche dieses Amt fordert, besitzet er alle, und auch die Gabe, sie gut an Mann zu bringen. Sein mündlicher und sittlicher Vortrag ist unverbesserlich. Auch hat er nicht ermangelt, sich Gönner und Freunde zu suchen, die viel für ihn thun können, und auch bereit sind, es zu thun. *Perdoktus* ist also im Besitze der schicklichsten Mittel zu seinem Zwecke. Aber, wie wendet er sie an? Er erscheint vor dem Minister, und glaubt die Sache recht gut zu machen,

wenn er ſeine mannigfaltigen Kenntniſſe gleichſam zur Schau auslegt; er hält ein Collegium, er docirt, diſtinguirt, definirt, citirt, probirt, refutirt, u. ſ. w. Keiner der Anweſenden kommt zu Worte; nur er allein redet, diſputirt mit dem Miniſter ſogar, und giebt ſich alle Mühe, das Feld zu behaupten. „Das iſt ein unerträglicher Schulfuchs!" ruft der Miniſter verdrüſslich aus, als ſich *Perdoktus* entfernt, und — um ſeine Anſtellung iſt es geſchehen. — *Perdoktus* hat gute Mittel ſchlecht angewendet.

In unſern heutigen Tagen iſt *Klugheit* beſonders nöthig. Die Jetztwelt macht auſserordentliche Forderungen an Menſchen von Bildung. Es gehört dermalen mehr Gewandtheit und Kunſt dazu, mit einem einzigen Menſchen zu verhandeln, als vormals mit einem ganzen Volke. Man ſtehet unter dem Einfluſse ſeines Zeitalters. Die Dinge der Welt haben ihre Jahrszeiten, und nichts iſt hier ſo erhaben, was nicht dem Wechſel unterworfen ſey.

§. 2.

Verhältniſs der Klugheit zur Weisheit. — Nähere Beſtimmung des Begriffs Klugheit. — Klugheitslehre.

Die Zuſammenſtimmung des Willens zum höchſten Gute, oder zur Befolgung moraliſcher Geſetze, iſt *Weisheit*. Es ſcheinet alſo, daſs *Klugheit* ſchon in der *Weisheit* mit begriffen ſey. Auch iſt es ausgemacht, daſs *Weisheit* ohne *Tugend* nicht beſtehen kann, und die *Weisheit* die *Klug-*

heit mit einfchliefst, fo fcheint es ferner, dafs auch der kluge Mann zugleich ein tugendhafter Mann fey.

Es ift wahr, vollkommene Weisheit begreift Klugheit in fich; aber nicht die Weisheit der Menfchen: daher auch nicht nothwendig der tugendhafte Mann ein kluger Mann feyn mufs.

Das Gefchäft der *Weisheit* ift, die grofsen Abfichten des Lebens zu beftimmen, und nach denfelben alle anderen Mittelabfichten zu ordnen. — Die *Klugheit* führet aus, was die Weisheit befchloffen hat. Sie ift alfo der Weisheit fubordinirt. Und da die *menfchliche Weisheit*, von welcher hier die Rede ift, nicht alles vorausfehen, nicht auf alle Fälle einen völlig beftimmten Entfchlufs fertig halten kann, fo bedürfen wir neben derfelben der *Klugheit*; d. i. der *Gefchicklichkeit, feinen Abfichten gemäfs, fich in allen Fällen zu benehmen, alfo jedesmal fchicklich zu handeln.*

Wären alle Menfchen tugendhaft, dann wäre allerdings *Klugheit* überflüffig; aber, da fie es nun einmal nicht find, da die Böfen den Guten Hinderniffe in den Weg legen, fo müffen fich diefe gegen jene mit *Klugheit* waffnen.

Der Zweck der *Klugheit* ift viel befchränkter, als der Zweck der *Weisheit* und *Tugend*. *Weisheit* und *Tugend* gehen nicht fo fehr auf äufsere, als vielmehr auf innere Güter, fchränken fich auch nicht blofs auf diefes Leben ein. Die *Klugheit* hingegen hat es blofs mit äufseren Vortheilen zu thun, die fie, unbefchadet der inneren, zu erreichen fucht. Sie ift alfo viel weniger als Weisheit.

Das Verhältniſs alſo der *Klugheit* zur *Weisheit* beſtehet darin:

1) Weisheit in ihrer Vollkommenheit betrachtet, begreift Klugheit in ſich, aber nicht die Weisheit, die dem Menſchen beſchieden iſt.

2) Was menſchliche Weisheit beſchlieſst, glücket nicht ſofort immer in der Ausführung; dazu wird noch inſonderheit ein kluges Benehmen erfordert.

3) Weisheit erſtrecket ſich auf's Allgemeine; Klugheit gehet auf beſondere und einzelne Fälle.

4) Weisheit ſiehet hauptſächlich auf innere Güter, hat das künftige Leben ſelbſt zum Gegenſtande. Klugheit iſt auf äuſseres Wohl, auf das irdiſche Leben eingeſchränkt.

Dieſe Reflexionen ſetzen uns nun in den Stand, den Begriff der *Klugheit* genauer zu beſtimmen; nämlich: *Klugheit iſt die Kenntniſs und der geſchickte Gebrauch derjenigen Mittel, durch welche der Menſch im Umgange mit Menſchen ſeine äuſsere Glückſeligkeit ſo gut, als es die jedesmaligen Umſtände geſtatten, unbeſchadet der innern Glückſeligkeit, der Tugend, befördern und erhalten kann.*

Die Anweiſung, ſich dieſe Kunſt eigen zu machen, iſt die *Klugheitslehre.*

§. 3.

Eintheilung der Klugheitslehre.

Da ſich die Vorſchriften, welche die Klugheitslehre ertheilt, entweder auf die äuſsere Glückſe-

ligkeit der Menſchen überhaupt, oder auf die Glückſeligkeit in beſonderen geſellſchaftlichen Verhältniſſen, oder auf die Glückſeligkeit eines Staats beziehen; ſo ergiebt ſich folgende Eintheilung der *Klugheitslehre*.

I. Allgemeine Klugheitslehre.
II. Haushaltungskunſt.
III. Staatsklugheit oder eigentliche Politik.

I.

Allgemeine Klugheits-Lehre.

I.

Allgemeine Klugheitslehre.

§. 4.

Gesichtspunkt, aus welchem die allgemeine Klugheitslehre den Menschen betrachtet.

Die *allgemeine Klugheitslehre* betrachtet den Menschen *erstlich* ganz für sich allein als ein nach Absichten und Zwecken handelndes, dabey aber doch als ein von andern Dingen aussser ihm abhangendes Wesen; dann in denjenigen Verhältnissen, in welchen sich alle, oder doch allermeisten, Menschen befinden.

§. 5.

Oberster Grundsatz der Klugheitslehre.

Der nach Zwecken handelnde Mensch, in so fern er durch Erreichung dieser Zwecke äussere Glückseligkeit gewinnen will, ist also der Gegenstand der Klugheitslehre, und mithin der *oberste Grundsatz* derselben:

Benehme dich in allen Umſtänden und Verhältniſſen ſo, wie es die Natur der Abſichten und Zwecke heiſcht, um welcher willen du handelſt. Schicke dich in die Zeit und die Menſchen.

Klug iſt der *Proteus*, welcher ſittlich iſt mit den Sittlichen, gelehrt mit den Gelehrten, ernſthaft mit den Ernſthaften, und jovialiſch mit den Jovialiſchen. Er gewinnt die Herzen; denn Verähnlichung iſt das Band des Wohlwollens. Das Eigenthümliche der Geiſter genau faſſen, ſich gleichſam in jeden Andern verwandeln, in ſeine Launen und ſeinen Charakter eingehen, dieſs iſt ein Geheimniſs, welches alle die beſitzen müſſen, welche klug heiſſen wollen. Allein, es gehört dazu ein tiefer Verſtand, eine lebhafte Einbildungskraft, und vorzüglich eine beſondere Geſchmeidigkeit, ausgebreitete Menſchenkenntniſs und Erfahrung. Dieſe Eigenſchaften machen den Mann, der mit Allen zu leben weiſs.

Alles hat ſeine Moden. Der kluge Mann muſs ſie beobachten und es ſo weit bringen, daſs er jede beliebte Rolle — wenn ſie ſonſt der Tugend nicht zuwider iſt — im Erforderungsfalle ſpielen kann. Geſchmack und Sprache verändern ſich von Zeit zu Zeit. Wir müſſen nicht im alten Style, ſondern im Style der heutigen Welt reden. Der Geſchmack guter Köpfe dienet in allen Fächern den Uebrigen zur Richtſchnur; nach ihm muſs man ſich bilden und beſtrebt ſeyn, ſich durch ihn zu vervollkommnen. Der kluge Mann richtet ſich in Hinſicht ſeines Aeuſsern und ſeines Geiſtes nach den Sitten ſeiner Zeit, wenn ſie nur — wie ſchon erinnert wor-

den — der Moralität keinen Abbruch thun. Die Tugend muſs immer auf gleiche Weiſe verehrt werden; ſie wird nie altväteriſch.

§. 6.

Kennzeichen wahrer Klugheit.

Wahre Klugheit muſs immer Tugend an der Seite haben, oder vielmehr ſie iſt ſelbſt eine Tugend. Sie kann daher niemals das Laſter begünſtigen. Mithin kann man auch nicht *Schalkheit*, *Argliſt*, *Verſchmitztheit*, *Machiavellismus*, die *Politik der Betrüger und Schurken*, *Klugheit* nennen. *Wahre Klugheit* handelt bloſs *wo* und *wie* es der Moral geſtattet iſt. Unmoraliſche Zwecke verfolgt ſie nie, und verwirft jedes unmoraliſche Mittel, es ſey auch noch ſo geſchickt, den vorgeſetzten Zweck zu erreichen.

Man kann alſo auch wahre *Klugheit* folgendermaſſen charakteriſiren. *Sie iſt die Fertigkeit des praktiſchen Verſtandes, zu erlaubten Zwecken ſchickliche und zugleich erlaubte Mittel zu wählen und zweckmäſsig anzuwenden.* Sie vereiniget ſich alſo mit der Tugend.

In den Worten *vereinige Tugend mit Klugheit* liegt Alles. Die Tugend iſt das Band, welches alle Vollkommenheiten verknüpft, und das Centrum aller Glückſeligkeit. Die Tugend, ſagt *Heidenreich*, iſt die Sonne der kleinen Welt, die wir *Menſch* nennen, und das gute Gewiſſen iſt ihr Horizont. Sie iſt ſo ſchön, daſs Himmel und Erde ſie lieben müſſen. Auſſer ihr iſt nichts liebenswürdig, ſo wie nichts haſſenswerth iſt, als das La-

ſter. Sie allein iſt ein wahres Gut, alles Uebrige iſt eitel, und täuſchet den Menſchen.

§. 7.

Bedingungen der Klugheit.

Wenn einem Menſchen Klugheit zugeſprochen werden ſoll, ſo muſs er ſie *praktiſch* zeigen. Bloſs Klugheitsmaximen inne haben, macht noch keinen klugen Mann. Die Theorie der Klugheit kann man allerdings beſitzen, und dennoch ein armſeliger Praktiker ſeyn. Man findet Menſchen, die die Regeln der Klugheit unvergleichlich herzuſagen wiſſen, und doch beſtändig anſtoſsen; ſie ſind groſs in der Theorie; aber kommt es zur Ausübung, da ſtockt es. Um als praktiſch kluger Mann aufzutreten, dazu werden gewiſſe Bedingungen erfordert, welche ſind:

A. Gegenwart des Geiſtes.
B. Vorſicht und Behutſamkeit.
C. Muth und Entſchloſſenheit.
D. Biegſamkeit.
E. Standhaftigkeit.
F. Scharfſinnige Beurtheilungskraft.
G. Lebhafte Imagination.
H. Feinheit des Gefühls.
I. Beherrſchung ſeiner ſelbſt.
K. Welt- und Menſchenkenntniſs.

Fehlen uns dieſe Eigenſchaften, ſo können wir wohl wiſſen, wie ſich der Kluge zu benehmen habe; aber wir ſelbſt werden uns in vorkommenden Fällen nicht ſo benehmen, werden, aller uns bekannten Verhaltungsregeln ungeachtet, die al-

bernſten Streiche begehen. — Jede dieſer Eigenſchaften wollen wir, in Hinſicht auf Klugheit, nun einzeln unterſuchen.

A.

Gegenwart des Geiſtes.

Wir verſtehen darunter jene Art von Geiſtesſtärke, der zufolge man ſchnell von allem Notiz nimmt, was da geſchieht, und ſchnell beſchliest, was dabey zu thun iſt.

Wem dieſe ſchätzbare Eigenſchaft des Gemüthes mangelt, dem entwiſchen die beſten Gelegenheiten, die ſchicklichſten Mittel, ſeine Zwecke zu erreichen, ſeine Wünſche zu realiſiren; er iſt alle Augenblicke der Gefahr ausgeſetzt, eine Ungeſchicklichkeit zu begehen, etwas zu thun, was ihm Verdruſs und Schaden bringen kann.

„Sie ſind mir ſehr vortheilhaft empfohlen worden," redet der Miniſter den jungen *Ormond* an, der zum erſtenmale vor ihm erſcheint, und kurz zuvor ſich um ein ſo eben erledigtes Amt in Concurrenz geſetzt hat. — „Sie haben über *Politik* geſchrieben, und es gefällt mir, in ihrem Buche Gedanken zu finden, die ganz die meinigen ſind. Ohne Zweifel haben Sie die Werke meiner jüngern Jahre geleſen?"

Ormond. Ich muſs bekennen, daſs ich ſo glücklich noch nicht geweſen bin.

Der *Miniſter.* Man muſs mich alſo ſehr falſch berichtet haben, da man mir ſagte: Sie hätten nach meinen Grundſätzen gearbeitet.

Ormond. Eure Exzellenz verzeihen, ich habe meine eigenen. — Selbſtdenken, — Original zu ſeyn. —

Der *Miniſter.* Iſt eine ſchöne Sache, aber nicht die Sache Jedermanns, und nur ſelten die Sache des noch lernenden Jünglings. — Leben Sie wohl!

Hätte *Ormond* Gegenwart des Geiſtes beſeſſen, er würde ſich ganz anders benommen, er würde dem Miniſter geantwortet haben, daſs er ſich glücklich preiſe, den Gedanken Ihrer Exzellenz ſo nahe gekommen zu ſeyn; daſs das Werk, womit Ihre Exzellenz die Welt zu beſchenken geruhten, ein wahrer Schatz ſey; daſs es vor allen andern ſtudirt zu werden verdiene; er würde ſich ſorgfältig gehütet haben, zu erkennen zu geben, daſs er auf Originalität Anſprüche mache, u. ſ. f. Der Miniſter würde den jungen Mann liebenswürdig, geſchickt, gelehrt gefunden, unterſtützt, ihn befördert haben. Aber ſo hat ſich unſer guter *Ormond,* wo nicht den Haſs des Miniſters zugezogen, doch wenigſtens nicht das Wohlwollen deſſelben erworben.

Sind wir uns bewuſst, daſs wir es darum noch nicht zur Fertigkeit gebracht haben, alle Gemüthskräfte für unſern jedesmaligen Zweck zu concentriren und zu vereinigen — welches das Weſen der Geiſtesgegenwart iſt — ſo müſſen wir hauptſächlich darauf ſehen, wenigſtens nicht durch Uebereilung uns und Andere in Verlegenheit zu ſetzen. Menſchen, deren Temperament ſehr lebhaft iſt, haben hierauf vorzüglich zu achten.

Der

Der berühmte *Beaumarchais* war ein Mann von einem äufserſt lebhaften Temperamente. Er wufste das, und liefs ſich daher ſehr angelegen ſeyn, ja nicht die Gegenwart ſeines Geiſtes zu verlieren, wenn allenfalls ſein Temperament gereitzt werden ſollte. — *Marie Antoinette* — die verſtorbene Königinn von Frankreich — liefs ihn einſt zu ſich kommen, um ihn auf der Harfe — auf welchem Inſtrumente er nicht ſeines Gleichen hatte — ſpielen zu hören. Durch das Privilegium ſeines Inſtruments durfte ſich *Beaumarchais* vor der Monarchinn niederſetzen. Dieſes Vorrecht brachte ihm aber auch ſogleich Neider unter den anweſenden Hof-Cavalieren zuwege. Einer derſelben zeigte deſswegen, ſobald ſich die Königinn entfernt hatte, dem Hrn. v. *Beaumarchais*, um ihn durch die Erinnerung, daſs er der Sohn eines Uhrmachers ſey, zu demüthigen, ſeine koſtbare Uhr, und fragte ihn, wie viel ſie wohl werth ſeyn dürfte? — *Beaumarchais* fühlte die elende Anſpielung, liefs aber nichts weniger als merken, daſs es ihn verdrieſse. Ganz gelaſſen nahm er die Uhr, ſtellte ſich an, als unterſuchte er ſie genau, — und liefs ſie fallen. Nun fuhr der Cavalier unmuthig heraus, und ſagte: „Aber Sie ſind doch wahrlich ungeſchickt!" *Beaumarchais* erwiederte: „Sie haben allerdings recht; eben darum hat mir mein Vater ſeine Profeſſion nicht gelehrt." Der Cavalier war beſchämt, und *Beaumarchais* erhielt den Beyfall der Anweſenden.

Wem *Geiſtesgegenwart* zu Theil worden iſt, dem wird nicht ſo leicht eine unpaſſende, unſchick-

liche, unkluge Antwort entfahren; und wenn es ja geschehen sollte, so wird er sich doch sogleich zu fassen und den Fehler gut zu machen wissen; eben so auch in Ansehung wirklicher Handlungen.

Ein Graf sprach viel zum Vortheile seines Kammerdieners, der sein Liebling war. „Es ist ein Greis, sagte er, dessen Tugend ich schätze. Nur fürchte ich, der Tod wird mir diesen braven Diener bald entreissen. Sehen Sie nur, wie mager — wie blass!"

„Aut studet, aut amat!" fiel ein anwesender Gelehrter dem Grafen in die Rede.

Der Graf lächelte. Der Gelehrte bemerkte das Inconsequente seiner Rede, und verbesserte sogleich den Fehler, indem er fortfuhr:

„Aut studet, aut amat, würde ich sagen, wenn der gute Mann ein halbes Jahrhundert weniger zählte, und zur gelehrten Zunft gehörte."

Der Mann von *Geistesgegenwart* wird nicht allein Unschicklichkeiten im Reden und Thun sich nicht zu Schulden kommen lassen, sondern auch positiv zeigen, dass er schicklich zu reden und zu handeln wisse.

Als die Königinn *Anna von Engeland* den Thron bestieg, erschien unter den vielen Gratulanten auch der Marquis von *Normamby*. Er stattete seinen Glückwunsch in so wohl gewählten Ausdrücken ab, dass die Königinn sich verwunderte, aber ihre Verwunderung nicht merken lassen wollte. Sie spielte mit ihrem Fächer und sagte: „Es ist ziemlich warm." — „Es kann nicht anders seyn, allergnädigste Königinn, versetzte der Marquis; denn

ſo lange die Welt ſtehet, hat die Sonne noch nie ſo ſchön als jetzt in Engeland geſchienen." Die Folge davon war, daſs die Königinn den Marquis zum *Herzog von Buckingham* machte.

Es iſt bekannt, daſs die Türken ſehr abgeneigt ſind, auf die Fragen, die man wegen ihrer Religion an ſie thut, zu antworten, um ſelbige nicht dem Gelächter und dem Tadel auszuſetzen. Eine gewiſſe Dame fragte einſt einen türkiſchen Geſandten, warum die mahumedaniſche Religion den Männern erlaube, mehr als eine Frau zu nehmen. Der Geſandte antwortete: „Unſere Religion erlaubt uns mehrere Frauen deſshalb, Madame, weil wir bey den verſchiedenen Frauenzimmern zuſammen, die wir nehmen, kaum diejenigen Eigenſchaften antreffen, welche in Ihrer Perſon, Madame, allein ſich vereinigt befinden." — Die Dame war mit dieſer ſinnreichen und zugleich ſchmeichelhaften Antwort ſehr wohl zufrieden.

Wie ſich aber *Gegenwart des Geiſtes* zu verſchaffen, iſt nöthig, daſs man zum voraus auf allerhand Fälle denke, die einem begegnen könnten, um an den Eindruck, den ſie machen, und die Benutzung derſelben ſich zu gewöhnen: daſs man mit ſolchen Perſonen umgehe, bey denen theils Gegenwart des Geiſtes nöthig iſt, theils Handlungen, die ſie lehren, zu ſehen ſind.

Am türkiſchen Hofe befand ſich einſt ein ſpaniſcher Geſandter, Nahmens *Busbequius*. Als er zur Audienz kam, trug man ihm keinen Sitz an. *Busbequius* nahm dieſs für Geringachtung ſeines Souverains, und wollte den Türken zu verſtehen

geben, dafs er nicht gleichgültig darüber hinweg fähe. Er breitete feinen Mantel aus, und fetzte fich darauf. Nach geendigtem Vortrage liefs er den Mantel liegen. Man erinnerte ihn defshalb. *Busbequius* antwortete: „An meinem Hofe ift es nicht Sitte, die Sitze, worauf man gefeffen, mitzunehmen.

B.

Vorficht und Behutfamkeit.

Vorficht und Behutfamkeit beftehen in vorläufiger Ueberlegung der Folgen, die unfere Unternehmungen haben können; in Erforfchung der Hinderniffe, die uns allenfalls aufftofsen dürften. Man darf nie blind zu Werke gehen, nie fich auf ein Gerathewohl verlaffen. Man mufs fich immer auf das Schlimmfte gefafst machen. Quicquid agis, prudenter agas et respice finem; „*Vorgedacht und Nachgethan*!" Man mufs auf alle Umftände Rückficht nehmen, die günftigen gegen die ungünftigen halten, Mafsregeln für jeden Fall bereit haben, und nichts unternehmen, nichts fagen und thun, aufser man ift des beften Erfolges wenigftens zur Hälfte gewifs. Wagen läffet fich nur da, wo nichts zu verlieren ift.

Indeffen darf unfere *Vorficht und Behutfamkeit* doch auch nicht affektirt fcheinen, und überhaupt nicht bemerkt werden. Man mufs feine diesfälligen Maximen geheim halten, weil fie Verdacht erregen könnten; vorzüglich aber mufs man feine Wachfamkeit auf Alles verbergen; denn fie ift allezeit gehäffig. Man verdoppele fie, wenn Lift und

Betrug herrſchen, gebe ſich aber nicht bloſs; denn dadurch erreget man Miſstrauen gegen ſich. Verdacht und Miſstrauen reitzen zur Rache, und machen, daſs diejenigen, gegen welche ſie gerichtet ſind, auf Mittel denken, uns zu ſchaden. Ueberhaupt muſs man bey jeder Handlung alle Verhältniſſe in's Auge faſſen. Wer dieſes vermag, dem müſſen ſeine Unternehmungen, wenn nicht unvorſehbare Zufälle es hindern, gelingen.

Man muſs ſich auf das *Schlimmſte* gefaſst machen. Dieſe Regel iſt auch da zu beobachten, wo wir dem Glücke im Schooſse ſitzen. Während des Sommers hat man bequeme Zeit, ſich für den Winter zu verſorgen. So lange man vom Glücke begünſtiget wird, hat man an Freunden Ueberfluſs, und alles ſtrömt uns zu. Der kluge Mann, der Vorſichtige, ſparet ſich in guten Zeiten von dieſen Gütern einen Rückhalt für die böſen Zeiten auf; denn wenn das Glück uns verläſst, tritt allgemeiner Mangel ein.

C.

Muth und Entſchloſſenheit.

Bedächtlich zu Werke ſchreiten, überlegen, bevor man handelt, circumſpect ſeyn, ſind wichtige Forderungen der Klugheit. Uebereilung iſt die Leidenſchaft der Thoren, die, weil ſie nirgends Gefahr ſehen, in Allem unbedachtſam zufahren. Aber man darf wieder nicht zu weit die Bedächtlichkeit treiben; man wird langſam; die gute Gelegenheit verſchwindet. Oft hat ſchon Aufſchub die trefflichſten Plane vereitelt. Iſt der Entſchluſs

reiflich überlegt, fo gehe man mit *Muth* an die Ausführung deffelben. Rafche Ausführung des Wohlüberlegten bringt Glück. — Es giebt Menfchen, die fich nichts als unnöthige Bedenklichkeiten machen, Zweifel ohne Noth ausbrüten, zwifchen lauter Vielleicht fchweben, keinen Schritt vorwärts thun, und keinen Entfchlufs faffen können. Indeffen ändern fich Verhältniffe und Umftände. Der Unentfchloffene bemerket, nun die Vortheile, die er hätte erhalten können, wenn er entfchloffen die Hand an's Werk gelegt hätte, und klaget darüber, dafs er fie entbehren mufs. — *Unentfchloffenheit* ift fchlimmer, als üble Ausführung. Waffer gehet nicht fo leicht in Fäulnifs über, wenn es fliefst, als wenn es ftille fteht. Allerdings verräth es einen grofsen Geift, die Schwierigkeiten einer Angelegenheit zu faffen; allein gewifs einen noch gröfsern, fich unerachtet derfelben zum Entfchluffe zu beftimmen. Es giebt Menfchen, welche Nichts in Verlegenheit fetzt, und die fich aus allem zu wickeln wiffen. Was unter ihre Hände kommt, ift fo gut als gemacht. Das Glück begleitet fie überall, und im Vertrauen darauf unternehmen fie alles ohne Furcht. Der Unentfchloffene erblickt dagegen allenthalben unüberfteigbare Berge, bleibt ftehen, fiehet fie — und thut nichts.

„Aber wie konnten Sie doch um alle Welt fo zaudern, fich bey dem hier durchreifenden Minifter, von Ihrem Freunde, vorftellen zu laffen!" fpricht Refolutus zu Cunctator, der fich über Nichtbeförderung bey ihm beklagt.

Cunctator. Die Wichtigkeit dieſes Schrittes forderte Ueberlegung. Auf den erſten Eindruck kommt alles an. Vielleicht hätte mir dieſer miſsrathen, und da wären alle meine Hoffnungen vereitelt.

Reſolutus. Einen guten Eindruck auf den Miniſter zu machen, dieſs war ihre Sache. Als kluger Mann ſollten Sie ſich ſchon längſt dieſe Kunſt eigen gemacht haben. Es ſtand wirklich bey Ihnen, vortheilhaft vor Sr. Exzellenz zu erſcheinen; aber nicht bey Ihnen ſtand es, den Miniſter länger zu halten. Sie verlohren aus lauter Bedenklichkeit eine Gelegenheit, die wahrſcheinlich nicht ſobald wieder kommt. Machen Sie wenigſtens dem *Hofrathe von Leiden*, der ein Liebling des Miniſters iſt und morgen erwartet wird, Ihre Aufwartung. Es iſt ein edler, rechtſchaffener, menſchenfreundlicher Mann, der Hofrath.

Cunctator. Was wird es mir nützen? Eh der Hofrath nach der Reſidenz zurück gekehrt iſt, hat er meiner vergeſſen. Wichtigere Angelegenheiten werden ihn beſchäftigen.

Reſolutus. Rechnen Sie auf Ihren Freund Sternfeld; er iſt täglich bey dem Hofrathe.

Cunctator. Er hat zu wenig Verbindlichkeiten gegen mich, als daſs ich auf ſeine Dienſte rechnen könnte.

Reſolutus. Und Sie, lieber Freund, haben zu viel Bedenklichkeiten.

Cunctator. Ich will nicht voreilig ſeyn.

Reſolutus. Man iſt nicht voreilig, wenn man, nach vorhergegangener reifen Ueberlegung ſei-

ner Handlungen, mit Muth und Entschlossenheit zum Handeln selbst schreitet.

Cunctator. Wer stehet für den Ausgang?

Resolutus. Ich bedaure Sie! Bey ihrer Denkart werden Sie noch lange nach Beförderung seufzen müssen.

Allerdings hat *Resolutus* recht! Der muthlose, unentschlossene Cunctator wird sobald nicht vorwärts kommen. Seine Klugheit ist nur halbe Klugheit, so lange ihr Muth und Entschlossenheit mangeln.

D.

Biegsamkeit.

Sie ist entweder Biegsamkeit in Ansehung des *ganzen Charakters*, oder Biegsamkeit in Ansehung *des Plans seiner Anschläge.* Beyde sind nothwendige Eigenschaften des *Klugen.* — *Erstere* bestehet in der Geschicklichkeit, sich beständig dem Andern von der Seite und in dem Lichte sehen zu lassen, wo er nichts an uns entdecket, als was unserer jedesmaligen erlaubten Absicht gemäss ist, und in der Vermeidung alles dessen, was Verdriesslichkeiten auf der einen, oder auf der andern Seite nach sich ziehen könnte. — *Letztere* bestehet in der Fertigkeit, die Einrichtung seines Plans, der Hauptabsicht ohnbeschadet, nach Erforderniss der Umstände abzuändern. — Für beyde wollen wir Beyspiele geben:

Irvin hat es durch viele Uebung dahin gebracht, dass er sich dem Charakter eines jeden gemäss beträgt, jedem das zu seyn scheint, was die-

ſer ſelbſt iſt, ohne doch dabey ſeinen eigenen Charakter zu verläugnen. Alles, was er thut, und die Art, wie er es thut, erhält den Beyfall derjenigen, die mit ihm umgehen; denn er thut es ſo, daſs andere glauben, ſie würden in ähnlichen Fällen auf dieſelbe Weiſe ſich benehmen. Niemand hat etwas an dem handelnden *Irvin* mit Grund zu tadeln; denn er läſst nur das ſehen, was ſeinen Abſichten allemal gemäſs iſt, und da dieſe immer untadelhaft ſind, ſo hat man auch nichts an den Mitteln auszuſetzen, die *Irvin* veroffenbaret. Jeder ſagt zu ſich ſelbſt: „So würde auch ich handeln; denn ſo iſt es zweckmäſsig." — *Irvin* hat Biegſamkeit des ganzen Charakters.

Oreſt verfolget ſeine Hauptabſicht, ſeinen Zweck, den er vorher genau überlegt und, ſo viel als möglich, von allen Seiten genau durchgeforſcht hat, mit Beharrlichkeit. Er hat mehrere Mittel zu Erreichung deſſelben in ſeiner Gewalt, und ändert dieſe nach Beſchaffenheit der Umſtände, ohne dem Hauptzwecke untreu zu werden. Mancher glaubt, daſs Oreſt ſein ausgeſtecktes Ziel mit einem andern verwechſelt habe, da er doch nur im Grunde in dem Gebrauche der Mittel Aenderung getroffen hat. — Oreſt hat Biegſamkeit in Anſehung ſeiner Anſchläge.

E.

Standhaftigkeit.

Standhaftigkeit iſt die Stärke, bey ſeinem gefaſsten Entſchluſse zu beharren, ſo lange kein zweckwidriger Erfolg wahrſcheinlich zu vermuthen iſt.

Dadurch unterſcheidet ſich Standhaftigkeit von *Hartnäckigkeit*, *Halsſtärrigkeit* und *Eigenſinn*. Der Halsſtärrige, Eigenſinnige beharret auf ſeinen Entſchlüſſen auch dann, wenn er zureichende Gründe hat, von ihnen abzugehen, oder ſie zu ändern. Bey einem ſolchen Menſchen heiſst es: „Ich will, weil ich will!" Stat pro ratione voluntas. — Ein unbeſtändiger Menſch iſt ein unkluger Menſch; er wechſelt mit ſeinen Entſchlüſſen, wie die Mode mit ihren Caprizen. Jetzt hat er dieſen, und ehe man ſich's verſieht, wieder einen andern Zweck. Jetzt ergreift er dieſe, und in dem folgenden Augenblicke andere Mittel. Er eilet immer, und kommt nie zum *Ziele*. Er iſt unleidlich, wenigſtens immer lächerlich, gerade ſo, wie Herr *Variabilis* im folgenden Beyſpiele.

M o d e ſt u s. Nun, Freund, der Käufer für Ihr Landgut hat ſich gefunden, Ich denke, daſs Sie mit meiner Bemühung zufrieden ſeyn ſollen. Er läſst ſich alle Bedingniſſe gefallen, und iſt mit dem Kaufſchilling vollkommen zufrieden.

V a r i a b i l i s. Ich danke Ihnen für Ihre Mühe; aber ich muſs Ihnen ſagen, das Gütchen iſt mir nicht mehr feil.

M o d e ſt u s. Wie, Sie wollen nicht?

V a r i a b i l i s. Ich habe mich entſchloſſen, die Stadt mit dem Lande zu verwechſeln, und meinen Sohn unter meinen Augen auf dem Gute erziehen zu laſſen.

M o d e ſt u s. Soll er ſeine kaum angetretene Reiſe nicht fortſetzen?

V a r i a b i l i s. Er ſoll Landmann werden.

Modeſtus. War es doch Ihr ſehnlicher Wunſch, ihn den Geſchäften des Staats zu widmen. Wenn ich nicht irre, ſprachen Sie noch geſtern mit Eifer davon.

Variabilis. Das hindert nicht, mich eines Andern zu berathen. Er ſoll Landmann werden, das Gütchen ſelbſt beſorgen. — Wollten Sie nicht die Güte haben —

Modeſtus. Ich ſtehe zu Ihren Dienſten.

Variabilis. Meinen Sohn in meinem Nahmen zurück zu rufen. Im Kabinette dort finden Sie Schreibrequiſiten.

Modeſtus. Ich eile.

Variabilis. Nicht doch! Eben jetzt fällt mir ein Gedanke ein: Wie, wenn mein Sohn die Handlung ergriffe? — Mein Vermögen wäre kein übler Fond für ein Handlungshaus. Was ſagen Sie dazu?

Modeſtus. Ob aber auch Neigung auf Seiten Ihres Sohnes da iſt?

Variabilis. Dürfte ſich finden, wenn ſie mangelt. Ich bin Willens zur zweyten Ehe zu ſchreiten. Die Wittwe des Kaufmanns Robert —

Modeſtus. Sie überraſchen mich.

Variabilis. Es iſt nicht anders. Bisher war es ein Geheimniſs. Nun, da die Verlobung vor ſich gegangen, dürfen Sie es, darf es alle Welt wiſſen. Auf den 20ten dieſes iſt die Vermählung feſtgeſetzt.

Modeſtus. Ich gratulire! — Fräulein Louiſe wird ſehr unzufrieden ſeyn.

Variabilis. Beym Himmel, Freund, das Mädchen ſoll nicht Urſache haben, mich wortbrüchig zu ſchelten. Ich heurathe Louiſen.

Modeſtus. Aber die Wittwe —

Variabilis. Kann Wittwe bleiben.— Ueberbringen Sie, Freund, dieſen Schmuck an Louiſen.

Modeſtus. Ich dächte, die Sache wäre ſo eilig nicht.

Variabilis. Sie haben recht! Ich will mich beſinnen, oder vielmehr, ich habe mich ſchon beſonnen. Der Schmuck hat eine andere Beſtimmung. Er kann meinem Sohne ein mächtiges, viel vermögendes Haus gewinnen.

Modeſtus. Ihm, den Sie zum einfachen Landmann machen wollen, ſind Gönner dieſer Art eben nicht nothwendig.

Variabilis. Nun, Landmann ſoll er eben nicht werden, auch Staatsmann nicht; er ſoll für's Vaterland fechten, — ja, ja, das ſoll er! das muſs er!

Wir wollen ſehen, ob noch morgen Herr Variabilis dieſes Entſchluſſes ſeyn wird, woran ich aber ſehr zweifle.

F.

Scharfſinnige Beurtheilungskraft.

Wir verſtehen darunter denjenigen Grad von Vollkommenheit des Urtheilsvermögens, dem zufolge man die Aehnlichkeiten und Verſchiedenheiten der Dinge ſchnell zu finden vermag; alſo Witz und Scharfſinn. Der Kluge ſoll ſich in die *Zeit*, in die ihn umgebenden Umſtände und die Verhältniſſe

ſchicken, in denen er ſich befindet; er ſoll denſelben jederzeit gemäſs handeln, darnach ſeine Maaſsregeln nehmen; dieſs aber iſt nicht möglich, auſſer er dringet ſchnell in die Analogien und Diſparitäten der Dinge und Perſonen, der Geſinnungen und Handlungen ein, die ſich ihm ſo eben darbieten. Oft ſcheinen Sachen Menſchen nnd Handlungen einander ſehr ähnlich zu ſeyn, da doch im Grunde die gröſste Verſchiedenheit unter ihnen obwaltet. Wie ſehr würde ſich alſo der irren, der ſie auf einerley Art behandeln, ſich auf einerley Art gegen ſie benehmen wollte! Und eben ſo oft geſchieht es, daſs Dinge verſchieden zu ſeyn ſcheinen, die es doch wirklich nicht ſind, und alſo auch eine verſchiedene Behandlung fordern. Wer eine ſcharfſinnige Beurtheilungskraft hat, weiſs auf der Stelle, was zu thun iſt, iſt fähig auf der Stelle ſich zu berathen, und ſeine Abſichten, auch bey veränderter Lage der Sachen, durchzuſetzen, ſich zu behaupten, ja ſelbſt die ſich an ihm reibende Thorheit zu ſtrafen.

Die engliſche Regierung hatte es zu der Zeit, als die jetzt unabhängigen Freyſtaaten von Nordamerika noch den Britten unterworfen waren, im Gebrauche, alljährlich die Verbrecher aus den Gefängniſſen und Zuchthäuſern nach Nordamerika, ſo wie gegenwärtig nach *Botany-Bay* zu ſchicken. Die nordamerikaniſchen Pflanzer beſchwerten ſich ſehr über dieſe ungebetenen Gäſte, welche alle Laſter in die ſchuldloſen Kolonien brachten. Ihre Beſchwerden wurden aber nicht angehört, und die Schurken-Transporte dauerten fort. — *Franklin*

fand ein Mittel dagegen. Er schickte durch ein rückkehrendes Schiff dem englischen Minister *Walpole* eine Kiste voll *Klapperschlangen* mit einem höflichen Briefe, in welchem er diese giftigen Thiere dem Minister als ein Gegengeschenk für die übersandten Verbrecher anbot, mit der Bitte, er möchte diese lieben Geschöpfe, welche für Nordamerika eben das, was Diebe und Mörder für England wären, in die englischen Gärten verpflanzen und sich mehren lassen, damit die Engländer eben den Vortheil davon geniessen mögten, welchen die Nordamerikaner von den ihnen zugesandten Verbrechern hätten. — *Walpole* ward getroffen, und die Schurken-Transporte unterblieben.

Ein junger Offizier, der in einem Thore Berlins die Wache hatte, sah einen unansehnlichen, verwachsenen Juden aus dem Thore gehen, ohne ihn weiter zu kennen. Er wollte ihn ein wenig aufziehen, und fragte ihn unter andern, womit er denn handle, er wollte ihm etwas abschachern. — Der unbekannte Jude war der Philosoph *Moses Mendelssohn.* Mendelssohn lächelte und sagte ganz gelassen: „Womit ich handle, das kaufen Sie doch nicht, mein Herr." „Nun womit handelst du denn?" fragte der Offizier. „Mit Verstand, mein junger Herr!" war die Antwort. — Der Offizier trat beschämt zur Seite.

G.

Lebhafte Imagination.

Das Geschäft der Einbildungskraft ist, das Empfangene zu bearbeiten, und in neuen Gestalten

darzustellen, oder auch neue, durch die Sinne nicht geradezu empfangene Bilder und Reihen von Bildern hervor zu bringen. Dadurch hat der Mensch überhaupt ein inneres reichhaltiges Mittel zu tausenderley Erfindungen und Produkten des Geistes, zu den mannigfaltigsten Stellungen und Wendungen seiner Vorstellungen, ja selbst die Fähigkeit erhalten, fremde Gemüther nach seinen Absichten zu stimmen, welches ein wesentliches Stück der Klugheit ist.

Wer seine Imagination ausgebildet hat, läuft nicht Gefahr, daſs ihm sein Gedächtniſs einen schlimmen Streich spiele; er weiſs sogleich die Lücken desselben auszufüllen, bleibt im zusammenhangenden Vortrage, und gefällt durch die Abwechslung in den Vorstellungen, die er uns zum Besten giebt. Er nimmt an allen unseren gegenwärtigen Empfindungen Antheil, thut bald etwas hinzu, bald hinweg, verbreitet über die Gegenstände selbst dasjenige Licht, welches wir gerne sehen. Er ist angenehm, zeitverkürzend und gefällig. Er kleidet sich in gefälliges Lächeln, liebt angemessenen Schmuck, gehet in Metaphern und Allegorien einher, vergleicht, contrastirt, schildert und vergnüget mit interessanten Bildern und reitzenden Gemählden. Er ist voll *Laune* und äuſsert Empfindungen, die mit den Empfindungen jener übereinstimmen, mit denen er es zu thun hat.

Eine lebhafte Einbildungskraft ersetzet oft den Mangel realer Kenntnisse, und erhöhet um ein Groſses den Werth derjenigen, die wir wirklich haben.

Sie vermehret das Angenehme, und das Unangenehme weiſs ſie für unſer Gefühl ſtumpf zu machen, zu ſchwächen, oder gar zu verbergen. Sie vermag die Blüthe der Natur in unſeren Augen mit noch ſtärkeren Farben zu mahlen, und kann den Genuſs jedes Guten bis zum innigſten Vergnügen, ja bis zur Entzückung erheben. Es ſtehet in ihrer Gewalt, jede Handlung der Natur mit kennbarem Affekt zu beleben, und alle Freunden eines theilnehmenden Herzens unendlich zu vervielfältigen, und ſie noch immer geſchmackvoller zu machen. Die zerſtreuten Bilder lieblicher Gegenſtände in der Natur weiſs ſie, zur eigenen und fremden Beluſtigung, in ein Ganzes zu vereinigen, ihnen Leben und Bewegung zu ertheilen, körperlichen Dingen Ideen und Empfindungen, geiſtigen aber Körper; abſtrakte Gegenſtände perſonificirt ſie, und kleidet ſie in ſchimmerndes Gewand.

Dieſes Lob verdienet jedoch die Einbildungskraft nur alsdann, wenn die Vernunft ihre Zügel hält, und ſie von den höheren Seelenkräften begleitet wird; und auch nur dann iſt ſie der *praktiſcken Klugheit* nützlich und förderlich.

H.

Feinheit des Gefühls.

Unter *Feinheit des Gefühls* verſtehen wir hier diejenige Gemüthsſtimmung, vermöge welcher man im Stande iſt, ſich ſchnell in die jedesmaligen Empfindungen und Zuſtände anderer hinein zu finden, und ihnen gemäſs ſich in Ausdrücken

und

und Handlungen zu benehmen. Wer diese Gabe besitzt, erscheinet immer *allseitig*, und ist immer das, was Andere sind, ist ein Spiegel, in welchem sich Andere mit Wohlgefallen erblicken. Man gewinnt dadurch ausserordentlich viel bey Menschen. Sie legen Werth auf uns, weil wir so gefällig sind, Theil an allem zu nehmen, was sie sagen und thun; weil wir sie verstehen, ohne dass sie sich Mühe geben müssen, sich uns verständlich zu machen; weil wir sogleich wissen, wohin sie auch mit halben Worte, mit Blick und Miene zielen; weil wir ihren Wünschen entsprechen, und ganz nach ihrem Sinne zu seyn scheinen. „Es ist ein unvergleichlicher Mann! ein Mann, den man lieben muss!" heisst es denn, und man macht mit den Menschen, was man will, ohne dass sie es selbst bemerken. Indem es den Anschein hat, als lebten wir blofs für Andere, leben die Andern für uns, und sind die bereitwilligsten, sich, wenn wir es nöthig haben, für uns thätig zu verwenden, und die Erreichung unserer Zwecke zu beschleunigen.

Kriton. Nicht doch, lieber Philalethes! Ein Zug auf Ihrer Stirne widerspricht den Worten, die von ihren Lippen kommen. Sie sind unruhig.

Philalethes. Ich gestehe es; etwas verstimmt bin ich, ohne dass ich die Ursache selbst weiss.

Kriton. Es giebt Ursachen, lieber Freund, die uns verstimmen, ohne dass man sie zum deutlichen Bewusstseyn bringen will. Man thut auch nicht immer Unrecht daran. Oft sind sie von der Art, dass sie es nicht verdienen. Der weise Mann muss für vieles keinen Sinn haben.

Philalethes. Sie haben recht. Mückenstiche muſs man ignoriren.

Kriton. Allerdings! Um ſo eher hat man Ruhe, und der unbedeutende, kleine Feind ärgert ſich, daſs man ihn nicht würdigt, Notiz von ihm zu nehmen. Biedere, verſtändige Männer ſchätzen doch immer das wahre Verdienſt. Und treiben es die muthwilligen Mücken zu toll, ſo verdirbt man ihnen das Spiel; man gehet ihnen aus dem Wege und verachtet ſie.

Philalethes. Wie aber, wenn die Stiche zu empfindlich ſind, wenn die Neckerey nicht nachläſst, wenn der Muthwille zu weit geht?

Kriton. Dann zeigt man, daſs man ſich nicht ungeſtraft beleidigen läſst.

Philalethes. Bey Gott das will ich auch!

Kriton. Ruhig, mein Freund! Ich überneh-me das Geſchäft. Beſchämt ſollen die zurücktreten, die die Ruhe eines Mannes Ihrer Art ſtören. Ich weiſs, von welcher Seite man ſie angreift, weiſs, wie unbillig, wie höchſt unedel man Ihnen zuſetzt, und habe Mittel in Händen, die Beleidiger kirre zu machen. Ihr Anſehen, Ihre Ehre ſollen dabey im hellſten Lichte erſcheinen, und ihr edler Charakter die kleinen Seelen von Ihnen ſcheuchen.

Philalethes. Ich bin nicht rachſüchtig.

Kriton. Vertheidigung unſerer Rechte iſt nicht Rache. Groſsmuth, die ſchöne Tugend, die Ihnen ſo theure Tugend, Groſsmuth, ſage ich, ſoll Ihre Feinde beſiegen. Ich will Sie durch Groſsmuth rächen. Leben Sie wohl.

I.

Beherrſchung ſeiner ſelbſt.

Der Kluge muſs ſchlechterdings Meiſter über ſich ſelbſt ſeyn. Er muſs unaufhörlich auf der Wache ſtehen, damit er keine Blöſse gebe, keine Neigung und Gemüthsbewegung verrathe, die ihm ein nachtheiliges Urtheil zuwege bringen, ſeinen Charakter der Critik ausſetzen, oder eine ſchwache Seite an ihm, Andern entdecken könnte. Er muſs ſich immer von der beſten Seite zeigen, immer, wenn ich ſo ſagen ſoll, im Staatskleide, nie im Schlafrocke, erſcheinen. Er muſs ſeine Wünſche, Tendenzen, Begierden und Affekten im Zügel halten können, wenn ſie nicht ſchickliche Mittel zu Erreichung ſeiner erlaubten Zwecke ſind. Es muſs ihm ein Leichtes ſeyn, Widerſprüche zu ertragen, bey den Bocksſprüngen Anderer gelaſſen zu bleiben, ſein Urtheil für ſich zu behalten, ſein vom Wohlwollen überflieſsendes Herz einzuſchränken, ſeinen Eifer für die gute Sache zu mäſsigen wenn es die Umſtände erheiſchen. Er muſs es ſich zum Grundſatze gemacht haben, daſs ſich nicht Zeit, Ort, Umſtände und Perſonen in ihn, ſondern er ſich in ſolche ſchiken müſſe. Kann er das nicht, läſſet er ſich immer in puris naturalibus ſehen, trägt er ſein Herz immer auf der flachen Hand, ſo mag man ihn wohl einen *geraden* Mann nennen, aber den Beynahmen eines *Klugen* verdient er nicht. Er iſt dann das Spiel des Muthwillens, das Opfer des Liſtigen, der Ballen, den Schurken einander wechſelsweiſe zuwerfen. Seine

Abſichten kann er nicht durchſetzen. Er kommt überall zu ſpät, und hat es bey jedem ſeiner Schritte mit Hinderniſſen zu thun, deren Wegräumung ihm Zeit und Kräfte nimmt, ſeine beſten Zwecke zu realiſiren.

Um in der *Selbſtbeherrſchungskunſt* vorzurücken, muſs man ſich hauptſächlich folgende vier Stücke angelegen ſeyn laſſen:

1) Erkenntniſs ſeiner ſelbſt;

2) Anſichhaltung;

3) Bezähmung leidenſchaftlicher Zuſtände, und

4) Gleichförmigkeit der Handlungsweiſe.

Erkenntniſs ſeiner ſelbſt. Der kluge Mann verhindert durch reife Ueberlegung jede Aufwallung in ſeinem Innern. Nur gemeine Menſchen laſſen ſich davon hinreiſſen. Der erſte Schritt zu dieſer Vorſicht iſt eine genaue Beobachtung ſeiner ſelbſt, um zu bemerken, daſs man in Hitze geräth. Alsbald man dieſes bemerkt, muſs man ohne Zeitverluſt auf den Kampfplatz treten, und mit Vorſicht berechnen, bis auf welchen Grad man den Affekt ſteigen laſſen darf. Unſer Verſtand muſs wachſam ſeyn, um das Moment genau aufzufaſſen, wo die Gemüthsbewegung Halt machen ſoll. Es iſt ein groſser Beweis einer reinen Urtheilskraft, wenn man bey noch ſo vielen Anwendungen von Leidenſchaft ſeine Geſetztheit und Selbſtmacht behauptet. Sobald die Leidenſchaft herrſcht, tritt die Vernunft zurück. Beobachtet man die gegebene Regel, ſo bleibt die Vernunft auf ihrem Poſten, und die Schranken der Pflicht werden nicht über-

fchritten. Will man die Leidenfchaft bändigen, fo mufs man den Zügel nie aus der Hand laffen; dann gilt man für einen braven Reiter.

Die Beobachtung feiner felbft führet den Menfchen zur Erkenntnifs feiner Fehler; und es ift eine alte Wahrheit, dafs die Erkenntnifs feiner Fehler fchon ein wichtiger Schritt zur Befferung ift. Auch der vollkommenfte Menfch hat gewiffe Fehler, in die er verliebt ift, oder mit denen er fich wohl gar fchon verheurathet hat. Man kann fie die *Lieblingsfehler* des Menfchen nennen. Sie haben ihren Sitz in den Kräften der Seele. Je gröfser der Geift, um fo gröfser die Fehler, und um fo mehr fallen fie auf. Grofse Geifter erkennen allerdings ihre Fehler, aber leider, lieben fie folche oft nur zu fehr.

Man foll fich überhaupt keiner Leidenfchaft hingeben; man achtet fich felbft als Vernunftwefen nicht, und verdunkelt jede Vollkommenheit, die man fonft hat. Bemerken Andere, dafs wir Sklaven diefer oder jener Leidenfchaft find — und wie leicht ift das nicht zu bemerken! — fo verlieren wir alles in den Augen derfelben. Welche fchöne Gelegenheit bietet fich von diefer Seite dem Menfchen dar, fich felbft zu überwinden, und allen übrigen Vollkommenheiten dadurch die Krone aufzufetzen, fich Achtung, Vertrauen, fogar Ehrfurcht bey Andern zu erwerben! Dinge, ohne welche *Klugheit* nicht thätig feyn kann. — Unter den Fehlern, die uns ankleben, giebt es immer einen Hauptfehler, welcher feiner Haupttugend das Gegengewicht hält. Wird diefer Fehler begünftigt,

fo herrfcht er, wie ein Tyrann, und begünftigt wird er, wenn man ihn nicht kennet. Wollen wir, — wie wir denn auch follen, — einen folchen Fehler bekriegen, fo müffen wir ihm zuvörderft durch ein Manifeft bekannt machen, dafs wir feine gefchwornen Feinde find; wir müffen ihm den Krieg förmlich ankündigen. Haben wir ihn nur erft wirklich erkannt, dann ift er bald überwunden, befonders, wenn wir felbft ihn für fo grofs anfehen, als er in den Augen anderer Perfonen erfcheint. Wer fich felbft beherrfchen lernen will, mufs über fich wachen. Ift der herrfchende Fehler ausgerottet, den man als die Quelle aller übrigen anfehen mufs, fo find diefe letztern fodann leicht zu heilen.

Anfichhaltung. Der Kluge mufs nach dem Beyfalle der Menfchen trachten, mit denen er es zu thun hat. Dazu trägt nun bey, dafs alles, was er redet und thut, den Reitz der Neuheit habe und Ueberrafchung mit fich führe. Mit aufgelegter Karte fpielen, bringt weder Vortheil, noch Vergnügen. Man mufs alfo dafür forgen, das man uns nicht ganz auswendig kenne; man mufs an fich halten, im gewiffen Grade verfchloffen feyn. Auf diefe Art erhält man Andere in Spannung, vorzüglich wenn es eine Angelegenheit von Wichtigkeit betrifft, auf welche die allgemeine Erwartung gerichtet ift. Man ahndet dann überall etwas Befonderes, Nicht-Alltägliches, und fo was erregt Bewunderung. Ift es nöthig, fich heraus zu laffen, fo mufs man einige Dunkelheit in feine Ausdrücke legen, und im Umgange mit Menfchen nicht immer offenherzig reden. Verfchwiegenheit ift das Heiligthum

der Klugheit. Nie ift ein Plan bewundert worden, den man fchon vor feiner Ausführung kannte. Man fetzet fich, wenn man fich zu vorzeitig entdeckt, einer um fo fchiefern Critik aus, und ift doppelt unglücklich, wenn das Unternehmen mifslingt. — Will man allgemeine Achtung gewinnen, fo mufs man fich hüten, irgend jemand bis auf den Grund unfers Wiffens und unferer Fähigkeiten dringen zu laffen. Man laffe fich kennen lernen, aber nicht durchblicken. Wer fich ganz und gar zu erkennen giebt, zeiget dadurch Anderen die Grenze feiner Kraft, und ift der Verlierende. Er gehe alfo fparfam mit fich um. Glaube, von Ungewifsheit begleitet, fichert einem Manne, deffen Geift man nicht ausgemeffen hat, mehr Ehrfurcht, als eine vollendete Kenntnifs aller feiner Vollkommenheiten und Talente, wären fie auch noch fo grofs. — Die *Anfichhaltung* fordert ferner, dafs man Herr feiner *Zunge* fey. Diefe gleicht einem wilden Thiere, welches nicht fo leicht wieder an Ketten zu legen ift, wenn es fich einmal losgeriffen hat. Die Zunge ift gleichfam der Puls der Seele; nach feinem Schlage beurtheilt der weife Mann den Charakter von diefen, und fchliefst auf die inneren Eigenfchaften des Herzens. Man mufs durchaus vorfichtig handeln, und von Seiten feiner gefafsten, gutmüthigen Stimmung, wie *Janus*, und von Seiten feiner Klugheit, wie *Argus* erfcheinen. *Momus* hätte nicht fowohl darüber klagen follen, dafs der Menfch kein Fenfter an der Bruft habe, als vielmehr darüber, dafs ihm an den Händen keine Augen gegeben worden find. Zurückhal-

tung in Worten verräth einen Verſtand von groſſer Fähigkeit. Ein Charakter, welcher nichts verbergen und verheimlichen kann, gleicht einem offenen Briefe. Zurückhaltung ſetzet einen hohen Grad von Herrſchaft über ſich ſelbſt voraus. Sie iſt der ſchönſte Triumph über unſere Schwäche. Man legt der Zurückhaltung vorzüglich zwey Fallen; man ſucht jenen Menſchen, denen ſie eigen iſt, durch Widerſpruch eine Eröffnung zu entlocken, oder man bringt ſie durch beiſſende Reden in Hitze. In ſolchen Fällen muſs der Kluge am meiſten auf ſeiner Huth ſeyn. Er iſt nie zu ſehr offen gegen Andere, und läſſet eben ſo wenig zu, daſs Andere es gegen ihn ſeyn. Ein ernſtes, mit weiſer Verſchloſſenheit verknüpftes Betragen, giebt ihm Anſehen. Man verlieret dieſes, wenn man ſich *familiariſiret.* Staunen wir doch die Sterne des Firmaments nur deſshalb an, weil zwiſchen ihnen und uns eine Unendlichkeit des Raumes liegt. Wenn man ſich daher in Entfernung hält, ſo kann man auf Hochachtung rechnen; macht man ſich hingegen zu ſehr gemein, ſo iſt Verachtung unſer Loos. Man muſs gegen Niemanden zu vertraut ſeyn; nicht gegen ſeine Vorgeſetzten, weil man dadurch gefährdet wird; nicht gegen ſeine Untergebenen, weil man dadurch an Achtung verliert; am allerwenigſten aber gegen jene kleine Menſchen, die ihre Unwiſſenheit hochmüthig macht. Dieſe ſind einfältig genug, die Ehre, die man ihnen durch ſeine Annäherung erzeigt, für einen Tribut zu halten, den man ihren Verdienſten ſchuldig ſey. — Zur *An-*

ſichhaltung gehört auch die Verbergung ſeiner Schwächen. Haſt du einen böſen Finger, räth die Klugheit, und du zeigeſt ihn, ſo kommt jedermann und ſtöſst daran. Klage auch nicht einmal über denſelben; denn die Bosheit greift immer den ſchwächſten Theil an, und freuet ſich dann, wenn es dich kränkt. Sie wendet alle erſinnliche Mittel an, um unſere Wunden zu entdecken, und ſondirt ſie bis auf das friſche Fleiſch im Grunde derſelben. Der kluge Mann gebe nie ein Verbrechen, ſey es nun ein perſönliches oder angeerbtes, bloſs. Das Glück ſelbſt ſcheint zuweilen ſeine Luſt daran zu finden, wenn es einen Menſchen an einem Orte verwundet, wo der Schmerz am ſtärkſten iſt. Der Verſtändige laſſe alſo nie merken, weder was ihn peinigt, noch was ihn ergötzt. So wird jenes bald enden, und dieſes deſto länger dauern. Wenn man ſeine Schwächen nicht zu verbergen weiſs, ſo iſt man der Gefahr ausgeſetzt, ſein ganzes *Anſehen* einzubüſsen. Man erſcheint als ein Leichtſinniger, und Leichtſinn iſt mit Anſehen unter den Menſchen unvereinbar. Der ernſte, geſetzte Mann ſcheint mehr als Menſch zu ſeyn; der Leichtſinnige wird für weniger als Menſch gehalten.

Bezähmung leidenſchaftlicher Zuſtände. Seiner ſelbſt mächtig ſeyn, iſt ein Zeichen einer erhabenen Seele. Die ſtärkſte Herrſchergewalt beſtehet darinn, daſs man ſich ſelbſt und ſeine Leidenſchaften zu regieren weiſs; es iſt der Triumph des freyen Willens. Wenn ſich je Leidenſchaft unſerer Seele bemächtigt, ſo müſſe dieſs nur kei-

nen Einflufs auf unfere Handlungen haben; oder wir ftofsen gewaltig gegen die Klugheit an. Im Zuftande der Leidenfchaft herrfchet die Sinnlichkeit, die Vernunft ift ausgefchloffen, und wie kann Klugheit ohne Vernunft beftehen? Wer feiner immer mächtig ift, erfparet fich vielen Kummer, und erwirbt fich ausgezeichnete Achtung. Man mufs befonders in nicht vorhergefehenen Fällen über fich herrfchen können. Oft verwickeln fich Menfchen in einem Augenblicke, wo Zorn oder Freude fie befiegen, in mehr unangenehme und nachtheilige Verhältniffe, als es hätte in einer langen Reihe von Stunden gefchehen können, wo fie gelaffen gewefen wären, und ihre Selbftftändigkeit hätten behaupten können. Man kann aus Leidenfchaft in kurzer Zeit eine Uebereilung begehen, welche man dann während feines ganzen übrigen Lebens bereuen mufs. Die Bosheit ftellt der Klugheit Netze; fie bedienet fich der Leidenfchaften gleichfam als eine Art von Folter, wodurch man die verborgenften Heimlichkeiten ihres Herzens herauspreffen kann. Mäfsigung und Selbftmacht müffen ihr das Gegengewicht halten, befonders bey Angelegenheiten, wo es auf fchnellen Entfchlufs und rafche Ausführung ankommt.

Oft greifen uns Neider an, oft reibet fich die Eiferfucht an uns, oft wollen uns unfere Atipathien irre führen, und nicht felten müffen wir gegen leidenfchaftliche Rivalität kämpfen. Sehr oft entbrennen wir vor Begierde, unfere Meinungen geltend zu machen, mit unferen Einfichten zu glänzen, unfere Einbildungskraft brilliren zu laffen;

und den Stachel der Satyre anderen fühlbar zu machen, die uns aufziehen. Alles diefs find Klippen, an denen unfere Klugheit fcheitern kann, alles Quellen unordentlicher Gemüthsbewegungen. Es ift nicht überflüffig, über jede derfelben hier eine kurze Belehrung mitzutheilen.

1) „Siege über Eiferfucht und Neid!" Die Angriffe des Neides verachten, ift eine fehr heilfame Maxime. Der kluge Mann übt an dem Neide die heldenmäfsige Rache aus, dafs er ihm durch Handlungen Qualen verurfacht, welche erhaben und edel find. Jeder glückliche Erfolg eines Mannes von Verdienft ift für den Neidifchen eine Folter, und der Ruhm, den fein Nebenbuhler erlangt, ift für ihn eine Hölle. Man kann den Neidifchen nicht empfindlicher quälen, als wenn man ihm durch die Glückfeligkeit, deren man geniefst, und durch fichtbare Ruhe des Gemüths, durch Freundlichkeit und zuvorkommende Gefälligkeit ein Gift bereitet.

2) Der Menfch hat einen gewiffen Hang zu blindem Haffe; er hafst oft, ohne das Wefen zu kennen, das er hafst, ohne fich eines hinreichenden Grundes, warum er haffet, bewufst zu feyn. Der kluge Mann mufs diefen Hang in fich tilgen. Es ift grofs, frey von diefer Leidenfchaft zu feyn. Es ift fchändlich, diejenigen zu haffen, die geliebt zu werden verdienen; und fchön ift es, mit edlen Seelen zu fympa-

thiſiren; aber klein und verächtlich iſt es, eine Antipathie gegen irgend jemand — auſser gegen den Böſewicht und Taugenichts — zu hägen.

3) Vermeidung leidenſchaftlicher Rivalität. Man verliert ſein Anſehen, wenn man ſich mit Nebenbuhlern balget. Rivalen und Nebenbuhler haben, halten Manche für ein Zeichen groſser Verdienſte. Aber ſie irren ſich. Die Klugheit iſt dagegen. Nebenbuhler ſuchen einander allezeit in Schatten zu ſtellen, führen ſelten einen redlichen Krieg. Der Wetteifer des Ehrgeitzes entdeckt Fehler, welche vorher eine höfliche Beſcheidenheit verbarg. Viele Menſchen haben einer groſsen Achtung genoſſen, bis ſie Rivale bekamen. Bey dem Widerſpruche beyderſeitigen Intereſſes erhitzen ſich die Gemüther, und einer ſucht den andern zu verdunkeln.

4) „Sey nicht leidenſchaftlich in Behauptung deiner Meinungen!" Wenn zwey Perſonen entgegengeſetzte Meinungen hegen, ſo ſetzet die eine wie die andere voraus, die Vernunft ſey auf ihrer Seite. Allein die Vernunft hält es allezeit ſtandhaft mit der Wahrheit, und hat nicht zwey Geſichter. Der kluge Mann ſtelle in ſolchen Fällen eine ſcharfe Prüfung an, und ſuche durch vernünftige Zweifel die Hartnäckigkeit ſeines Gegners niederzuſchlagen. Zuweilen mag er auch zum Scheine

die Meinung desſelben annehmen, um ſich deſto genauer von ſeinen Gründen zu unterrichten. Dadurch bewirket er, daſs er weder die Meinung des Andern unbeſonnener Weiſe verwirft, noch für die ſeine eine beſondere Vorliebe faſst.

5) Aber auch in Mittheilung ſeiner Einſichten muſs man zurückhaltend ſeyn. Der iſt kein Candidat der Klugheit, der bey der Mittheilung ſeiner Einſichten und Geſchicklichkeiten, ſo wie bey der Offenbarung aller ſeiner Vollkommenheiten nicht eine weiſe Sparſamkeit beobachtet. Dieſen Kunſtgriff brauchen groſse Meiſter ſelbſt, wenn ſie Unterricht in ihrer Kunſt geben. Mann muſs immer eine gewiſſe Ueberlegenheit zu behaupten wiſſen. Theilet man einem andern ſeine Kunſt mit, ſo muſs man es mit Kunſt thun. Man muſs eben ſo wenig bey der Belehrung anderer die Quelle ſeiner Einſichten erſchöpfen, als man alles auf einmal verſchenken darf. Man würde dadurch ſeinen Ruf und ſein Anſehen verlieren. Wenn man Andern fortdaurend gefallen und ihnen ſeinen Umgang lehrreich machen will, muſs man immer etwas auſſparen, wodurch ihre Bewunderung unterhalten werde, muſs immer einen höhern *Grad* von Vollkommenheit in Bereitſchaft haben, wodurch man ſie intereſſire.

6) Eben ſo nöthig, um klug zu verfahren, ſeiner Einbildungskraft nicht allzu freyes Spiel zu laſſen, und ja nicht leidenſchaftlich ihren Bildern anzuhängen. Wenn man ſich in dem Rufe eines Weiſen erhalten und zufrieden leben will, muſs man auch in dieſem Stücke beſonders vollkommene Herrſchaft über ſich haben. Auſserdem maſst ſich die Einbildungskraft eine wahre Tyranney über uns an, überflügelt den Verſtand, beglückt uns, oder ſchlagt uns nieder, je nachdem es ihr gefällt, uns Bilder und Eindrücke zuzuführen. Hier ſtellet ſie nichts als Leiden dar, dort mahlet ſie nichts anders, als Scenen der Wolluſt. Thoren ſind es, die ſich von dieſen Gemählden hinreiſſen laſſen. Der Kluge kennet dieſen Mahler und trauet ihm nicht; er prüft ſeine Farben und Pinſel auf dem Probierſteine der Vernunft, und läſst dieſe immerdar den Wächter über ſie machen.

7) Es giebt ſo kleine Seelen, die ſich daran vergnügen, den ehrlichen Mann aufzuziehen. Es iſt leicht, hier leidenſchaftlich zu werden. Aber die Klugheit räth: „Ziehe niemanden auf, ertrage es aber mit Sanftmuth, wenn man dich aufzieht." Die beſte Regel, die hier gegeben werden kann, iſt: daſs man die ſcherzhaften Einfälle Anderer über uns ohne Empfindlichkeit hinfallen läſst, und ſich gar nicht die Mühe nimmt, ſie aufzuheben. Oft werden uns

durch Raillerie grofse Wahrheiten eröffnet. Unternimmt man es felbft, über jemanden zu fcherzen, fo berechne man eher genau, wie weit die Stärke feines Geiftes und die Selbftmacht feines Charakters reicht.

Gleichförmigkeit der Handlungsweife. Man wird taufend Fehler gegen die Klugheit begehen, wenn man fich in feinen Handlungen nicht gleich bleibt. Es giebt Perfonen, die keinen Tag find, wie am andern; fie haben gleichfam für jeden Tag einen andern Verftand, einen andern Willen, einen andern Charakter; keinen deutlichen Begriff überhaupt von dem, was vollkommen ift. Der Kluge verändert zwar jezuweilen feine Art zu handeln, aber er verändert fie nur dann, wenn fich Verhältniffe und Umftände ändern. Daher die Regel: „Schicke dich in die Umftände, fchicke dich in alle Menfchen!" Sich in die Zeit zu fchicken, und feine Maafsregeln den jedesmaligen Umftänden gemäfs nehmen, ift eine grofse Vollkommenheit. Wer feine Zwecke durchfetzt, verliert feinen Ruf nie. Was uns an Gewalt abgeht, müffen wir durch Feinheit und Gewandtheit erfetzen. Vorzüglich müffen wir uns in alle Menfchen zu finden wiffen; müffen die Kunft verftehen, fröhlich mit den Fröhlichen, traurig mit den Traurigen, gelehrt mit den Gelehrten, ernfthaft mit den Ernfthaften zu feyn. So gewinnt man die Herzen. Die Klugheit will, dafs man die Fertigkeit befitze, fich gleichfam in jeden Andern zu metamorphofiren, in feine Launen und feinen Charakter einzugehen. Um in den Befitz diefer feltenen Kunft zu

kommen, mufs man vor allem andern Herr feiner eigenen Laune feyn; und man ift es, wenn man nie aus Laune handelt. Man mufs daher feine herrfchenden Neigungen kennen, ihren Aufwallungen zuvorkommen, und lieber in der Kaltblütigkeit zu weit gehen, um nur das Gleichgewicht der Vernunft zu behaupten. Es giebt unerträgliche Menfchen, die bald von diefer, bald von jener Laune fortgeriffen werden, und ihre Grundfätze wie ihre Launen wechfeln. Sie intereffiren fich für ganz entgegengefetzte Dinge, und werden immer von einem Strome fortgeriffen, der ihren Willen verdirbt, und den Gang ihrer Urtheilskraft mifsleitet. Es ift verächtlich anzufehen, wie manche fich von ihren Launen tyrannifiren laffen. Sie behaupten heute, was fie geftern läugneten; bald folgen fie ihrer Vernunft, bald ftofsen fie fie mit Füfsen von fich; in ihren Urtheilen ift nichts Haltbares; alles fchwankend und flatternd. Ueberdiefs find fie in jedem Augenblicke bereit, ganz widerfprechende Verbindlichkeiten einzugehen, und wenn fie fich felbft nun recht grob widerfprochen haben, können fie noch die Stirne haben, allen andern widerfprechen zu wollen. Wer das Elend ihrer Seele kennt, überläfst fie ihrer Verirrung. Solche Menfchen werden immer von irgend einer Laune beherrfcht und von ihren Leidenfchaften gleichfam verkrüppelt; fie find unerträglich für Andere in jedem Verhältniffe, Feinde des gefelligen Umganges und alles anftändigen, edlen Betragens gegen Mitmenfchen. Den vortrefflichften Gegenftänden gewinnen fie keinen Gefchmack ab. Sie find unheil-

ba-

barer, als entſchiedene Narren. Den Narren kann man durch Artigkeit zähmen; der Launenhafte wird immer ſchlimmer; Vernunftgründe nimmt er nicht an; denn er hat keine Empfänglichkeit für ſie. Indeſſen darf man mit dem Menſchen von ſo pöbelhafter Launenhaftigkeit den Mann nicht verwechſeln, der zuweilen, aber nur ſelten, aufbrauſet, und immer wegen eines wichtigen Gegenſtandes; denn man müſste die Einfalt ſelbſt ſeyn, wenn man ſich über gar nichts ärgerte. Es iſt nur die Rede von einer Launenherrſchaft, die immer fortdauert, und die man jeden empfinden läſst. — Zur Beherrſchung ſeiner Launen wird eine gute Portion *Kaltblütigkeit* erfordert und *allſeitige Ueberlegung.* Wer bey völliger Zuverſicht auf ſeine gerechte Sache ungünſtige Richterſprüche bekommt, thut am beſten, wenn er um Reviſion ſeines Proceſſes anſucht. Auf ähnliche Weiſe fordert die Klugheit in jedem Falle, daſs man ſich die verhältniſsmäſsige Zeit zum Nachdenken nehme, ehe man etwas thut. Man geräth da immer auf neue Ideen, welche dazu beytragen, den Entſchluſs richtiger und die Handlung zweckmäſsiger zu machen.

K.

Welt und Menſchenkenntniſs.

Die Klugheit ſoll, nach dem bereits gegebenen Begriffe, uns die Kenntniſs und den geſchickten Gebrauch derjenigen Mittel lehren, wodurch der Menſch unter Menſchen ſeine äuſsere Glückſeligkeit ſo gut, als die jedesmaligen Umſtände es

gestatten, befördern und erhalten kann. In dieser Hinsicht besiehlt sie vor allem andern:

Beobachte gegen alle Menschen, mit denen du umgehest, und durch deren Mitwirkung deine äussere Glückseligkeit gewinnen kann, ein solches Betragen, dass du sie dir geneigt machest, und dadurch für dein Bestes sich wirklich zu interessiren vermögest.

Aber wie ist das möglich, da die Menschen in Rücksicht auf ihre Art zu denken, in Rücksicht auf ihre Gesinnungen, Neigungen und Abneigungen, so unendlich verschieden sind?

Die allgemeine Antwort hierauf, und das allgemeine Mittel, diesen Zweck zu erreichen, ist:

Passe dein Betragen der individuellen Gemüthsart der Menschen an. Behandle sie nach solchen Maximen, dass dich Jedermann, nach seiner Gemüthsart achten, schätzen und lieben könne.

Ein solches Betragen wird aber erst dann möglich, wenn man zuvor die Gemüthsart der Menschen ausgeforscht, und, so vie als möglich zuverlässig kennen gelernet hat. Um dieses zu Stande zu bringen, muss man vorläufig *Menschenkenntniss im Allgemeinen* sich verschafft haben; d. i. man muss vorläufig wissen, was der Mensch, überhaupt genommen, *ist*, um zu wissen, was dieser oder jener Mensch, mit dem wir uns einzulassen gedenken, *insbesondere ist*.

Unter *allgemeiner Menschenkenntniss* verstehen wir die Theorie von den allgemeinen Verschiedenheiten menschlicher Gemüthsarten, sammt deren nächsten und entfernten Gründen.

Man erwirbt diese Kenntnifs

1) durch Reflexion über die menschlichen Gemüther, in so fern sie in der Erfahrung erscheinen.
2) Durch das Studium des Eigenen der Geschlechter, des Alters, der Nationen, der Temparamente, der herrschenden Leidenschaften und der Berufsarten.
3) Durch das Studium der Physiognomie.

Ueber jeden dieser Punkte wollen wir das Nöthigste in folgenden Paragraphen beybringen.

§. 8.

Von den Mitteln, welche zur Erkenntnifs der menschlichen Gemüther führen.

Der Zustand des Gemüthes eines Menschen kann beurtheilt werden:

1) aus seinen Handlungen;
2) aus besonderen Lagen und Verhältnissen, in denen sich der Mensch befindet;
3) aus den Gesellschaftern, Freunden und Feinden eines Menschen;
4) aus gewissen äusseren Ursachen, die Einflufs auf den Charakter haben;
5) aus dem Zusammenhange der Neigungen, und endlich
6) durch die Erkenntnifs seiner selbst.

§. 9.

Wie beurtheilt man den Menschen aus seinen Handlungen?

Die Handlungen des Menschen, wenn sie gleich

oft aus Zwang und Verſtellung hervor gehen, ſind doch immer ein Spiegel derSeele. Sie ſtehen mit dem Willen in einem unmittelbaren Zuſammenhange, und laſſen daher auf die Beſchaffenheit deſſelben wenigſtens mit groſser Wahrſcheinlichkeit ſchlieſsen. Selbſt wenn Zwang und Verſtellung mitwirken, ſo ſchimmert dennoch derZuſtand des Willens hindurch, und das, was dem Menſchen zur Natur geworden iſt, läſſet ſich niemals ſo ganz verbergen, daſs nicht das Auge des Beobachters durch die darüber geworfene Hülle dringen könnte. Indeſſen darf man aber nicht glauben, daſs *einzelne Handlungen* ſchon das Gemüth eines Menſchen verrathen, auch nicht eine Menge derſelben, wenn man nicht die Triebfedern und Beweggründe genau kennt, die ſie veranlaſsten, die den Willen des Handelnden beſtimmten. Man muſs erſt lange mit einem Menſchen Umgang pflegen, oder, nach dem alten Ausdrucke, einen Scheffel Salz mit ihm gegeſſen haben, ehe man ihn zu kennen, und ſeine Handlungen recht zu verſtehen glauben darf. Ein langer Umgang mit einem Menſchen zeiget ihn uns, wie er unverſtellt und frey vom Zwange beſchaffen iſt, welche Triebfedern ihn in Bewegung ſetzen, welche Neigungen ihm eigenthümlich ſind. Daher folgende Regeln bey Beurtheilung eines Menſchen aus ſeinen Handlungen.

1) Sehe nicht ſo ſehr auf die Handlung ſelbſt, ſondern hauptſächlich auf die Triebfedern und Beweggründe derſelben, und beobachte zu dieſem Ende deinen Mann lange, um zu erfahren, ob dieſe Triebfedern

und Beweggründe die gewöhnlichen des Menſchen ſind, den du vor dir haſt.

2) Beobachte ihn in Zuſtänden, wo er ſich entweder nicht verſtellen kann, oder keine Urſache hat, ſich zu verſtellen, oder die Verſtellung ihm läſtig und beſchwerlich fallen müſste. Der Menſch aber kann ſich nicht verſtellen im Affekte, und hat keine Urſache ſich zu verſtellen, wo er glaubt, entweder gar nicht bemerkt und verſtanden zu werden, oder wo ihm wenig oder nichts daran liegt, wenn man ihn auch verſtünde. Zu läſtig und beſchwerlich hingegen wird die Verſtellung, wenn ſie zu lange fortgeſetzt werden muſs. Der ſich Verſtellende ermüdet, und giebt unvermerkt den Zwang auf, den er ſich ſo lange angethan hat.

Man muſs die *Affecten* der Menſchen ſtudieren. Es beſchäftiget ſich dieſes Studium mit Beantwortung folgender Fragen: Iſt der Menſch leicht oder ſchwer in Affekt zu bringen? Widerſtehet er mit Vernunft den Ausbrüchen des Affekts, oder überläſst er ſich demſelben ganz? Welchen Affekten iſt er am meiſten ausgeſetzt? Welchen Grad von Stärke erreichen ſie bey ihm? Wie lange halten ſie an? Wie beträgt ſich der Menſch nach dem Affekte? Siehet er die begangenen Fehler leicht ein, und bemüht er ſich ſolche zu verbeſſern, oder ſucht er ſie zu bemänteln, oder wohl gar trotzig und ſtolz zu vertheidigen? Aus der richtigen Be-

Beantwortung dieſer Fragen lernet man kennen:

1) Die abſolute und relative Stärke der Sinnlichkeit ſowohl als der Vernunft;
2) Den Grad der Cultur, den der Menſch empfangen hat, ſowohl, der literariſchen als moraliſchen;
3) die herrſchenden Neigungen und Temperamentsbeſchaffenheit, Triebfedern und Beweggründe;

Daſs ſich hieraus Verhaltungsregeln in Anſehung des Umgangs, der Behandlung und des Verkehrs mit Menſchen ſowohl in Rückſicht ihrer, als in Hinſicht auf uns ſelbſt abſtrahiren laſſen, iſt leicht einzuſehen. Man weiſs, wie weit man ſich auf ſie verlaſſen kann, oder nicht, was ſie zu leiſten, oder nicht zu leiſten im Stande ſind, welchen Grad vom Vertrauen ſie verdienen, welche ſchwache Seiten und offene Zugänge ſie haben, wie man ihre Achtung, Liebe und Freundſchaft gewinnen, und ſie im Beleidigungsfalle wieder verſöhnen kann, was ſie in gewiſſen Umſtänden zu begehen fähig ſind.

Das *Studium der Affekten* fordert ferner, daſs man die beſondern Arten der Affekten bey verſchiedenen Individuen mit einander vergleiche. Eine ſolche Vergleichung führet ſchnellen Schritts zur Kenntniſs der verſchiedenen Gemüther. Anders beträgt ſich in Traurigkeit und Freude der Stolze und Starkmüthige, als der Schwache und Furchtſame. Wenn jener ſeinen Schmerz und ſeine Traurigkeit zu verbergen ſucht, um nicht ſchwach zu ſcheinen: ſo

sucht dieser an Abhängigkeit und Unterstützung gewöhnt, Mitleid zu erregen, verbirgt also seine Leiden nicht nur nicht, sondern vergrösert wohl auch die Vorstellungen davon, und läfst sich lebhafter darüber aus, um desto stärker zu rühren. Der Stolze, der das Gute, das ihm widerfährt, für ein Glück oder für Beweise von Güte, die sein Verdienst übersteigen, anzusehen nicht geneigt ist, wird bey der Freude, die es ihm verursacht, entweder überhaupt gemäfsigter sich zeigen, oder eher an Stolz und Uebermuth, als an gefälliger Bescheidenheit und mittheilender Freundlichkeit dabey zunehmen. Der Zorn des beleidigten Stolzen donnert, spricht Verdammung aus, und drohet Rache; beym Sanftmüthigen ist es mehr stilles Erstaunen über das Unnatürliche, und Gram über das Unbillige, Lieblose, oder für die eigene menschliche Würde dessen, der sich vergangen hat, Entehrende.

Zum Studio der Affekten kann man noch als Anhang hinzufügen, dafs auch das *Ausserordentliche*, das *Unvermuthete*, *Unerwartete*, *Ueberraschende* in Betrachtung gezogen werden müsse. Wie verhält sich der Mensch, wenn ihm so etwas begegnet? Man mufs wohl auf ihn Acht haben, wenn diefs der Fall ist. Gewöhnlich zeiget sich da die unverstellte Natur; man gelanget zur Kenntnifs der geheimen Triebfedern des Herzens auf diese Art oft eher, als wenn man sich noch so ängstlich darum kümmert. Indessen mufs man auch hier sich hüten, aus einzelnen Bemerkungen nicht zu viel zu folgern.

Wir sagten oben, der Mensch habe nicht immer Ursache sich zu verstellen, und zwar da nicht,

wo er glaubt, nicht bemerkt und verſtanden zu werden, wo ihm wenig oder nichts daran liegt, wenn er wirklich bemerkt oder verſtanden würde. Man muſs ihn alſo unter dieſen Umſtänden beobachten, alſo da, wo er mit völliger Freyheit ganz nach ſeiner Neigung handelt; und ſo handelt er, wenn er ſich allein überlaſſen iſt, wenn er dafür hält, daſs kein beobachtender Blick ihn trifft, wenn er unter ſeines Gleichen, unter guten Freunden ſich befindet, wenn es voraus zu ſetzen iſt, daſs er keine Vermuthung habe, von irgend einem daraus beſonders in's Auge gefaſst zu werden, wenn er Niedrigere, als er iſt, um ſich hat, oder Perſonen, vor denen er ſich keinen Zwang anzuthun braucht, Perſonen, die ſelbſt nicht zurükhaltend und verſchloſſen ſind, ſondern ſo reden und handeln, wie es ihnen um's Herz iſt. In ſolchen Umſtänden handelt der Menſch gewöhnlich ohne Verſtellung, und folget ſeiner Neigung. Man richte daher ſeine Aufmerkſamkeit darauf, welche Vergnügungen er jetzt genieſse, ob es Vergnügungen der gröbern, oder der feinern Sinne, der Einbildungskraft, oder des Verſtandes ſind; welche Geſpräche er unterhalte, welche Stoffe der Unterredung Intereſſe für ihn haben; ob er ſich nach Beyſpielen Anderer, nach Vorurtheilen richte, oder ſeinen eigenen Weg gehe; ob er theilnehmend, mittheilend oder egoiſtiſch ſey; ob und wie er über Andere urtheile; wie er im Genuſse der Freuden und der Fröhlichkeit ſich benehme; wie viel Zeit er dazu widme; ob es ihm ſchwer falle, ſich einen Genuſs zu verſagen, oder davon zu laſſen, wenn er im Genieſsen

begriffen ist; wie weit er das Nützliche mit dem Angenehmen verbinde; ob er seine Erhohlungsstunden sich oder Andern noch in anderer Absicht wohlthätig zu machen geneigt und beflissen sey, u. s. w.

Aber wie, wenn der Mensch sich dennoch auch unter diesen Umständen verstellet? Menschen, die den gröſsern Theil ihres Lebens en Masque erscheinen, werden es endlich so gewohnt, daſs sie auch da die Maske nicht ablegen, wo sie sie nicht zu tragen brauchen, wo weder sie noch Andere einsehen, warum sie sie tragen sollten. — Es ist wahr, es giebt Menschen dieser Art. Aber bey diesen ist die Verstellung zur zweyten Natur geworden, und dann gilt sie in vielen Absichten für *Wahrheit*. Mag es immer Verstellung und Zwang seyn, wodurch sich ein Mensch zur Gefälligkeit und Gleichmüthigkeit als Gesellschafter, Ehegatte, Vater, Hausherr stimmt; wenn er es soweit in dieser Beherrschung seiner natürlichen Triebe gebracht hat, daſs sie ihm immer, oder merentheils gelingt; so kann man ihm Gleichmüthigkeit und Gefälligkeit mit Recht zum Charakter anrechnen, und seine Maſsregeln darnach nehmen. Wenn er es aber nur selten, oder nur bey kleineren Reitzen zum Gegentheil wäre, nicht wenn und wo es die Vernunft am meisten zur Pflicht machte; so sind Zwang und Meinung, Schein und Wahrheit noch leicht zu unterscheiden.

§. 10.

Sind Verstellung und Anstellung erlaubt?

Die Menschen nehmen gar oft ihre Zuflucht zur *Verstellung*, gar oft bedienen sie sich des Kunstgriffes der *Anstellung*, um erlaubte Zwecke zu erreichen. Es frägt sich: sind dieses erlaubte Mittel? Ehe wir weiter gehen, müssen wir diese Frage beantworten.

Verstellung (Dissimulatio) ist ein solches Verhalten, wodurch wir dasjenige verbergen, was in uns vorgehet, was wir empfinden oder denken.

Anstellung (Simulatio) ist die vorsetzliche Annahme des Scheines von einem Zustande, in welchem man sich nicht wirklich befindet.

Wenn wir nun die obige Frage beantworten wollen, so muss eher die Vorfrage entschieden werden: *Sind Verstellung und Anstellung überhaupt nach den Grundsätzen der Moral erlaubt, oder nicht?*

Wenn ich schweige, so verberge ich, was ich empfinde und denke. *Verstellung* vertritt also in dieser Hinsicht die Stelle des Schweigens. Gleichwie nun dem Schweigen, so wie dem Reden, keine *absolute*, sondern nur eine *hypothetische*, *relative* Moralität zukommt, eben so wenig kommt der Verstellung *absolute*, sondern nur *hypothetische* Moralität zu. Es kann Fälle geben, wo Schweigen und Reden erlaubt, ja sogar Pflicht sind, und auch Fälle, wo sie unerlaubt sind; folglich auch Fälle, wo Verstellung erlaubt und unerlaubt seyn kann. Es kann also im Allgemeinen,

d. i. überhaupt, nicht gesagt werden, Verstellung sey unerlaubt, so wie man nicht im Allgemeinen behaupten kann, sie sey erlaubt. Es kommt hier allemal auf Umstände an. Nun können aber Umstände eintreten, wo Verstellung aus Gründen der Tugend, der Selbstpflicht, der Menschenpflicht, der Klugheit, der Wohlanständigkeit, als erlaubt angesehen werden muss. Dergleichen Fälle sind, z. B.

Ein Untergebener erscheint vor seinem Vorgesetzten. Der Vorgesetzte ist ein böser Mensch. Er tritt die Tugend mit Füssen, und nimmt das Laster in seinen Schutz. Seine Amtsgewalt missbraucht er, um Ungerechtigkeit auszuüben. Diess alles weiss der Untergebene, und verachtet im Herzen den Mann. Nun stehet er vor ihm. Der Vorgesetzte spricht von sich selbst, stellet sich als Muster der Rechtschaffenheit auf, lobpreiset seine Tugend. Der Untergebene stehet wie auf Nadeln; gerne wollte er ihm widersprechen, ihm den Spiegel vorhalten; allein er thut es nicht; er nimmt ein Betragen an, das seine Empfindungen zu verbergen geschickt ist; er verstellt sich. Ausserdem würde er sich schaden. — Ist hier die Verstellung des Untergebenen unerlaubt?

Wenn bey der Zusammenkunft mit einer Person, die mich ehemals beleidigte, Hass und Verabscheuung sich in mir regen, so befiehlt mir die Tugend der Versöhnlichkeit, diese unedeln Regungen zu unterdrücken; die *Klugheit* — sie zu verbergen.

Der Vater, dessen sich in Gegenwart seiner Kinder Zorn, Ungeduld, Unmuth &c. bemächtigen, muss, um den Kindern kein Aergerniss zu geben, das, was in ihm vorgeht, verhehlen.

Wenn jemanden von seinem Vorgesetzten ein Geschäft aufgetragen wird, das mit seiner Gemüthsneigung streitet, fordert nicht sein eigenes Wohl, dass er durch Blossgebung seines Unwillens sich nicht unglücklich mache?

Darf der Vater die Zärtlichkeit seiner Liebe seinem Sohne nicht verbergen, wenn er vorsieht, dass dieser sich zu viel darauf steifen würde?

Wenn jemand, ohne dazu berechtiget zu seyn, über irgend einen Gegenstand mein Urtheil verlangt, und ich vermuthen kann, dass er einen indiscreten, mir nachtheiligen Gebrauch davon machen werde, gebieten mir da nicht *Moral* und *Klugheit*, ihm solches vorzuenthalten?

Wenn jemand mir Geheimnisse zu entlocken sucht, deren Kundmachung mir oder Andern nachtheilig seyn könnte, darf und muss ich sie ihm nicht verschliessen?

In allen diesen und ähnlichen Fällen wird niemand die *Verstellung* für unerlaubt erklären.

Aber darf man sich auch *anstellen*, d. i. äusserlich etwas scheinen, was man doch in der That nicht ist? Darf man vorsetzlich sich den Schein eines Zustandes geben, in dem man sich nicht wirklich befindet?

In gewissen Fällen darf man es allerdings thun, und man thut es auch ungefragt füglich, ohne alles Bedenken; der tugendhafteste, der

rechtschaffenste Mann thut es; man denke nur auf unsere Complimente und Ehrenbezeigungen. Oft zeigen wir Verehrung, Unterwerfung, wo unser Herz weit davon entfernt ist, und nicht selten seyn muss. Der mächtige, angesehene *Cleon* ist ein äusserst unmoralischer Mensch; ich kann ihn nicht achten, nicht schätzen; aber ich sage ihm dennoch, indem ich mich gegen ihn verbeuge, dass ich sein gehorsamer Diener bin.

Oft loben wir aus blosser Höflichkeit, Gefälligkeit, wo nichts zu loben ist. *Belinde* spielt nur höchst mittelmässig auf dem Fortepiano, und doch zeiget sich die ganze Gesellschaft entzückt bey ihrem Spiele. Kurz, wir werden oft in Umstände versetzt, wo wir unserer Sicherheit, unserer Ehre, ja eines guten Endzweckes halber, was wir nicht sind, scheinen, oder unsere wahre Absicht durch Fiction verbergen müssen.

Ein Reisender, wenn ihn sein Weg durch unsichere Gegenden führt, oder wenn er genöthigt wird, an verdächtigen Orten zu übernachten, darf sich wohl mittellos anstellen?

Um es unseren Feinden unmöglich zu machen, unsern erlaubten Absichten entgegen zu arbeiten, dürfen wir wohl unsere Absichten maskiren?

Der Heerführer darf wohl, in einer misslichen Lage, durch affektirte Heiterkeit, Gemüthsruhe und Entschlossenheit, der Muthlosigkeit seiner Streiter vorbeugen?

Gewiss, in allen diesen Fällen wird die unbefangene Vernunft die *Anstellung* nicht verdammen.

Indeſſen nehmen wir durch alles dieſes die Verſtellung und Anſtellung der Betrieger, Heuchler und Schurken keineswegs in Schutz, als die darauf ausgehen, unerlaubte Endzwecke auf eine argliſtige Art durchzuſetzen, und durch Worte, Geberden und Handlungen, im eigentlichen Verſtande zu *lügen*. Eigentliche Lüge läuft wider die Moral, alſo auch Verſtellung und Anſtellung, wenn ſie ſo viel als Lüge ſind. Um die Grenzen zwiſchen erlaubter und unerlaubter Verſtellung und Anſtellung näher zu beſtimmen, geben wir folgende Regeln:

1) *Jede Verſtellung und Anſtellung, wodurch wir uns Vortheil verſchaffen können, ohne die Rechte Anderer zu kränken, und niemanden mit Vorſatz zu ſchaden, iſt erlaubt.*

So iſt mir erlaubt ein heiteres Geſicht anzunehmen, wenn es gleich in meinem Innern trübe ausſieht, wenn ich mich dadurch bey irgend jemand beliebt machen kann.

So iſt mir erlaubt, meine Armuth zu verbergen, wenn ich unter Menſchen bin, von denen ich weiſs, daſs ſie mich deſshalb verachten würden.

Aber unerlaubt iſt es, meine Geſinnung zu verheimlichen, wenn ein Anderer berechtiget iſt, mit ihr bekannt zu ſeyn, wenn ich mir auch dadurch nützen könnte. Unerlaubt iſt es, mir den Schein zu geben, als beſäſse ich Geſchicklichkeit um ein gewiſſes Amt zu erhalten. In den gewiſſen erſteren Fällen kränke ich niemandes Rech-

te, und nütze mir; in den letztern nütze ich mir mit Beleidigung Anderer, und dazu habe ich überall kein Recht.

2) *Was zu offenbaren uns weder Rechtſchaffenheit, noch irgend eine vollkommene Pflicht verbindet, das iſt, wenn ein wahrer erlaubter Vortheil auf unſerer Seite es nöthig macht, durch Verſtellung ſowohl, als Anſtellung, zu verbergen erlaubt.*

Ich darf alſo meinen geheimen Regungen, Neigungen, Abneigungen, Geſinnungen, Gedanken, Leidenſchaften u. ſ. w. durch Verſtellung und auch Anſtellung jedem verbergen, der alles das zu wiſſen *kein Recht* hat; hat aber jemand ein Recht, es zu wiſſen, ſo wäre es unerlaubt, mich zu verſtellen, oder anzuſtellen, weil ich da das Recht des Andern beleidigen würde. So hat ein Herr das Recht zu wiſſen, welche Geſchicklichkeiten der Diener, den er bezahlet, habe; und dieſer handelt unrecht, wenn er Geſchicklichkeiten zu beſitzen ſimulirt, die er nicht wirklich beſitzt.

3) *In dem Betragen gegen unſere Feinde iſt jede Verſtellung und Anſtellung, wenn ihre Abſicht die Grenzen der pflichtmäſsigen Vertheidigung und Sicherſtellung gegen ihre Bemühungen, uns zu ſchaden, nicht überſchreitet, erlaubt. Unerlaubt wird ſie aber, ſobald ſie auf vorſetzlichen Schaden abzielt, und gleichſam Angriff oder Rache wird.*

Dieſes Befugniſs, mich gegen Feinde zu verſtellen und anzuſtellen, gründet ſich auf das Recht der Selbſterhaltung und das Vertheidigungsrecht. So wie ſich aber dieſes Recht nur in ſo weit erſtreckt, als Gefahr für mich vorhanden iſt, ſo darf auch die Verſtellung oder Anſtellung nicht weiter gehen. Man darf ſich alſo gegen ſeinen Feind nicht anſtellen, als ob man alle feindſeligen Geſinnungen abgelegt hätte, und ſein wärmſter Freund geworden wäre, in der Abſicht, um ihn zu hintergehen. Wir dürfen unſere waren Abſichten verbergen, uns alſo verſtellen und anſtellen, aber immer ſo, daſs uns Verſtellung und Anſtellung als *Waffen der Vertheidigung*, nicht als *Waffen des Angriffs oder der Rache* dienen.

4) *Alle Verſtellung und Anſtellung, die keinen andern Endzweck hat, als die eingeführten Geſetze der Wohlanſtändigkeit und guten Lebensart zu befolgen, iſt erlaubt.*

Denn ſie bringt uns Vortheil, und ſchadet um ſo weniger jemanden, da ohnehin Jedermann weiſs, daſs man die Sprache und die Handlungen der bloſsen Höflichkeit nicht für baar Geld nehmen dürfe. Müſsten Menſchen einander ihre Gedanken, Empfindungen, Geſinnungen ſtets ohne Schleyer und Schminke entdecken; ſie würden einander wechſelsweiſe verſcheuchen, fliehen, und faſt wären unter ihnen — die vertrauteſten Freunde etwa ausgenom-

nommen — gar kein Umgång möglich. Da müſsten wir der häſslichen Dame gerade heraus ſagen, daſs ſie häſslich, dem Herrchen nach der letzten Mode, daſs er ein Geck ſey, dem gelehrten Prahler, daſs er unausſtehlich ſey; — und was würde daraus folgen? — Man würde uns anſeinden, uns haſſen; das Angenehme des geſelligen Lebens würde verſchwinden. — — Doch, wir lenken wieder ein.

§. 11.

Die beſonderen Lagen und Verhältniſſe, in denen ſich Menſchen befinden, laſſen auf die Beſchaffenheit des Gemüthes ſchlieſsen.

Die verſchiedenen Zuſtände, in denen ein Menſch ſich befindet, haben immer ihren Einfluſs auf das Gemüth, und machen es dadurch oft der Verſtellung unmöglich, wenigſtens äuſserſt ſchwer, ihre Rolle gut zu ſpielen. Auf dieſe Zuſtände muſs alſo der Beobachter ſein Auge vorzüglich richten. Wir wollen hier der wichtigſten, das Gemüth am meiſten darſtellenden Situationen erwähnen, und dieſe ſind:

1) Geſundheit und Krankheit.
2) Angenehme und unangenehme Verhältniſſe.
3) Verhalten des Menſchen gegen die verſchiedenen Stände.
4) Urtheile über Andere.

5) Entſchluſsfaſſung.

6) Verhalten des Menſchen gegen ſich ſelbſt.

Geſundheit und Krankheit. Wenn man gleich immer einen Unterſchied machen muſs zwiſchen dem geſunden und kranken Menſchen, und die Einflüſse eines vorübergehenden Körperzuſtandes nicht zu den herrſchenden Charakterzügen rechnen darf: ſo kommt dabey, wie im Affekte, Manches zum Vorſcheine, wovon man gar keine Möglichkeit, nicht die geringſte Anlage, vermuthet hätte. Es zeigt ſich doch dabey der Grad der Stärke oder Schwäche der Vernunft gegen heftige, ſinnliche Reitze; die Gelaſſenheit und Gleichmüthigkeit, die Gefälligkeit und Billigkeit in Behandlung Anderer, die Furchtloſigkeit, Freymüthigkeit u. ſ. w. Viele ſprechen in geſunden Tagen von Muth und Herzhaftigkeit, und erſcheinen, von Krankheit hingeworfen, als Memmen. Viele führen bey geſundem Körper das Wort Menſchenliebe ſtets im Munde, und ſind Tyrannen, wenn ſie zu Bette liegen müſſen. Der geſunde *Alexis* ſpielt den Aufgeklärten und kündiget dem Vorurtheile den Krieg an; aber er erkranket, und wählet ein altes Weib zu ſeinem Arzte, ſchickt wohl gar nach dem Abdecker oder Scharfrichter, um ſich von ihm heilen zu laſſen. Herr *Fortis*, den der Glanz der Geſundheit umſtrahlt, ſpottet über alles, was andern Menſchen ehrwürdig iſt; aber in Krankheit zeiget er ſich von einer ganz andern Seite, und hebet die Hände gen Himmel empor. *Strephon* predigte im Gefühle ſeiner Geſundheit Geduld und Ertragung der Leiden; aber er bekam Kopfweh, und ge-

berdete ſich wie ein Raſender. *Mendax*, der in geſunden Tagen nur immer log, redet Wahrheit, da er mit Krankheit ringt. Den Mann, deſſen Grundſätze man im ſchmerzloſen Zuſtande nicht kannte oder bezweifelte, beobachte man im Kampfe mit krankhaften Gefühlen, und man wird wiſſen, woran man iſt.

Angenehme und unangenehme Verhältniſſe. Die Vergleichung, wie Jemand glückliche und unglückliche Ereigniſſe, günſtige und ungünſtige Urtheile Anderer, Lob und Tadel *von* dieſem oder jenem, *über* dieſes oder jenes, in dieſem oder jenem *Grade* aufnimmt, läſst oft tiefe Blicke in das menſchliche Gemüth werfen. Da zeigen ſich uns die Gründe und die Grade des Selbſtvertrauens, oder Selbſtgenügſamkeit, des Ehrtriebes und der verſchiedenen Modificationen deſſelben.

Verhalten des Menſchen gegen die verſchiedenen Stände. Aus dem Verhalten eines Menſchen gegen die verſchiedenen Stände, Vornehmere, Gleiche und Geringe, kann man erkennen, welchen Werth er auf *Glücksgüter* leget, ob er edel, ſtolz, oder hochmüthig und aufgeblaſen, herrſchſüchtig, gebietheriſch, oder biegſam, geſchmeidig und ſanft iſt; ob er eine niederträchtige, ſchmutzige Denkart, einen kriechenden Charakter hat, oder ein Mann von erhabener Geſinnung ſey, ob er Menſchenwürde fühle, oder keinen Sinn dafür habe; ob er ein gemeiner, oder ein ſich durch Kenntniſſe und Politur auszeichnender Menſch ſey. Es muſs aber auch hier ſehr genau beobachtet werden, nicht nur *was einer* thut, ſondern auch *wie* und *wo er*

es thut, *mehr* oder *weniger* thut. Befonders wichtig ift es, zu erforfchen, wie felbftftändig Jemand bey feinem Gehorfam ift; wie befcheiden bey völliger Gleichheit und Freyheit, wie fchonend bey der Herrfchaft, wie bedachtfam bey der Gewalt, die er ausübt.

Urtheile über Andere. Man gebe Acht auf die Urtheile eines Menfchen über diefelben Perfonen zu verfchiedenen Zeiten, wie weit fie mit einander übereinftimmen, oder von einander abweichen; je nachdem es gegenwärtige oder abwefende, lebende oder nun verftorbene, glückliche oder unglückliche Perfonen find; je nachdem er zuerft oder Andere vor ihm geurtheilt haben; je nachdem er bey guter oder übler Laune ift, von diefer oder jener Lectüre oder Gefellfchaft herkommt. Ob er lieber in das Lob oder den Tadel Anderer einftimmt; an diefem oder jenem leichter lebhaften und thätigen Antheil nimmt; und worauf fein Lob und fein Tadel gewöhnlich gerichtet find; mit welcher Aufrichtigkeit und Freymüthigkeit er ungerechten und unbilligen Urtheilen über Andere Einhalt zu thun, und was fich entfchuldigen läfst, zu entfchuldigen geneigt ift. — — Ein Menfch, der fich in feinen Urtheilen nicht gleich bleibt, heute fo und morgen anders über eine und diefelbe Sache, über einen und denfelben Menfchen abfpricht, ohne dazu durch vernünftige Gründe bewogen worden zu feyn, ift ein Menfch ohne Solidität, ohne Feftigkeit im Charakter. — Wer nur immer entfcheidend urtheilt, ift ein moralifch-dogmatifcher Egoift. — Wer feine Cenfur über Abwefende, Ver-

ſtorbene, Unglückliche ergehen läſst, Gegenwärtige, Lebende, Glückliche jedoch nicht in Anſpruch nimmt, und in dieſer Cenſur bitter oder wohl gar ungerecht iſt, verdient nicht Glauben, und man hüte ſich vor ihm. Wie er über dieſe urtheilt, ſo urtheilt er von uns, wenn wir abweſend, verſtorben oder unglücklich ſind. Deſſen Urtheile immer nur bitter ſind, bey dem Jedermann Tadel erhält, dieſer iſt ein gefährlicher Menſch. Man muſs ſeine Geſellſchaft meiden.

Entſchluſsfaſſung. Entſchlieſst ſich dieſer Menſch ſchnell, oder braucht es Zeit, bevor ein Entſchluſs in ihm entſtehet? Beharret er auf ſeinen Vorſätzen und Entſchlieſsungen, oder wechſelt er mit denſelben? Nimmt er die Gründe dazu aus der Vernunft her? Sind die Vorſätze oder Entſchlüſſe eigentlich ſein Werk, oder im Grunde nur bloſse Nachahmungen der Vorſätze und Entſchlüſſe Anderer? Wozu entſchlieſset er ſich am leichteſten? Iſt er behend in der Ausführung? Schrecken ihn nicht Hinderniſſe ab, einen Entſchluſs, einen Vorſatz zu faſſen? — Alles dieſs ſind Fragen, aus deren genauen Beantwortung Menſchenkenntniſs hervorgeht. Man erkennet hieraus den ſoliden oder flatterhaften Charakter, Thätigkeit oder Trägheit des Geiſtes, Ueberlegung oder Mangel derſelben, den Grad moraliſcher Geſinnung, Originalität, oder Hang zur Nachahmung, u. ſ. f.

Verhalten des Menſchen gegen ſich ſelbſt. Man habe Acht, ob nicht ein Menſch zu viel von ſich ſelbſt ſpreche, nicht ſein werthes Ich immer im Munde führe, ſich nicht Weihrauch ſtreue, ſeine

Thaten herrechne, feine Verdienfte nicht hervorftreiche. Man erkennet daran den von Eigenliebe hingenommenen, den moralifchen Egoiften, den Prahler und Grofsfprecher, den Anmaffenden und Unbefcheidenen, den fchwachen und leeren Kopf. Es giebt Menfchen, die fehr geneigt find, das, was von Anderen gefagt wird und fich fonft ereignet, auf fich zu beziehen. Solche Subjekte find überaus leicht zu beleidigen, und verrathen dadurch Mangel an praktifcher Vernunft. Es giebt andere, die keinen Werth auf fich legen, keinen Begriff von ihrer Menfchenwürde zu haben fcheinen, fich geringfchätzen, fich wegwerfen. Menfchen diefer Art haben auch keine Achtung für ihre Nebenmenfchen, fchätzen nicht die Vernunft in Andern, hängen an der Sinnlichkeit; es ift finfter in ihrer Seele und öde in ihren Herzen. Wieder Andere erheben fich über Jeden hochmüthig, legen Eitelkeit zu Tage, richten ihre Handlungen und Reden fo ein, dafs fie die Aufmerkfamkeit der Gefellfchaft auf fich richten, wollen nur allein den Ton angeben und fich intereffant machen. Es find Gecken. Wenn einer gewohnt ift, feine Träume zu erzählen, fo ift diefe Neigung an fich fchon charakteriftifch, und der Inhalt der Träume kann es noch mehr feyn.

Wenn man viele dergleichen Beobachtungen richtig angeftellt, und fo weit aufgeklärt hat, dafs fich die Gründe des Uebereinftimmenden und des Abweichenden erkennen laffen, dann kann man es wagen, den Charakter eines Menfchen zu beftimmen.

§. 12.
Die Gesellschaften, Freunde und Feinde eines Menschen führen zur Kenntniss seines Gemüthes.

Ein altes Verslein sagt: Noscitur ex sociis, qui non cognoscitur ex se; d. i. Man kann den Charakter eines Menschen nach dem Charakter seiner Freunde und Gesellschafter beurtheilen. Die Wahrheit dieses Satzes erhellet aus folgendem: Man gehet mit denen um, und wählet sich diejenigen zu Freunden, die man mit sich in Gesinnungen und Grundsätzen übereinstimmend findet. Gleiches gesellet sich zum Gleichen. Gehet man lange mit einander um, so nimmt der Eine von dem Andern immer etwas an, und so ist es dann leicht, den Einen aus dem Andern zu erkennen, zu beurtheilen. Indessen ist hier doch Vorsicht nöthig. Man muss nicht sogleich Menschen für Freunde und Gesellschafter im eigentlichen Verstande halten, die man oft bey einander sieht. Ihre Verbindung kann aus politischen Gründen sich herleiten; und da gilt dann der obige Satz nicht. Nur da ist er von Gebrauch, wo solche Verbindungen aus wirklicher Uebereinstimmung der Gemüther hervorgegangen sind, wo also nicht Politik, nicht Eigennutz, nicht Sitte und Etiquette zum Grunde liegen; und in einem solchen Falle beobachte man folgende Regeln:

1) Sind die beständigen Gesellschafter und Freunde des Menschen, dessen Gemüth man kennen lernen will, Personen von bekannter Rechtschaffenheit und Biederkeit,

von Solidität, Kenntnissen und Geschmack; haben sie Religion und fest stehende Grundsätze, so kann man auch auf ähnliche Eigenschaften bey dem Manne schliessen, der uns interessirt, mit dem wir es zu thun haben oder zu thun haben sollen. — Personen, die leichtsinnig, flatterhaft, und von lockeren Grundsätzen sind, denen das Ehrwürdige ein Gegenstand des Spottes, die Wahrheit gleichgültig, die Tugend lächerlich ist, die sich selbst und ihr Haus oder ihre Angelegenheiten nicht zu regieren wissen, deren häusliche Umstände durch eigene Schuld zerrüttet sind, von denen kein guter Ruf herumgehet, mit denen kein edler Mann in Verbindung stehet; solche Personen geben uns ihren Freund, ihren Gesellschafter zu erkennen. Man kann mit grosser Wahrscheinlichkeit, oft mit Gewissheit von ihnen auf denselben schliessen. Wenn er nicht schon das ganz ist, was sie sind, so wird er es, wenn Alles unverändert bleibt, in kurzer Zeit werden.

2) Ein Mensch, der zu viele Freunde zählt, erwecket den nicht ungegründeten Verdacht gegen sich, dass er der wahren Freundschaft nicht fähig sey. Wahre Freundschaft ist eine Art von Zusammenschmelzung der Seelen, und diese ist nur da möglich, wo eine Gleichheit der sittlichen Gesinnungen und Grundsätze herrscht, welche sich bey vielen Subjecten nicht so leicht vermuthen

läſst, obſchon die abſolute Möglichkeit davon nicht geläugnet werden kann. Ueberdieſs fordert wahre Freundſchaft oft Selbſtverläugnung und manches Opfer. Wie ſchwer iſt es, beyde dieſe Stücke gegen ſehr Viele zu beobachten! Ich rechne auf die Freudſchaft eines Mannes mehr, der nur Wenige im Kern ſeines Herzens trägt, als auf die Freundſchaft eines Menſchen, der Jeden an ſeinen Buſen drückt, und aller Welt Freund ſeyn will. Doch aber darf man ſich auch hier nicht im Urtheile übereilen. Wenn man das Wort Freundſchaft nicht im ſo ſtrengen Sinne nimmt, ſondern darunter mehr die allgemeine Menſchenliebe, die Achtung des Guten, wo man es findet, verſtehet, ſo kann wohl Jemand mehrerer Menſchen Freund ſich nennen, ohne Verdacht gegen ſich zu erwecken. Liebt ein ſolcher nur in jedem ſeiner Freunde das Gute, was er an ihm gefunden hat, oder gefunden zu haben glaubt; verbirgt er nur ſich und Andern deſſen Fehler, wo er ſie nicht beſſern kann; behauptet er das Gute eines Jeden gegen einen Jeden auf eine vernünftige und anſtändige Weiſe; entſchuldiget er die Fehler eines Jeden gegen den Andern, ſo viel er kann: ſo wäre es ungerecht, dieſem Vielliebenden Fähigkeit zur Freundſchaft oder Selbſtſtändigkeit des Charakters abzuſprechen. Iſt aber Jemand jedesmal *ganz deſſen*, der ihm ge-

genwärtig ist, bis zur Aufopferung und Verläugnung seines andern Freundes, wenn dieser Jenen hasst oder verachtet, — und so geartet sind die oben erwähnten Jedermanns Freunde; — so ist das Wenigste, was man von ihm sagen kann, dass er ohne Charakter und ohne Freundschaft sey.

3) Ein Mensch, der *keinen Freund* hat, oder keinen lange behält, muss grosse Fehler in seinem Charakter haben, da so Vieles in den *gemeinen* Anlagen der menschlichen Natur ist, was zur Liebe und zum Vertrauen wechselseitig bestimmen kann, und da auch die Vernunft der Freundschaft einen so hohen Werth zuerkennt. Dergleichen Fehler sind: Misstrauen, ausschweifende Eigenliebe und Eitelkeit, Selbstsucht und Missgunst, Neid und schadenfrohe Denkart; denn wie soll der freundschaftlich lieben, der keines anhaltenden Vertrauens fähig ist? Wie *der* einen Freund finden, der nichts ausser sich selbst gut findet, der nur geschmeichelt seyn will? Wie *der* im Glück und Wohlseyn des Freundes sein eigenes finden, der Niemanden Gutes gönnet, Jeden beneidet, und sich darüber freuet, wenn ein Anderer wehklagt?

In dem Falle, wo ein Mensch *viele Feinde* hat macht die Klugheitslehre auf nachstehende Punkte aufmerksam:

1) Viele Feinde erregen immer die Vermuthung, dass derjenige, der sie hat, wohl selbst

daran Schuld ſeyn, und alſo Beſtimmungen, Eigenſchaften haben möge, die nichts weniger als ihm zur Empfehlung gereichen.

2) Man muſs darauf ſehen, wer dieſe Feinde ſind, und welche von ihnen die *bitterſten* und unverſöhnlichſten ſind. Je mehr Gutes von dieſen mit Grunde ſich ſagen läſst, von ihrer Gerechtigkeit, Billigkeit, Mäſsigung; deſto mehr Verdacht entſtehet wider den Charakter des Andern. Sind dieſe Feinde jedoch unverträgliche, ſtreitſüchtige, ſtolze, herrſchſüchtige, kurz, unbillige oder ungerechte Menſchen, ſo läſſet ſich nicht gleich von ſolchen Feinden auf einen fehlerhaften Charakter des Andern ſchlieſsen; ja, es kann Fälle geben, wo man vielmehr von Feinden dieſer Art ein günſtiges Urtheil für den Andern hernimmt, nach dem bekannten Satze: malis diſplicere laudari eſt.

3) Man ſuche zu erfahren, was die Feinde, die unſer Mann hat, denſelben zur Laſt legen, worauf ſie ihre Feindſchaft gründen, in welchen Beſchuldigungen ſich die meiſten aus ihnen mit einander vereinigen.

4) Man gebe Acht, wie ein Menſch, der Feinde hat, über dieſelben urtheilt, und wie er ihnen begegnet. Hat er Wahrheitsliebe, Gerechtigkeit und Selbſtbeherrſchung genug, um *jede* gute Eigenſchaft, *jedes* Verdienſt ſeines Feindes oder Gegners, in ihrem ganzen Werth, aufrichtig und unpar-

theyifch anzuerkennen; felbft gegen die unbillige Verkleinerung Anderer zu vertheidigen; felbft, wo Andere fie nicht bemerken würden, aus dem Dunkel hervorzuziehen? — Diefs ift eine wichtige Frage, die man fich vor allen andern zu beantworten fuchen mufs. — Der Angefeindete wird fehr verdächtig, wenn man an ihm bemerkt, dafs er die Verdienfte, das Gute feiner Feinde argliftig verdunkelt, zweifelhaft macht, verkleinert, und aus feiner Faffung gerath, wenn fie in feiner Gegenwart gelobt werden. — Es zeiget einen niederträchtigen Charakter an, wenn der Angefeindete zur lügenhaften Verleumdung feine Zuflucht nimmt; fo wie es eine feige Seele verräth, wenn derfelbe über feine abwefenden Feinde läftert, und verftummet und fich wie ein Miffethäter vor ihnen verbirgt, wenn fie vor ihm erfcheinen. — Man kann auf hohen, edlen Sinn bey dem Angefeindeten fchliefsen, wenn er feinen Feinden muthig unter die Augen tritt, und ihnen mit Vernunft und männlichem Anftand nicht mehr und nicht weniger fagt, als was zur Sache gehört. — — Es ift Schwäche, wenn der Angefeindete, wenn er unverdient leidet, fich gegen feine Widerfacher nicht zur männlichen Wehre fetzt, fondern geduldig zufieht, welche Pfeile man gegen ihn abdrückt. *Gröfse der Seele* ift es, wenn man, nachdem man die Feinde befchämt hat, ih-

nen die Hand zur Verföhnung reicht, oder, wenn die Anfeindungen nicht zu grofs find, darüber gelaffen weggehet, und den Feind in Freund zu verwandeln beftrebt ift. Beydes lafst auf *moralifche Friedensliebe* bey dem Angefeindeten fchliefsen. — *Unverföhnlichkeit* auf Seiten des Beleidigten entdecket einen inhumanen Charakter.

5) Man merke ferner darauf, welche Beleidigungen der Beleidigte am leichteften verzeihet, und welche er am ftärkften empfindet; diejenigen, die feinen äufsern Zuftand, Gut und Habe betreffen? oder folcher die auf feine Perfon fich beziehen; die nur ihn, für feine Peüfon, oder die auch Andere, deren Befchützer und Vertreter er feyn foll, die feinen öffentlichen Charakter angehen? Sind ihm feindfelige Urtheile, die feinen Verftand und andere phyfifche Vollkommenheiten, oder folche, die feinen moralifchen Charakter angreifen, empfindlicher? und welche von den einen oder den andern find es am meiften? Diefe Beobachtungen unterrichten uns, ob der Angefeindete ein leichtfinniger, oder gefetzter, ein eigennütziger, finnlicher, oder grofsmüthiger und verftändiger, ein eitler, oder für wahre Ehre eingenomener Menfch fey, oder nicht.

6) Man bemühe fich zu erforfchen, wen derjenige, der Feinde zu haben vorgiebt, fo-

gleich einen Feind nenne; welche Handlungen in feinen Augen feindfelig heiffen? 7) Endlich richte man feine Aufmerkfamkeit auf das Verhalten des Angefeindeten gegen feine gewefenen Feinde. Diefer Umftand verbreitet viel Licht über die Kenntnifs des Gemüthes.

§. 13.

Wie kann man Freundfchaft und Liebe der Menfchen gewinnen?

Der vorgehende § veranlaffet ganz natürlich diefe Frage, deren Beantwortung um fo wichtiger ift, je weniger daran gezweifelt werden kann, dafs Freunde und Gönner dem Menfchen nothwendig find, dem fein Dafeyn Freude bringen foll, der feine Zwecke unter den Menfchen erreichen will.

Zu bedauern ift der Menfch allerdings, der keinen Freund hat, der, unter den Taufenden, die um ihn find, nicht auf ein Herz hindeuten und fagen kann: „Seht, diefes Herz fchlägt für mich!" Ohne Freundfchaft ift Menfchenglückfeligkeit faft eine Chimäre, ohne fie bleibt eines der edelften und dringendften Bedürfniffe unferer höhern Natur unbefriedigt, nähmlich das Bedürfnifs, uns einem Wefen unferer Art mitzutheilen, und durch die Mitempfindung desfelben unferes Dafeyns froh zu feyn. Einen Freund zu haben, ift der Natur des Menfchen fo nothwendig, dafs er von feiner moralifchen Vollkommenheit verliert, wenn ihn das Unglück trifft, keinen finden zu können. Ei-

ne der erſten Empfindungen des Menſchen, die bald nach ſeinem Eintritte in die Welt ſein Herz bewegen, iſt die Liebe. Das Kind, das die Mutter ganz mit Küſſen bedeckt, und an ihre Bruſt drückt, lächelt ſie zärtlich an, und klagt durch Thränen ſeinen Schmerz, wenn es ihren Armen entriſſen wird. So wie es mehrere Menſchen kennen lernt, lernt es auch mehrere Menſchen lieben — bis ſich endlich ſeine Liebe über das ganze menſchliche Geſchlecht ergieſst. — In der Geſellſchaft des Menſchen fühlet ſich der Menſch; hier fühlet er ſeine Glückſeligkeit. In der Einſamkeit iſt er für ſich eben das, was die Sonne wäre, würden ihre Strahlen nicht durch die Luft fortgepflanzt, und ſo auf mancherley Art gebrochen, daſs ſie ihren wohlthätigen Einfluſs auf die Planeten vermehrten. „Ich würde," ſagt *Sterne* in ſeinen *empfindſamen Reiſen* — „ich würde, wenn ich auch in einer Wüſte wäre, auch in der Wüſte Etwas finden, das meine Neigung auf ſich zöge. — Fände ich nichts Beſſeres, ſo wollte ich ſie auf einen Myrthenbaum heften, oder irgend eine melancholiſche Cypreſſe ſuchen, mit der ich mich einlaſſen könnte. Ich würde ihren Schatten beſingen, und für ihren Schutz ſie freundlich grüſsen. Meinen Nahmen ſchnitt' ich in ihre Rinde, und ſchwüre, der lieblichſte Baum in der ganzen Gegend wäre ſie. Wenn ihre Blätter welkten, wollte ich mich zur Trauer gewöhnen, und freudig würde mein Herz pochen, wenn ſanfter Thau ſie erquickte." Auch haben wirklich Menſchen ohne Freunde Thiere, ja ſogar lebloſe Dinge zu ihren

Freunden gemacht, und fo ihrem Herzen einen Punkt gegeben, an den es fich anhieng und fefthielt. Mit jedem neuen Freunde gewinnen wir die Hälfte des Lebens, und wenn glücklich leben feine angenehme Empfindungen vermehren heifst, fo haben wir um fo glücklicher gelebt, wenn wir auch an fremden Vergnügem Theil genommen haben. —

Diefes voraus gefchickt, fchreiten wir nun zu einer kurzen Anweifung, wie man Freundfchaft und Liebe der Menfchen gewinnen könne.

1) *Wenn man wahre Freunde haben will, fo mufs man auch wahrer Freundfchaft fähig feyn.* Diefe Fähigkeit beftehet in der Liebe für Tugend und Wahrheit, in einem wohlwollenden und theilnehmenden Herzen, in einer ganz uneigennützigen und grofsmüthigen Denkart, und in dem Vermögen des Verftandes, Menfchen von diefen Gaben aus der Menge zu unterfcheiden und richtig zu beurtheilen. Nur unter diefen Bedingungen ift wahre Freundfchaft möglich.

2) *Wenn man einen der Freundfchaft fähigen Menfchen gefunden hat, fo mufs man auch feine Freundfchaft zu erwerben fuchen.* Denn eben die Menfchen diefer Art find mit ihrer Freundfchfat nicht freygebig; fie wollen fie an einen Würdigen verfchenken. Man mufs daher gewiffe Eigenfchaften befitzen, Eigenfchaften nähmlich, die nicht blofs allgemein gefchätzt, fondern auch insbefon-

dere von Herzen, die zu wahrer Freundschaft aufgelegt sind, gewünscht werden. Diese Eigenschaften sind:

a) *Ein grosses Maass von Heiterkeit und guter Laune.* Gute Laune findet allenthalben gütige Aufnahme, böse nirgends. Gute Laune öffnet uns die Herzen der Menschen, böse schliesst sie vor uns zu; jene macht, dass man unsere Fehler, diese dass man unsere Tugenden übersieht. Gute Laune zeuget von Ruhe der Seele, Zufriedenheit des Gemüths und einem tugendhaften Charakter, lässt auf angebauten Verstand und veredelte Empfindung schliessen.

(b *Die Gabe, andern ihren eigenen Werth mehr, als den unsrigen fühlen zu machen.* Man irret sich gar sehr, wenn man Freunde dadurch zu gewinnen sucht, dass man sich im vollen Staate zeigt, seine Talente und Verdienste zur Schau aufstellt, und einen blendenden Glanz um sich her verbreitet. Der aufgeklärte Mann beurtheilt uns in diesem Falle als schwache Menschen, und erklärt uns schon desshalb seiner Freundschaft unwerth. Der weniger denkende Kopf bewundert uns zwar, aber er verschliesset uns sein Herz, weil wir ihm unsere Ueberlegenheit fühlbar machen, und dadurch einen Schatten auf ihn selbst werfen. Der sicherste Weg ist hier, sich so zu betragen, dass die Vorzüge desjenigen, nach dessen Freundschaft wir

trachten, ihren vollen Spielraum behalten, und durch die unſrigen keineswegs verdunkelt werden. Deſswegen darf man aber nicht zur Niederträchtigkeit des Schmeichlers herabſinken. Wir werden die Tugenden, die Verdienſte, die Talente und Kenntniſſe Anderer, um deren Freundſchaft wir buhlen, nicht auf den Fingern herzählen, nicht Lobreden auf ſelbe halten, uns nicht in den Staub hinwerfen, und demuths- und anbethungsvoll, gleichwie zu einem Idol an den Stufen des Opferaltars eines Götzentempels emporblicken; nein! dieſs werden wir nie thun, dieſs bleibt dem Schmeichler überlaſſen. Wir werden uns als Männer von Ehre benehmen, uns nicht wichtig machen, ſondern unſere Vorzüge bloſs in der Perſpektive aufſtellen; dagegen aber die Vorzüge unſeres Nebenmannes beleuchten, und ihm unbemerkt Anlaſs geben, ſich auf eine ihm ſelbſt beliebige Art zu äuſsern. Er ſoll es gar nicht merken, daſs wir es abſichtlich darauf antrugen; aber er ſoll es fühlen, daſs er uns Vergnügen macht, Zeugen von ſeinen ruhmwürdigen Eigenſchaften zu ſeyn.

c) *So viel Anſichhaltung, um nicht ſeinen eigenen Meinungen und Behauptungen hartnäckig nachzuſetzen, wenn nicht Pflicht und Gewiſſen es nothwendig machen.* Der Geiſt des Widerſpruchs iſt es vorzüglich,

was den Menſchen zu einem unerträglichen Geſellſchafter macht, und jedes Herz vor ihm verſchlieſst. Man meidet einen ſolchen Widerſacher, wo man kann; denn ſeine Rechthaberey iſt beleidigend, ſein anmaſsliches Beſſerwiſſen kränkend; indem er dadurch deutlich zu verſtehen giebt daſs er uns bey weitem überſehe, daſs unſer Verſtand tief unter dem ſeinigen ſtehe, daſs er alles beſſer beobachtet, beſſer erfahren, genauer überdacht und ganz durchdrungen habe. Wo dieſer Geiſt herrſcht, da läſſet ſich keine anhaltende Freundſchaft erwarten; er iſt ganz der Natur derſelben entgegengeſetzt, als welche Nachgiebigkeit, Verträglichkeit und Einverſtändniſs ſchlechterdings fordert. — Aber es giebt doch eine Art, ſeine gegentheilige Meinung zu ſagen, ohne ſich Tadel zuzuziehen; man trägt ſie mit Beſcheidenheit vor, man legt ſie einem Dritten in den Mund, man ſpricht nicht entſcheidend, nicht diktatoriſch, ſondern zweifelhaft und kurz. Man leget ſeine Gründe mit Anſtand vor, und ſchweigt und bleibt ganz im Gleichgewichte, wenn ſie dem Gegner nicht einleuchten. Bey unbedeutenden, gleichgültigen Dingen laſſe man ſich nicht ſo weit ein.

d) *Man halte ſeinen Witz in Schranken, hüte ſich vor Satyre.* Viele verſcheuchen wahre Freunde von ſich, und werden un-

leidlich, blofs darum, weil fie mit ihrem Witze ftechen, und mit der Geifsel ihrer Satyre Wunden fchlagen. Ueberhaupt fchliefset die Freundfchaft jede fatyrifche, beiffende Anmerkung aus, und dringt darauf, dafs man mit feinem Witze unterhalte, gefalle, aber nicht kränke und fchade. Unfer Witz darf wohl hervorfchimmern, aber wie die Sonne in den gemäfsigten Zonen, ohne zu verfengen. Dort ift fie erwünfcht; unter der Linie fürchtet man fich vor ihr, fagt *Chefterfield.*

e) *Man widme dem, deffen Freundfchaft man wünfcht, die gröfste Aufmerkfamkeit.* Je aufmerkfamer man auf Jemand ift, der uns etwas fagt, erzählt, der fich mit uns abgiebt, defto geneigter wird er, fich uns mitzutheilen. Er fieht, dafs feine Worte nicht zur Erde fallen, dafs feine Meinungen, Urtheile und Handlungen Aufnahme finden. Man fchmeichelt ihm auf eine erlaubte und feine Art. Er nennet uns feinen Mann, wird immer vertraulicher, öffnet uns fein Herz, und räumet uns darinn ein Plätzchen ein. Selbft bey Kleinigkeiten, bey Unwichtigkeiten mufs man im Umgange mit Menfchen aufmerkfam feyn. Diefe Aufmerkfamkeit erhöhet den Werth Anderer in ihren eigenen Augen, und erwirbt uns ihre Achtung und Liebe.

f) *Mit der Aufmerkfamkeit auf Andere verbinde man auch Gefälligkeit gegen fie;*

d. h. man zeige ſich jedem ſo, daſs man ihm gefalle. Dieſs geſchieht, indem man allerley Gelegenheiten benützt, den *Andern in ſeinen Vortheil zu ſetzen*, *indem man nachgiebt*, wo man nachgeben kann; zu erkennen giebt, man ſey mit allem, was man vermag, zu des Andern Dienſten *verpflichtet*. Aber dieſe Gefälligkeit darf nicht ſo weit gehen, daſs man ſich alles gefallen läſst, nicht ſo weit, daſs man keinen Charakter für ſich hat, ſondern immer von den Umſtehenden ihn bekommt. Sie darf nicht bis zur unverſchämten oder verderblichen Schmeicheley gehen.

g) *Man ſey nicht zu empfindlich*, *nicht zu Miſsverſtändniſſen geneigt*, *ſondern nachſichtig*, *duldſam und verträglich*. Man ſieht täglich Menſchen, die in jedem dritten Worte, das zu ihnen geſprochen wird, in jedem etwas ſchiefen Blicke, und in jedem ihnen zweydeutig ſcheinenden Tone etwas Beleidigendes finden, und wähnen, es ſey auf ſie gemünzt; die da immer geſtreichelt und gekoſet ſeyn wollen, eine beſondere Auszeichnung verlangen, und wenn es nicht nach ihren Wünſchen geht, ihren Verdruſs darüber nicht unterdrücken, nicht verbergen können; Menſchen, die auſserordentlich leicht Miſsverſtändniſſe anzetteln, und ſelbſt den unſchuldigſten Worten eine böſe Deutung unterſchieben. Ein Charakter, der gar nicht für die Freund-

schaft gemacht ist, der Jeden abschreckt, mit uns in ein näheres, trauteres Verhältniss zu treten.

h) *Man sey bescheiden.* Die Bescheidenheit erfordert, dass man sich nicht eine Ehre nimmt, oder mit Wohlgefallen erweisen lässt, die einem nicht gebührt; Ehrenbezeigungen nicht zu begierig sucht, oder gar ertrotzet; mit seinen Vorzügen nicht prahlt; dass man die Ehre, die Andern zukommt, ihnen gern und willig erweist; endlich dass man nicht entscheidend über alles spricht.

i) *Man lasse keine Spur eines groben, schmutzigen Eigennutzes an sich blicken;* d. h. man verlange nicht, dass sich Andere unsertwegen Gewalt anthun, für uns sich hingeben, uns Opfer bringen; man wolle mehr *geistige* als *körperliche* Vortheile von ihnen ziehen. Merket man das Letztere bey uns, so wird man uns fliehen; denn dann ist unsere Freundschaft nur Freundschaft des Beutels, nicht Freundschaft des Herzens.

k) *Man sey im höchsten Grade zuvorkommend, liebreich und dienstfertig.* Man warte also nicht, bis uns Andere dazu aufrufen; man benütze jede Gelegenheit, ihnen etwas zu erweisen, was ihnen willkommen seyn kann, und zwar gerade dazu erweisen, wo sie es am allerwenigsten von uns erwarten. Zu diesem Ende studiere man das Wohlgefallen, die Abneigung, den Ge-

schmack und die Wünsche derjenigen, die man einnehmen will.

l) *Man bemühe sich zu gefallen*; d. h. man strebe nach allen den Eigenschaften und Gaben, die uns angenehm und beliebt im Umgange machen. Man kann durch *Kleinigkeiten* gefallen, durch die Manieren seiner Handlungen, und durch alles das Aeusserliche, was man in seiner Gewalt hat, und das man die *gute Lebensart* nennet, welcher wir weiter unten eigene Paragraphen widmen wollen.

§. 14.
Wie muss man sich gegen Freunde, Gönner und Feinde verhalten?

Bevor wir weiter gehen, müssen wir auch noch diese Frage beantworten. — Hat man einen Menschen mit Verstand und Menschenkenntniss, also nicht bloss auf ein Gerathewohl, zu seinem Freunde gewählt, hat man auf die Uebereinstimmung der Charaktere gesehen, und ist man versichert, dass der Gewählte die Tugend liebe, nicht eigennützig, nicht ehrgeitzig, sondern redlich, grossmüthig, treu und offenherzig, dabey aber doch verschwiegen sey; so muss man auch seiner Seits sich so betragen, dass man ihn zum Freunde erhalte. Man muss also

1) bereit seyn, Alles zu seinem Glücke und seiner Beglückung beyzutragen;
2) bereit seyn, seinen Rath anzunehmen, zu suchen, zu befolgen.
3) Nie verlange man von seinem Freunde eine

gänzliche Aufopferung; ein solcher Freund hat nur sein Daseyn in Romanen.

4) Man muss ihn nur in den wichtigsten Angelegenheiten brauchen.

5) Man muss sein eigenes Interesse mit dem Interesse des Freundes vereinigen; sich aber hüten, es widersprechend zu machen.

6) Ist man nicht von der Tugend seines Freundes gewiss überzeugt, hat man nicht vollkommene Gewissheit von der Festigkeit seines Charakters, so vertraue man ihm weniger, als er missbrauchen könnte, wenn er unser Feind würde.

7) Man muss darauf Rücksicht nehmen, dass man von seinen Freundschaften den geringsten Schaden und den grössten Vortheil habe.

8) Man schenke sein Vertrauen dem Freunde nicht auf einmal, sondern stuffenweise, je nachdem man ihn bewerther und unseres Zutrauens würdiger findet.

9) Man gebe sich Mühe zu erforschen, was eigentlich unserm Freunde an uns gefällt, was seinen Beyfall hat; und suche sich darinn immer mehr zu vervollkommnen.

10) Man sey auch gegen seine vertrautesten Freunde höflich, in Kleinigkeiten gefällig, und lasse es sie empfinden, dass man sie hochachte.

Hat man *Vornehmere*, als man selbst ist, zu Freunden — man nennet sie, weil sie vornehmer sind, *Gönner* — so räth die Klugheit:

1) Halte dich immer in gewiſſer Entfernung von ihnen, und rechne ja nicht zu viel auf ihre Gunſt.

2) Dränge dich nicht bey ihnen ein, und laſſe es nicht merken, wenn du Fehler an ihnen entdeckeſt.

3) Thun ſie vertraulich gegen dich, ſo laſſe dich ja nicht irre führen, auch vertraulich gegen ſie zu thun. Sie fühlen immer ihre Superiorität über dich, und ſehen es nicht gern, wenn du dich mit ihnen gleich ſtelleſt.

4) Verlange nicht ihre Geheimniſſe zu erfahren, und meide jede Gelegenheit, wo ſie dir ſelbe anvertrauen dürften.

5) Errege nicht viele und groſse Erwartungen von dir in ihnen, und bemühe dich, immer deine Unabhängigkeit von ihnen zu behaupten, dich immer im Stande zu erhalten, ihrer Gunſt entbehren zu können.

Hat man *Feinde* — und oft haben wir ſie ohne eigene Schuld — ſo diktirt die Klugheit:

1) Sey immer bereit, dich auszuſöhnen, und haſſe daher ſo, als wollteſt du wieder einmal Freund deines jetzigen Feindes werden.

2) Spreche daher nie nachtheilig von deinen Feinden, und ſey darauf bedacht, ihnen gefällige Dienſte zu erweiſen. Räche dich mit Liebe und Groſsmuth.

3) Thue nicht ohne Noth etwas, wodurch dein Feind verleitet werden könnte, noch

feindſeliger gegen dich geſinnet zu ſeyn, als er es bisher war.

4) Unterſuche, warum man dich anfeinde, und nehme deine Maaſsregeln darnach, die Feindſchaft zu entkräften, und, wenn es ſeyn kann, ſie wohl gar in Freundſchaft umzuwandeln.

5) Laſſe deinem Feinde ſehen, daſs du ihm ſchaden könneſt; aber er ſoll nicht merken, was du allenfalls thun würdeſt.

6) Verachte keinen Feind zu ſehr; fürchte aber auch keinen zu ſehr.

§. 15.

Wie gewiſſe äuſsere Urſachen den Charakter eines Menſchen zu erkennen geben.

Man kann auf Furchtſamkeit, Verſtellung und Niederträchtigkeit im Charakter ſchlieſsen, wenn ein Menſch unter häuslichem und politiſchem Druck erzogen worden iſt, d. h. wenn Erzieher und Obrigkeiten *bloſs ihre Willkühr* zum Geſetze für den jungen Menſchen gemacht, und da, wo er nicht ihres Willens war, Gewalt gebraucht haben; wenn ein Menſch mit dem Vorurtheile erwachſen iſt, daſs alles, was mit ihm geſchieht, abſolut nothwendig geſchehen müſſe, daſs ein *abſolutes Schickſal* über ihn gebiete; wenn ein Menſch ſein ganzes bisheriges Leben, oder wenigſtens den gröſsern Theil deſſelben in ſtarker Abhängigkeit, in Niedrigkeit des Standes, in Dürftigkeit und Armuth zugebracht hat, und nie ſeinen eigenen Willen wirklich machen konnte; wenn er nie Gelegenheit gehabt hat,

mit vernünftigen, aufgeklärten Menſchen umzugehen; wenn nur Dummköpfe, Unwiſſende, Abergläubiſche u. ſ. w. ſeine Vorbilder waren; wenn er nur auf das allein, was materiellen Nutzen bringt, aufmerkſam gemacht, und für alles andere blind erhalten worden iſt; wenn er nur für ſich und nicht auch für Andere zu leben gelehrt worden iſt, und keinen Sinn für das Schöne, Edle und Wahre erhalten, oder vielmehr dieſen Sinn verloren hat.

§. 16.

Beurtheilung der Gemüther nach dem Zuſammenhange der Neigungen.

Hat man einen *Stolzen gemeiner Art* vor ſich, ſo iſt es ſehr wahrſcheinlich, daſs er auch *herrſchſüchtig* ſey, daſs er über Andere hervorragen wolle, und diejenigen zu *verdrängen* ſuche, die ihn daran hindern, die ſich neben ihm hervorthun, oder auch nur den Schein davon von ſich geben. Ein ſolcher Menſch benützet jede Gelegenheit, Andere, die er als ſeine Rivale betrachtet, zu *verkleinern*, ihre Vollkommenheiten zweifelhaft zu machen, Fehler an ihnen aufzuſuchen, zu erhöhen, auszupoſaunen, oder wenn er keine findet, ſelbſt welche ihnen anzudichten. Man muſs ihn alſo auch als *Verläumder* fürchten. Ferner iſt der *Stolze* gewöhnlich abgeneigt, ſeine *eigenen Fehler einzuſehen*, abgeneigt *Rath anzunehmen*, und gar *nicht* dazu gemacht, *Widerſpruch* zu vertragen.

Iſt der *Stolze* unwiſſend, unerfahren, ſo wird man kaum irren, wenn man ihm auch *Verwegenheit* und *Unvorſichtigkeit* zuſchreibt.

Bey der *Wolluſt* wird man ſehr oft *Verſchwendung*, *Abgeneigtheit gegen ernſthafte Beſchäftigung*, *Wortbrüchigkeit*, *Unverſchwiegenheit* in Bezug auf ihre anvertraute Geheimniſſe, *Flatterhaftigkeit*, *Blödigkeit* und *Stumpfheit des Verſtandes* antreffen.

Welche Uebel mit dem *Geitze* verbunden zu ſeyn pflegen, iſt bekannt; daher man ihn auch die Quelle alles Uebels nicht mit Unrecht nennet.

Ueberhaupt genommen, ſtehen alle Neigungen, mehr oder weniger, in einem einſtimmigen oder widrigen Verhältniſſe mit einander; und ſind ſo beſchaffen, daſs niemals eine allein, ſondern immer mit andern zugleich vergeſellſchaftet iſt, mit denen nähmlich, die mit ihrer Natur übereinſtimmen. Man muſs alſo hierauf ſein Augenmerk richten, die Natur jeder einzelnen Neigung ſtudiren, wenn man Fortſchritte in der Menſchenkenntniſs machen will.

§. 17.

Man muſs ſich ſelbſt kennen, wenn man Andere kennen lernen und beurtheilen will.

Da man überaus geneigt iſt, Andere nach ſich ſelbſt zu beurtheilen, ſo iſt es erforderlich, ſich zuvorderſt ſelbſt zu kennen; d. h. man muſs ſeine *Leidenſchaften*, *Launen* und *Vorurtheile*, ſeine *Vollkommenheiten* und *Fehler* erforſchen, um nicht, was man vermöge derſelben wünſchet, fürchtet oder ſonſt im Gemüthe hat, Andern anzudichten.

Wenn man ſich ſelbſt erſt recht kennt, und ſeinen beſtimmten Charakter von den allgemeinen

Anlagen und Fähigkeiten der menſchlichen Natur zu unterſcheiden weiſs, ſo kann man um ſo mehr Andere aus ſich kennen, und nach ſeinen eigenen Gemüthsbewegungen beurtheilen lernen, je mehr Einbildungskraft und Empfindlichkeit man hat. Wenn man ſich mittelſt jener in die Denkart und Lage der Andern verſetzt, ſo werden Kraft dieſer die Reitze und Rührungen bemerklich, die nach den allgemeinen Geſetzen der menſchlichen Natur unter ſolchen Vorausſetzungen und Umſtänden entſpringen müſſen.

Noch mehr hilft zur Beurtheilung Anderer die Selbſtkenntniſs, wenn man ſich ſelbſt in verſchiedenen Lagen und bey verſchiedenen Gemüthtszuſtänden richtig beobachtet, und über dem, was man nun iſt, nicht vergeſſen hat, was man geweſen iſt, oder werden zu können einmal fähig war. So kann der Mann den Knaben und Jüngling deſto leichter beurtheilen, je treuer ihm ſein Gedächtniſs die Geſchichte ſeiner Jugendjahre aufbewahret.

Das Geſchäft der Selbſterkenntniſs erleichtern und befördern folgende Mittel:

1) Unterſuche, was und wie viel du an Andern übel findeſt, und blicke zugleich auf dich, ob nicht eben dieſe Uebel dir ankleben.

2) Befrage dich bey verſchiedenen Gemüthsſtimmungen, alſo in heiteren und trüben Tagen, bey glücklichen und unglücklichen Ereigniſſen, wie es jedesmal um dich ſtehe, wie du dich, verglichen mit Andern, in

ähnlichen Umständen verhalten habest und jetzt verhältst.

3) Halte täglich eine strenge Prüfung mit dir selbst, und führe darüber, so sehr sich auch deine Eigenliebe dagegen sträubt, ein treues Protokoll.

4) Wähle dir einen Freund, den du schätzest, und bitte ihn, dich zu beobachten, und dir seine Beobachtungen aufrichtig mitzutheilen.

§. 18.

Charakterzüge der beyden Geschlechter.

Das männliche Geschlecht im Ganzen. „Es ist heftig, leicht zum Zorn zu reitzen, aber eben so leicht, die Ursache davon zu vergessen, freygebig, freymüthig, überlegt, schwer zu hintergehen, grossmüthig, tapfer, thätig, immer nach Sieg strebend, kühn, fest und standhaft.

Das weibliche Geschlecht im Ganzen. „Eine wichtige Sache, eine Kleinigkeit und endlich ein unbedeutendes Wesen, diess sind die Frauenzimmer," sagt die Gräfinn *Senanges* in dem 15ten ihrer Briefe; „wie sehr wechseln die Widersprüche in ihrem Kopfe! Manchmal sind sie Philosophen, und dann wieder Kinder. Wechselsweise gründlich, unbedachtsam, leichtsinnig und überlegend, richtig denkend durch Instinkt, freymüthig durch Charakter, und verstellt durch Erziehung; leichtfertig, weil sie wenig oder keine Grundsätze haben; unwissend, weil sie nicht unterrichtet werden, dem Scheine nach schwach, und doch bey Gele-

genheit muthiger, als die Männer; geneigt, ſich zu unterrichten. Bald verlaſſen ſie ein ernſthaftes Buch, um ein Band aufzuſtecken." Madame *Senanges* ſagt in der That viel Wahres. Man höre, was der beobachtende Philoſoph ſagt: Der Charakter des Weibes iſt im Ganzen liſtig, biegſam, empfindlich. Sie zürnen wegen Nichts und behalten den Haſs lange, ſind unbarmherzig in ihrem Zorn, rachgierig; weil ſie nicht Stärke haben, eine Beleidigung zu rächen, ſo fehlet ihnen eben auch dadurch die Stärke, ſie zu vergeben. Sie ſind neidiſch, träge, abgeneigt gegen alle Mühe, bequem, gelehrig, aber verſchlagen, geitzig, ſtolz, voller Eigenliebe und Eitelkeit, lieben Schmeicheley, ſind furchtſam, und dennoch überlaſſen ſie ſich mit verbundenen Augen Allem, was ihnen gefällt; fühlen Mitleid, ſind zaghaft, ängſtlich, veränderlich, eiferſüchtig und verläumderiſch, ſchwatzen gern, tändeln gern, putzen ſich überaus gern, wollen Eroberungen machen, ſiegen gern über Nebenbuhlerinnen, ſind eigenſinnig. Da ſie ſo gar ſehr mit der *Kunſt zu gefallen* beſchäftiget ſind, ſo wenden ſie alle Aufmerkſamkeit auf ihren Putz, werden müſsig, vernachläſsigen die Bildung ihres Geiſtes und Herzens. Die Verſtellung, zu der man ſie gewöhnt, und durch die Erziehung, ſo man ihnen giebt, gleichſam zwingt, dienet ihnen ſtatt Klugheit und Ueberlegung. Muſik und Tanz haben in ihren Augen einen ſehr groſsen Werth.

§. 19.

Charakterzüge der verschiedenen Alter bey männlichem und weiblichem Geschlechte.

Der *Jüngling.* Dieser glühet, Feuer strömt in seinen Adern, ist voll Hoffnung und Aussichten in die Zukunft, liebt das Vergnügen, will Abwechselung; ist ein heisser Freund, leicht zu gewinnen, leicht zu beleidigen, aber auch leicht zu versöhnen. In seinem Herzen wohnen sanfte Gefühle; Neid, Missgunst, Zorn, Hass, — sind ihm fremd. Er ist zur Wollust geneigt, empfindsam, wohlthätig, immer des Lebens froh und muthig. Er siehet alles im Rosengewande, achtet keine Beschwerden; lässt sich von Hindernissen nicht abschrecken, er sucht Herr über dieselben zu werden. Er ist rasch im Handeln, anmuthig in Gesellschaft, gefällig gegen Jedermann, dienstfertig, erfinderisch, voll Plane und Projecte, aber auch leichtsinnig, unbedachsam, in seinen Unternehmungen unbeständig, eitel, verschwenderisch. Er ist gelehrig, witziger als verständig, hat eine lebhafte Einbildungskraft.

Aristoteles zeichnet uns das Bild des Jünglings noch vollständiger aus. Der Jüngling, sagt er, siehet die Begierden, welche bey ihm sehr lebhaft sind, nicht deutlich ein. Er ist unternehmend und immer bereit, sein Vorhaben auszuführen, und kennet kein Hinderniss, wenn er nur Mittel, es zu überwinden, vor sich sieht. Er überlässt sich leicht den Vergnügungen des Tisches, und die Wollust reisset ihn hin. Unbeständigkeit begleitet

ihn

ihn überall; er geniefst, und übertreibt den Genufs bis zum Eckel, zwar nicht einen allgemeinen Eckel, gegen eine gewiſſe Art von Vergnügen, ſondern gegen einen einzelnen Gegenſtand, den er genoſſen hat. Er begehret ſehr heftig; aber eine Begierde verjagt ſehr bald die andere. Die Mannigfaltigkeit der Gegenſtände macht bey ihm immer neue Eindrücke; nichts gefällt ihm ſo ſehr, als die Neuheit. Ein Geringes erreget ſeine Galle. Sein Zorn iſt ungeſtümm. Begierde nach Ehre entflammt ihn, das Streben nach Reichthümern hat weiter keinen Reitz für ihn, als in ſo fern ſie beytragen, ſeine Begierden und Launen zu befriedigen; weil er dasjenige, was man Armuth nennt, noch nicht empfunden hat. Gemeiniglich ſind Jünglinge nicht böſe, ſondern gut, und kennen grofse Verbrechen nicht. Da ſie keine Welt- und Menſchenkenntnifs haben, ſo vermuthen ſie nicht, dafs man ſie hintergehen will. Sie ſind leichtgläubig, aus Mangel an Erfahrung, und ſcheinen zu genieſſen, ſobald ſie wünſchen oder hoffen. Sie betrachten jeden Gegenſtand aus dem günſtigſten Geſichtspunkte, und ſtreben heftig darnach. Die Zukunft hat für ſie ſo viele Reitze, dafs ſie leicht das Vergangene darüber vergeſſen. Das grofse Zutrauen in ihre Kräfte verjagt die Furcht, macht ihnen Hoffnung zum Sieg und glücklichem Fortgang in Allem, was ſie unternehmen. Sie ſind anfänglich ſchamhaft, und geneigt Alles für gut zu halten, was öffentlich gebilligt wird. Die Leichtigkeit, einen guten Ausgang aller ihrer Unternehmungen zu hoffen, macht ſie grofsmüthig; denn ſie haben

BAYERISCHE STAATS- BIBLIOTHEK MUENCHEN

noch keine Widerwärtigkeiten erfahren, und glauben, grofse Leute zu feyn, fobald fie grofse Dinge unternommen haben. Schönheit und Glanz wird von ihnen immer dem Nützlichen vorgezogen; denn fie handeln mehr nach Vorurtheil, als nach Ueberlegung. Sie ziehen daher auch den Umgang mit Perfonen von ihrem Alter vor. Die Dinge weifs der Jüngling nicht nach ihrem Werthe zu fchätzen, und dasjenige, was ihm am meiften fchmeichelt, ift, nach feinen Begriffen, das *Nützlichfte*. *Mäfsigung* ift ihm unbekannt. Er unterhält fich im erften Monate, wird gleichgültig im zweyten, hat Langeweile im dritten, und endlich zerfchlägt er gar das Götzenbild, das er vorher anbethete. Seine Liebe ift ohne Schranken, fein Hafs ohne Grenzen. Die Güte feines Herzens macht ihn mitleidig und gutdenkend von Andern. Er ift gemeiniglich luftig und muthwillig; allein ein feiner Witz, der ihn trifft, wird bey ihm zur Beleidigung. *Horaz* fchreibt vom Jünglinge:

Imberbis juvenis tandem cuftode remoto,
Gaudet equis, canibusque, et aprici gramine campi,
Cereus in vitium flecti, monitoribus afper,
Utilium tardus provisor, prodigus aeris,
Sublimis, cupidusque, et amata relinquere pernix.

Das Mädchen. Es will gefchmeichelt, geliebkofet feyn, will gefallen, erobern, hüpfet, tanzet, fpielet und tändelt. Ift für fich eingenommen, hält fich für die Schönfte ihres Gefchlechts, ift leichtfinnig, flatterhaft, leichtgläubig, hat viel Witz und eine brillante Einbildungskraft, fchwatzt gerne, liebt finnliche Vergnügungen, ift munter, aufgeweckt, fcherzhaft und luftig. Sich zu putzen

ist des Mädchens Hauptleidenschaft, Eingezogenheit und Schamhaftigkeit des unverdorbenen Mädchens Tugend.

Der Mann. In dem männlichen Alter fühlet der Mensch noch seine Jugend, und arbeitet an der Verbesserung seiner Fehler. Er wird vorsichtiger, klüger, weniger leichtgläubig, und verläſst sich nie, wie der Jüngling, auf seine Kräfte. Schönheit und Glanz blenden ihn weniger, und das Angenehme und Nützliche machen ungefähr denselben Eindruck auf ihn; daher verliert er sie nie aus den Augen, und genieſst mit Mäſsigung. Die schlimmen Folgen des Zorns sind ihm bekannt; er vermeidet daher die Gelegenheit dazu, und überwindet sich beym Anfalle; weiſs sich einen Zaum anzulegen. Er entfernt sich endlich von den Ausschweifungen der Jugend, und von der übertriebenen Furchtsamkeit, deren Grund die Kälte und Schwäche des Alters ist. Die Stärke des männlichen Alters offenbart sich vom 28sten bis zum 42sten Jahre. Der Geist gelangt alsdann zur Reife, und diese Reifwerdung verstärket sich bis ins Alter. Der Mann ändert seine Studien. Ernste Wissenschaften interessiren ihn. Er schätzet Vermögen und Freunde; trachtet nach Ehrenstellen: daher *Horaz:*

Conversis studiis aetas animusque virilis
Quaerit opes et amicitias; inservit honori:
Commisisse cavet quod mox mutare laboret.

Des *Mannes* Leidenschaften sind gemäſsigt; er hat wohl Feuer, aber es ist keine wüthende Flamme. Die Gegenwart beschäftiget ihn mehr, als die Zukunft; er lebt mehr in der gegenwärti-

gen, als in der eingebildeten Welt. Er liebt Plane und Entwürfe, und führet sie aus. In Geschäften ist er ausharrend, ein warmer und beständiger Freund. Er ist bedächtlich und überlegend, vorsichtig, an sich haltend, traut nicht Jedem. In seinen Ausgaben ist er sparsam. Ehrgeitz beseelt ihn. Verschwiegenheit ist seine Tugend. Die Gefahren suchet er zwar nicht auf, aber er stehet ihnen, wenn sie kommen, und zeiget dem Feinde, dass er das Herz am rechten Orte habe. Er ist unternehmend, spekulativ und liebt den Gewinn. Er kann auch grossmüthig seyn. Vergnügungen des Geistes reitzen ihn mehr, als die Vergnügungen der Sinne. Abstrakter denken ist mehr seine Sache, als das Tändeln der Imagination. Beleidigungen rächet er, ist schwer zu versöhnen und anhaltend im Zorne. Er hält Wort, aber er giebt es nicht leicht von sich, er sucht Ueberzeugung, Leichtgläubigkeit ist sein Fehler nicht. Unterhaltung mit Männern ist ihm angenehmer als mit Weibern.

Das Weib. Was das Mädchen Charakteristisches hat, hat auch das Weib, nur in geringerem Grade. Doch hat sie aber auch ihre Eigenheiten: Sie ist merklich gesetzter, solider, eifersüchtig im hohen Grade, zum Zorne geneigt, haushälterisch, Meisterinn in der Verstellungskunst, nicht allzuschamhaft und eingezogen. Sie will gelobt und bewundert, verehrt und angebethet werden. Sie verläumdet gern, ist leicht zu beleidigen und schwer zu versöhnen; begehrt mit Heftigkeit, verliert sich in Affektation, thut altklug, und will dennoch für jung gehalten werden; ist eine grosse

Freundinn von Bequemlichkeit, Leckereyen, Schlaf, und von gesellschaftlicher Unterhaltung.

Der Greis. Das natürliche Feuer, welches in der Jugend lebhaft, in dem männlichen Alter gemäſsigt, den Menschen aber dennoch mit einer Kraft belebte, welche der Grund seiner Thätigkeit war, hat nun nach und nach abgenommen; daher auch der Greis alle die Leidenschaften abgelegt hat, die Jüngling und Mann aus dem Gleichgewichte heben, und excentrisch herumtreiben. Die stärkste Begierde des Greises beziehet sich auf die Festhaltung des Erworbenen, des Geldes, der Güter und jeder Habseligkeit. In seinen Ausgaben ist er karg bis zum Geitz; denn er weiſs, wie schwer es wird, sich Etwas zu erwerben, und wie leicht man um das Seinige kommen kann. Aus eben diesem Grunde hängen Greise fester am Leben, welches auf dem Punkte steht, zu entfliehen; bauen gern, um sich gleichsam noch eine längere Lebensdauer zu assekuriren. Man möchte sagen, daſs je inniger die Seele mit dem Körper verbunden war, desto mehr haben sich die Bande derselben durch die Gewohnheit verstärkt, und desto schwerer ist es, sie zu zerreissen. Die Kälte des Alters macht sie furchtsam und zaghaft. Sie widersprechen und zanken gern, welches eine Folge ihrer Schwäche und ihres Kleinmuthes ist, und wie *Terenz* sagt: attentiores sumus ad res omnes, quam sat est. — Der Greis liebet die Ruhe, ist geschwätzig, rathet gern, spielet gern die Rolle des Lehrers, des Zurechtweisers, des Sittenrichters, des Tadlers auf die junge Welt, lobet die vorigen Zeiten, klaget

über die gegenwärtigen, prophezeyet eine noch schlimmere Zukunft, ist mifslaunig, mürrisch, Freund des jugendlichen Vergnügens, ungesellschaftlich und misstrauisch. Oefteres Irren und Betrogenwerden haben ihn dazu gemacht. Er waget nichts mehr zu behaupten, er bleibt beym Zweifel stehen. Diese Ungewissheit macht ihn unruhig, argwöhnisch, und geneigt zu falschen Auslegungen. Da Greise nur schwach gerührt werden, so ist ihre Liebe, wie ihr Hass, auch nur schwach; sie lieben, als wenn sie in der Folge hassen könnten, und hassen, als wenn sie lieben könnten. Glanz und Hoheit lieben sie weniger, weil sie sich selbst lieben, und alles auf sich selbst anwenden. Ueber das allgemeine Urtheil setzen sie sich weg, daher ihre Freymüthigkeit. Da sie nicht mehr auf die Zeit rechnen können, die sie noch zu leben haben, so sehen sie wohl ein, dass ihre Hoffnung auf keinen festen Gründen ruhet; sie leben daher mehr durch das Gedächtniss, als durch die Hoffnung; daher erzählen sie gerne vergangene Geschichten, und finden in deren Erinnerung und Wiedererzählung ein wahres Vergnügen. Sie sind böse aus Grundsätzen, und gutmüthig aus Schwäche.

Die Matrone. Sie ertheilet Lehren, ist weitläuftig in ihren Erzählungen, müssgünstig, scheelsüchtig, geitzig und zänkisch, seufzt viel, findet an Allem etwas auszusetzen, andächtelt und frömmelt, liebt den neuen Putz nicht, putzet sich aber doch gern nach alter Art und Weise, sucht die Einsamkeit, quaksalbert gern, mag die Kinder nicht, will nicht von Liebe hören, stiftet aber doch

gern Ehen, hetzet Freunde zusammen, thut hochweise, trägt Neuigkeiten des Tages um, und kritisirt Familien.

§. 20.

Charakterzüge der Nationen.

Die grossen Nationen der Erde unterscheiden sich merklich von einander sowohl im Physischen, als Geistigen, und verlangen daher eine diesen Eigenheiten entsprechende Behandlung.

In Ansehung geistiger Eigenheiten findet man

1) bey den *nordischen Völkern*: Blödigkeit des Verstandes, Unfähigkeit zu feinern Empfindungen, grobe Sinnlichkeit, stürmische Leidenschaften, Rachsucht, ausserdem Trägheit.

2) bey den *asiatischen Tartarn*: heftige Begierden, besonders feurige Liebe, starke Empfindlichkeit, Verschlagenheit, List, Schlauheit.

3) bey den *Asiaten jenseits des Ganges*: unbändige Leidenschaften, Habsucht und doch Hang zum Nichtsthun.

4) bey den *Europäern*: viel umfassenden, eindringenden Verstand, lebhafte, malerische Einbildungskraft, gemässigte Leidenschaften, grossen Witz, Liebe zu Künsten und Wissenschaften, Menschlichkeit.

5) bey den *Afrikanern*: Verliebtheit, Verschmitztheit, Raubbegierde, Zornhaftigkeit, Rachsucht.

6) bey den *Amerikanern:* mittelmäſsige Verſtandeskräfte, gemäſsigte Leidenſchaften, Verſchloſſenheit, heimliches Weſen.

Eben ſo nehmen ſich auch durch Eigenheiten die kleinern Nationen aus. Wir verzeichnen ſie alſo:

Spanier. Sie ſind eitel, groſsſprecheriſch und ſtolz, und zeigen ſich ſo durch ihr gravitätiſches Weſen, welches man für ein Zeichen der Verachtung gegen andere Nationen halten könnte, wenn ſie ihnen nicht diejenige Achtung bewieſen, welche der Wohlſtand und gute Lebensart erfordert. Begierde nach Ruhm und Ehre iſt ihre herrſchende Leidenſchaft. Künſte und Wiſſenſchaften, die Theologie ausgenommen, blühen nicht bey ihnen. Sie haben eine groſse Liebe zu ſich ſelbſt, und alſo auch alle Fehler, die eine Folge davon ſind. Ihre Bequemlichkeit ziehen ſie allem andern vor, und in alle ihre Handlungen miſchet ſich die Begierde, ſich auszuzeichnen, ſogar in ihre Standhaftigkeit. Mit wenigen Worten kann man ſagen: der *Spanier* iſt ſtolz, aufgeblaſen, prahlhaft, despotiſch, ceremonios, abergläubiſch, ſchwärmeriſch, gebieteriſch, eigennützig.

Franzoſen. Sie ſind lebhaft, unbedachtſam, bis das Alter ihnen mehr Reife giebt, höflich, groſsmüthig gegen ihre Feinde, artig, flatterhaft, Verbeſſerer des Erfundenen, thätig, induſtrios, delikat, wollüſtig, ſuperficiell.

Deutſche. Tiefe Denker; groſsmüthig und edel, treue Unterthanen, treue Gatten und

Freunde, offen und aufrichtig, gaſtfrey, Nachahmer fremder Sitten, ſehr bequem, Freunde von vollen Schüſſeln und ſchäumenden Pokalen.

Italiäner und Pohlen. Die Italiäner waren zur Zeit ihres groſsen Ruhms ſehr gaſtfrey, und begegnen noch heut zu Tage den Fremden ſehr höflich, Uebrigens ſind ſie verliebt, bigott, heimtückiſch, verſtellt, gaucklerisch, bequem, eiferſüchtig, muſikaliſch. Der *Baron v. Riedeſel* ſchildert insbeſondere die Sicilianer alſo: „Dieſe Nation beſitzt," ſagt er, „ſo wie alle mittägigen Völker Europens, viel Feinheit, Scharfſinn und Talente; allein an ſich ſelbſt iſt ſie jener Weichlichkeit, jenem Hange zur Wolluſt, und jener Liſt und heimlichen Ränken ergeben, welche ſich überhaupt zu vermehren ſcheinen, je nachdem man näher gegen Mittag kommt. Das auſserordentliche Feuer, ſo ſie belebt, wird bey ihnen nicht von dem kleinſten Theile jenes Phlegma begleitet, welches dem Künſtler bey der Ausübung nothwendig iſt. Man ſiehet dieſs an ihren Malern, Bildhauern, ſogar bey ihren Dichtern, von welchen das ganze Land voll iſt, ſelbſt der niedrigſte Stand des Volkes. — Ein ſcharfes Salz wirket beſtändig auf ihre Nerven. — Dieſe Schärfe der Säfte macht ſie unruhig, ungeduldig, eiferſüchtig, rachgierig." —— Ob gleich *Pohlen* von Deutſchland, Ruſsland und der Tartarey umgeben iſt, ſo haben doch die Pohlen wenig Aehnlichkeit mit dieſen drey Nationen, Ehemals waren ihre Sitten ſehr ge-

bildet, sie übertrafen ihre Nachbarn. Sie lieben den Staat und das Glänzende, wollen den Schein haben, als beschäftigten sie sich mit Künsten und Wissenschaften. Uebrigens kommen sie mit den Italiänern sehr überein.

Engländer. Sie haben viel Talent zu Künsten nnd Wissenschaften, besonders zu den tiefsinnigen und ernsthaften Wissenschaften. Die melancholische Gemüthsart, die ihnen anhängt, trägt viel dazu bey. Eine hitzige Galle macht sie gegen Beleidigungen sehr empfindlich, und das Blut, so dadurch in Bewegung gesetzt wird, giebt ihnen Neigung zur Liebe, aber zugleich auch zur Unruhe und Traurigkeit, wenn die Melancholie sich ihrer bemeistert, welches nur zu oft geschieht, und endlich Ekel des Lebens hervorbringt. Im Glücke sind sie stolz, im Unglücke wüthend, ehrgeitzig, gewinnsüchtig, um oft verschwenderisch seyn zu können, gebiethen und herrschen gerne.

Hungarn. Sind fähige Köpfe, lebhaft, tapfer, halten ihr Wort, streben nach Ehre, sind treue Unterthanen, haben Festigkeit des Charakters.

Was wir hier von den Nationen gesagt haben, ist ungefähr ihr Charakter im Ganzen; allein man würde irren, wenn man keine Ausnahme dabey annehmen wollte. Man findet unter ihnen eine Menge Menschen, die Tugenden und Fehler an sich haben, die gerade das Gegentheil von denjenigen sind, die wir angeführt haben.

§. 21.

Charakteriſtik der vier Haupttemperamente.

Das *ſanguiniſche*, *melancholiſche*, *choleriſche* und *phlegmatiſche* Temperament wollen wir hier eigentlich in Hinſicht auf die daraus zu abſtrahirende Klugheitsregeln betrachten, und ſchildern daher jedes mit den Farben, in denen es als Temperament in der Erfahrungswelt erſcheint.

Der *Sanguiniker* gehet in kurzer Zeit von Fröhligkeit zur Traurigkeit, vom Zorn zur Gelaſſenheit über. Jetzt iſt er verzagt, bald wieder beherzt, vergnügt und ärgerlich. Jetzt weint und bald darauf lacht er wieder. *Leichtſinn*, *Flatterhaftigkeit*, *Uebereilung* und *Sorgloſigkeit* ſind ihm natürlich. Er dürſtet nach *angenehmen*, *ſinnlichen* Empfindungen, nach Ergötzungen, die *ohne viel Mühe* genoſſen werden können. Er hat eine unüberwindliche Abneigung gegen alles, was mit *Beſchwerniſs*, *Zwang* und *mühſamer* Anſtrengung der Leibes- oder der Geiſteskräfte verbunden iſt. Zu ſeinen Endzwecken wählet er ſtets die leichteren und bequemeren Mittel, wären ſie auch minder zuverläſſig, als die andern, die Mühe und anhaltende Betriebſamkeit fordern würden. Bey ſeinen Unternehmungen *beginnet er* mit Haſtigkeit und Kraft, wird aber durch dazwiſchen tretende Hinderniſſe und Schwierigkeiten gar bald von der Verfolgung ſeines angefangenen Werkes abgeſchreckt; es heiſst bey ihm: Principium fervet, medium tepet, exitus alget. Er ſymphatiſirt mit der Noth und dem Elende der

Menſchen ſchnell und lebhaft, hilft auch, wenn er es ohne viele Beſchwerniſs thun kann. Er wird *eines jeden*, der ihm nur ſinnliche Vergnügungen bereitet, *warmer Freund;* aber ſeine Freundſchaft iſt äuſserſt unbeſtändig. Er iſt leichtgläubig, freundlich, ſanft, leutſelig, friedfertig, dienſtwillig, ein angenehmer Geſellſchafter, munter und witzig, leicht zu verſöhnen, nichts weniger als rachſüchtig. Zur *ſinnlichen Wolluſt* iſt er beſonders aufgelegt. — Man kann dieſes Temperament mit einem kleinen leichten, zarten Flämmchen vergleichen, dem das Oel leicht entgeht und das eben ſo leicht verliſcht; doch aber, wenn man ihm eine leicht brennende Materie entgegen bringt, wieder ſanft auflodert, und ſo lange es unterhalten wird, eine milde reizende Flamme giebt. — Hieraus ergeben ſich folgende *Tugenden* und *Fehler* dieſes Temperaments: *Tugenden:* Thätigkeit und Lebhaftigkeit, guter Wille, Sanftmüthigkeit, Friedfertigkeit, Billigkeit, Empfindſamkeit für die Leiden Anderer, Dienſtfertigkeit, Leutſeligkeit, Beſcheidenheit, Hang zur Freundſchaft, Menſchenliebe, Offenheit des Charakters, vive Einbildungskraft, Witz. *Fehler:* Flatterhaftigkeit, Unacht- und Unbedachtſamkeit, Mangel an Verſchwiegenheit, Unbeſonnenheit, Unbeſtändigkeit, Leichtgläubigkeit, Eitelkeit, Hang zur ſinnlichen Wolluſt, Weichlichkeit, Sorgloſigkeit, Abneigung gegen Mühe und anhaltende Arbeit, Geſckwätzigkeit, Vergeſſenheit des gegebenen Worts, zu vieles Verſprechen.

Der *Melancholiker* iſt gegen Dinge, die Andere rühren und ergötzen, gleichgültig. Er geräth

nicht leicht in Zorn; man mufs ihn oft und ftark reitzen, wenn ihm die Galle überlaufen foll. Indeffen empfindet er doch leicht *Unwille* und *Verdrufs*. Er winfelt, tadelt und zanket daher immer. Wird er aber zornig, fo äufsert fich fein Zorn auf eine Art, dafs es fich der Mühe verlohnt. Alsdann ift er auch fchwer zu verföhnen; er trägt es feinem Beleidiger lange nach; bey ihm gilt dann: m a n e t a l t a m e n t e r e p o s t u m. Er ift *tieffinnig*, *düfter*, *mürrifch*, liebet die *Einfamkeit*, ift *nicht Menfchenfreund*; *Mifstrauen*, *Argwohn* und *Furcht* wohnen bey ihm. Uebrigens ift er arbeitfam, befitzt einen hartnäckigen Fleifs, ift anhaltend und beftändig in Verfolgung feiner Plane und Zwecke. Seine Empfindungen entftehen zwar langfam, halten aber defto länger an. Geheimniffe weifs er aufzubewahren, eigene und fremde. Seine Meinungen behauptet er mit Hartnäckigkeit. Er verfpricht ntcht viel, haltet aber, was er einmal verfprochen hat. In der Freundfchaft ift er kalt. Er fcherzet nicht leicht, und kann ausgelaffenen Scherz gar nicht vertragen. Raufchende, koftfpielige, Zeit wegnehmende, zerftreuende Ergötzungen und Luftbarkeiten find ihm verhafst. Er ift wirthfchaftlich, liebet das Geld, ift zum Geitze geneigt. — — Das melancholifche Temperament gleicht einem ftillen Brande, der nicht in helles Feuer ausfchlägt, fondern nur einen ftarken Dampf um fich her wirft und verbreitet. — — Eine gewiffe Feftigkeit liegt allerdings in dem Charakter des Melancholifchen; nicht minder eine ftete Anhaltfamkeit. Er weifs feine Kräfte zu prüfen; aber die Aengftlichkeit, wo-

mit er ſeine eigenen und die Plane Anderer auszuführen ſoll, ſetzet ihn öfter in die Verlegenheit, ſeine Kräfte zu überſpannen. Er wird dir immer tauſend Bedenklichkeiten entgegenſetzen, die ihm unüberwindlich zu ſeyn ſcheinen; ſiehet er aber, wie man ihn über den Berg, ohne daſs er den geringſten Schaden nahm, hinüber führte, ſo wird er ſich herzlich freuen, daſs die Anhöhe überſtiegen wurde. Wenn er gleich nicht ganz für die Freuden des menſchlichen Lebens geſchaffen iſt, ſo iſt er doch, ſo wenig er anhaltend heitern Sinn hat, für die kleinen geſellſchaftlichen Artigkeiten nicht unempfindlich. Selbſt der kleinſten Etikette läſst er volle Gerechtigkeit mit einer Aengſtlichkeit wiederfahren, die beynahe an Pedanterie grenzt. Treuherzigkeit macht ihn zutraulich; Spott demüthiget ihn. Es gehört viel dazu, ehe man ſein Herz gewinnt; er wird ſich immer mehr und mehr zurückziehen und geheimniſsvoller werden, je deutlicher und offener und zudringlicher man es merken läſst, daſs man ſein Inneres erforſchen wolle. Alles betrachtet er mit einem trüben Glaſe, und nach dieſem Glaſe beurtheilt er alles Uebrige, und gehet von ſeinem Urtheile nicht ab. Angenehme Vorfälle erwartet er nie. Wenn er alſo Etwas unternimmt — was ſelten geſchieht — ſo denket er ſich gewöhnlicher Weiſe nicht nur alle Schwierigkeiten, die er zu überwinden haben wird, ſondern ſtellet ſich auch den unglücklichſten Ausgang vor. In dieſem ſeinem Nachdenken ſtöret ihn nichts; er berechnet aufs genaueſte alle möglichen Folgen ſeiner Handlungen, und prüfet ſorgfältig alle Mittel,

die ihn zum *Ziele* führen können. Hat er auch Alles überdacht, abgewogen und berechnet, ſo handelt er dennoch nicht gleich. Er berechnet noch einmal ſein herausgebrachtes Facit, verbeſſert, wenn was zu beſſern iſt, fängt nun zwar zu handeln an, ſiehet aber immer noch auf allen Seiten umher, ob ſich nicht noch eine neue Gefahr erblicken laſſe. — Die *Tugenden* und *Fehler* dieſes Temperaments ſind folgende: *Tugenden*: Feſtigkeit des Charakters, Ueberlegung, Bedächtlichkeit und Behutſamkeit, Arbeitſamkeit, anhaltender eiſerner Fleiſs, Beſtändigkeit, Beharrlichkeit auf dem gefaſsten Entſchluſse, Verſchwiegenheit, Worthalten, Genauigkeit, Gerechtigkeit und Billigkeit, Spekulationsgeiſt, viel kalter, prüfender, eindringender Verſtand, Sparſamkeit, Beſcheidenheit, ſtille doch thätige Dankbarkeit, auch Dienſtfertigkeit. *Fehler*: zu viel Kälte, Düſternheit und mürriſches Weſen, Anlage zur Menſchenfeindlichkeit, ſtarker Zorn, Rachſucht, Miſstrauen und Argwohn, Neigung zum Geitz, Langſamkeit in Geſchäften, unnöthige Beſorgniſſe, Grillenhaftigkeit, Eigenliebe, Rechthaberey, Hartnäckigkeit, Unbiegſamkeit.

Der Choleriker iſt überaus munter, lebhaft, thätig, ſogar *heftig*, äuſserſt ungeduldig und unerwartlich. Seine Zwecke verfolget er raſch, mit vieler Energie. Durch Hinderniſſe wird er vielmehr geſpornt, als abgeſchreckt; geräth leicht in Zorn, brauſet bey kleinen Beleidigungen auf, und verfällt in Wuth bey gröſseren. Hat er vertobt, dann iſt Alles wieder gut, und er nimmt keinen Anſtand, ſeine Uebereilung zu bekennen, auch wohl

abzubitten, und nach Möglichkeit wieder gut zu machen. Durch Nachgeben wird er befänftigt, unbefänftigt fucht er fich zu rächen, aber nicht im Hinterhalte; er tritt als Rächer öffentlich auf. — Widerfpruch leidet er nicht. Seine Entfchliefsungen faffet er fchnell, und ift in feinen Handlungen *übereilt*; denn das heftige Aufbraufen feiner Gemüthsbewegungen macht ihn zur Ueberlegung, die Kaltblütigkeit fordert, unfähig. Er ift ein mehr enthufiaftifcher, als *zärtlicher* Freund, und interreffiret fich für feine Freunde mit Eifer. Viele Freunde hat er nicht, weil er alle Faule, alle Weichlinge, alle Furchtfame und Verzagte, alle Niederträchtige, und alle diejenigen, die nicht durch Bildung des Verftandes, nicht durch Gefchicklichkeit, Anfehen, Verdienfte, fich auszeichnen, *geringfchätzt*. Wenn er nun aber auch mit Wenigen Freundfchaft unterhält, fo ift ihm ein einziger Widerfpruch, eine einzige ftolze oder geringfchätzige Miene hinreichend, die Freundfchaft wieder aufzuheben. — Ueberhaupt hat er viel *Geifteskraft* und *Muth*; fcheuet daher keine Gefahren, denen er, zumal wenn feine herrfchende Leidenfchaft *Ehrgeitz* ift — wie fie es insgemein zu feyn pflegt — mit einer Art Tollkühnheit entgegen geht. — Man kann diefes Temperament mit einem fortbrennenden, aufbraufenden, ausfliegenden Feuer vergleichen, das da verzehrt, wo es hinfchlägt, das mit keiner Gewalt zu mildern ift, das man ausbrennen laffen mufs. Es ift ein Waldftrom, der von Felfen herabfchiefst, wild einen Durchbruch fucht, und dann ungehin-

dert

dert fortraufcht. Das Wort des Cholerikers ift bey ihr ein Heiligthum. Was er felbft leiftet, will er fchlechterdings auch von Andern geleiftet wiffen. Mit Scheingründen ift er fchwer zu täufchen, und Scheinvortheile reitzen ihn nicht. Wo Andere über einen gewiffen Verluft zittern, bleibt er ruhig; wo Andere ftarren, fchlägt er kaum die Arme in einander; wo Andere in Verzweiflung gerathen, feufzet er höchftens, oder beifst einige Sekunden die Lippen in einander, oder ftampft mit einem Fufse den Boden. Er ift hart, wenn er Vergehungen zweymal fieht, wo er beym erftenmale warnende Verweife gab. Strenget er fich an, fo überfpannet er leicht feine Kräfte, ohne es felbft zu wiffen. Kleinigkeiten der Convenienz, Aengftlichkeit der Etikette find ihm ekle und lächerliche Dinge. Er beurtheilet den Menfchen nach einem höhern Mafsftabe. Er ift äufserft beharrlich, aufrichtig, will nicht geirrt haben, und verfällt daher auch oft in Rechthaberey. In feinem Anftande zeigt er Würde. So geprüft das ift, was er gemeiniglich fagt, fo genau er Urfache und Folge abmifst, fo verführt ihn doch bisweilen die Lebhaftigkeit. Denken und im Nu des Denkens handeln, das hat er lieb. Gewöhnlich beftimmt ihn die erfte Idee; irret er in diefer, fo irret er in der ganzen Folge. Er ift nicht immer behutfam genug, weil ihn die Schnelligkeit feiner Gedanken und die damit verbundene fchnelle Ausführung derfelben nicht zu einer genauen Ueberlegung kommen laffen. Um fich die Billigkeit eigen zu machen, dazu fehlet ihm die Geduld, daher er oft partheyifch

und unbillig ist. Indessen wird er, wenn ihm der gehoffte Sieg nicht werden will, nie zu Maſsregeln ſchreiten, die ein ſchlechtes Herz verrathen würden. Er wird, vermöge ſeiner Offenherzigkeit, lieber Alles von der Zunge herauspoltern, als es Jemanden hinter dem Rücken nachtragen. Er wird lieber ſeinem Feinde, eingebildet oder wahr, ganz öffentlich ſchaden, als daſs er heimlich ſeine Ruhe, ſein Glück untergraben ſollte. In manchen Fällen wird er die Pflicht der *Dankbarkeit* nie vernachläſſigen, in vielen aber wird er das, was Mancher ihm leiſtete, für Schuldigkeit anſehen, und es unverſchämt finden, daſs man von ihm Dankbarkeit fordert. — Die *Tugenden* und *Fehler* dieſes Temperaments ſind daher: *Tugenden:* Ausnehmende Geiſteskraft, hoher Sinn, Gründlichkeit, Würde und Anſtand, Offenheit des Charakters, Aufrichtigkeit, Munterkeit und Lebhaftigkeit, Energie, Muth und Entſchloſſenheit, Trotzbietung der Gefahr und den Hinderniſſen, Ehrliebe, Sinn für das Schöne, Groſse und Erhabene, Verſöhnlichkeit, Groſsmuth, eifrige Freundſchaft, Worthaltung, Beharrlichkeit. *Fehler:* Heftigkeit, Ungeduld, Unerwartlichkeit, Uebereilung, Unbehutſamkeit, Tollkühnheit, Ehrgeitz, ſtarker Hang zum Zorn, wüthender Zorn, Stolz, Härte, Rechthaberey, Undankbarkeit, Reitzbarkeit, Aufbrauſen.

Der *Phlegmatiker* ſcheint ein Weſen ohne Leben, ohne Kraft su ſeyn. Ruhe, Geſchäftsloſigkeit, Nichtdenken, gutes Eſſen und Trinken, Gemächlichkeit, dieſes alles zuſammengenommen,

ist sein Element. — Ich vergleiche dieses Temperament mit einem Stück Holz, das erst durch einen Zweyten, Dritten, fortbewegt werden muss. Wenn diese Gattung Menschen bey ihrer Trägheit nicht einen gewissen Eigensinn hägte, so würden sie es uns nicht schwer machen, mit ihnen auf eine Art umgehn zu können, die vielleicht nicht so ganz ohne Vergnügen seyn würde. Sie sind oft gutmüthig, wenn sie nämlich sehen, dass man sich für sie verwendet; ausserdem kalt und frostig, haben eigentlich keine Freunde, lieben eigentlich Niemand. Bey widrigen Schicksalen bleiben sie so ziemlich gelassen, und bey glücklichen Ereignissen fühlen sie wenig von dem höhern Gefühl der Freude. Sie schimpfen auf die heutige Welt, und rühmen, so jung sie, öfters noch selbst sind, die Geschichte der Vorzeit. Sie scheinen oft starke Geister zu seyn, und sind doch oft so abergläubisch, dass sie von Kindern beschämt werden. Sie führen Drohungen, die einen, nähme man ihre Worte sogleich für baare Münze, erschüttern könnten; aber sobald die Ausführung ihrer Drohworte nur die geringste Anstrengung erfordert, so lassen sie es bey diesen allein bewenden. Sie wünschen wenig; sind *artig*, wenn sie nur bey der Artigkeit ihre Gemächlichkeit haben können. Aufrichtig ist der Phlegmatiker, und verbirgt selten seine wahre Meinung. Tief gedachte Untersuchungen sind nicht seine Sache. Die *Tugenden* und *Fehler* dieses wässerigen Temperaments sind: *Tugenden:* Aufrichtigkeit, Gelassenheit, Genügsamkeit, Gutmüthigkeit, Zufriedenheit. *Fehler:* Eigensinn,

Trägheit, Kälte und Froſt, Aberglaube, Sinnlichkeit im hohen Grade, Nachläſſigkeit und Langſamkeit in Geſchäften, ſchwache Verſtands- und Körperskräfte.

Man muſs ſich nicht einbilden, daſs von dieſen vier Temperamenten dieſes oder jenes einzeln und einfach bey den Menſchen angetroffen werde. Dieſe Fälle ſind äüſserſt ſelten. Gewöhnlich ſind ſie mit einander vermiſcht, und es koſtet oft groſse Mühe, ehe das *prädominirende* heraus gefunden werden kann. Es giebt *choleriſch - ſanguiniſche*, *ſanguiniſch - pflegmatiſche*, *choleriſch - melancholiſche*, *melancholiſch - ſanguiniſche*, und endlich auch, wiewohl ſeltener, *choleriſch - phlegmatiſche* Menſchen. Ueber jede dieſer Miſchungen etwas Weniges.

Der *choleriſch-ſanguiniſche Menſch* will am meiſten in der Welt bemerkt ſeyn, will, daſs man ihn fürchte; bemühet ſich, Epoche zu machen, wirket am kräftigſten, herrſchet, zerſtöret und bauet.

Der *ſanguiniſch - phlegmatiſche Menſch* lebt am ruhigſten, am ungeſtörteſten. Sein Leben iſt Genuſs und ſüſse Behaglichkeit in dem, was er iſt. Sein Leben rauſchet ſanft, wie der kleine Thalbach durch blumige Ufer, dahin. Freude geben und Freude nehmen, das ſind ſeine Wünſche. Kränkungen zufügen kann er gar nicht. Muſs er es aber, ſo geſchieht es unwiſſend, ſo iſt der Schmerz, den er ſelbſt dabey empfindet, ſicher eben ſo ſtark, als der Schmerz deſſen iſt, der ihn zu empfinden hat. — Leicht artet dieſer Charakter aus; und ſobald er über die ihm angewieſenen Grenzen aus-

schweift, so ist er in Gefahr, ein grober Wollüstling zu werden, der durch seinen allzu häufigen Genuſs zur Ueppigkeit übergeht, und der Störer seiner Gesundheit und jeder süſsern Lebensfreude wird.

Der *choler-melancholische Mensch* richtet viel Unheil an; er ist zur Grausamkeit, zur Rache, zur Verwüstung, Kränkung des Unschuldigen und zum Selbstmorde nicht wenig geneigt.

Der *melancholisch-sanguinische Mensch* mag wohl der unglücklichste von allen seyn; er zerstöret sich selbst an seinem Leibe, und das Feuer, das in ihm schleicht, vernichtet alle seine Geister, da es um so heftiger in ihm wüthet, je verborgener es ist.

Der *cholerisch-phlegmatische Mensch* — eine etwas seltene Erscheinung — taugt durchaus nicht zu Geschäften, zu welchen gesunde Vernunft und Gleichmüthigkeit erfordert werden. Er ist nur mit äuſserster Mühe in Bewegung zu setzen, und hat man ihn endlich in die Höhe gebracht, dann tobet er, wie ein wildes Thier, umher, fällt, wie man zu sagen pflegt, mit der Thüre in's Haus, und verdirbt alles durch rasenden Ungestüm.

§. 22.

Die Beurtheilung der Gemüther fordert die Kenntniſs der herrschenden Leidenschaften unter den Menschen.

Der Erfahrung zufolge giebt es *drey böse Grundbegierden*, aus denen fast alle Laster herstammen, und mit deren einer oder mehreren jeder

Mensch, — wenn man die Tugendhaften ausnimmt, behaftet ist; nämlich *Wollust*, *Ehrgeitz* und *Habsucht*. Man nennet sie der Macht wegen, die sie über den Menschen haben, die drey *herrschenden Leidenschaften*. Die Klugheit muſs Regeln an die Hand geben, wie man sich gegen solche Menschen zu benehmen habe; man muſs daher ihre Natur kennen.

§. 23.

Von der Wollust.

Die *Wollust*. Im Allgemeinen nennen wir Wollust den unmäſsigen Hang nach Vergnügen, und beziehen hieher

a) die schwelgerische oder bacchantische,
b) die verzärtelte,
c) die geile,
d) die gelehrte, und
e) die gutherzige Wollust.

Der *schwelgerische Wollüstling* macht Gut- und Vielessen, auch wohl beydes zugleich, zu seinem *höchsten Gute*. Bey den Römern waren *Apicius* und *Lucullus* solche Wollüstlinge. Sie sind leicht zu erkennen; sie verbergen sich nicht. Ihre Begierde nach guten Bissen und delikaten Getränken finden sie ganz natürlich, sehen nichts Tadelhaftes daran, und lassen daher Jedermann derselben Zeugen seyn. Sie sind gewöhnlich sanguinischen oder phlegmatischen Temperaments.

Der *verzärtelte Wollüstling*. Dieser sucht sein *höchstes Gut* in angenehmen Empfindungen

des Gefühlſinnes, denen er unaufhörlich und einzig allein nachſtrebt. Einem Wollüſtlinge dieſer Art iſt jede, auch geringe Beſchwerniſs unerträglich. Wenn er nicht weich genug ſitzen oder liegen, eine harte Speiſe genieſsen, einen kalten oder ſchalen Trunk thun, ſich einer nur etwas mühſamen Verrichtung unterziehen, ein wenig Kälte oder Hitze, Wind, Regen, üble Wege u. ſ. w. erdulden ſoll, iſt er voll Unmuth, klagt und jammert, und fürchtet ſich gleich zu ſterben. Er will ſorgfältig gepflegt und gewartet ſeyn; hat immer etwas zu klagen, und iſt der beſte Freund eines Arztes; nur muſs dieſer auch dafür ſorgen, daſs ſeine Arzeneyen nicht übel ſchmecken, daſs ſie gut einzunehmen ſeyn. Er iſt nicht zufrieden, wenn ſeine Betten mit Federn geſtopft ſind; aufloſen will er ſie laſſen. Er wünſchte Hemden aus Spinngewebe zu tragen; der feinſte Leinen drücket ihn. Er zanket mit der Sonne, daſs ſie ihn brennt, und mit dem Winde, daſs er ihn anweht. Man ſpricht ihm zu laut. Die Erde, auf welcher er ſtehet, iſt ihm zu rauh, und der Boden, den er tritt, zu hart. — Auch dieſe Wolluſt iſt leicht zu erkennen; ſie fällt in die Augen. Ihr Temperament iſt insgemein das phlegmatiſche.

Der *geile Wollüſtling*. Die Furie Geilheit, das ſcheuſsliche Ungeheuer des Cocytus, ſchieſst wie ein ſchneller Brand in das Herz des Jünglings, entzündet das Innerſte deſſelben, und ſendet bald das verzehrende Feuer auf die Oberfläche des Körpers. Durch alle ſich öffnenden

Schweifslöcher fliefst das gefchmolzene Blut im dampfenden Schweifse. Mit unaufhörlicher Mühfeligkeit, verzweifelnd an Ruhe und ungeduldig über feinen Schmerz, wirft fich das Opfer der geilen Wolluft von einer Seite auf die andere, brennet und dürftet immer. Die immer beunruhigten Adern fchlagen vom reiffenden Blute ftark und oft, die Nerven beben. Laut und keuchend athmet der Geile, mit unfäglicher Mühe bey geringfter Bewegung. Den Kopf befällt ein betäubender Schmerz, und in der Seele wohnet wilde Verwirrung. Seine weinenden Freunde werden ihm fremde, fein Ich ihm zur Laft. Die Freuden des Lebens fliehen vor ihm, und eine fürchterliche Zukunft ftellet fich feinem Geifte vor, der lieber nicht zu feyn wünfchte. Abgemattet von Mühe liegen des Wollüftlings abnehmende Kräfte darnieder gefchlagen und überwältigt; ein fchwerer Schlaf hüllet feine Sinne ein; Verzweiflung ift fein Traum: — er fchläft, träumet fürchterlich und ftirbt entfetzlich.

Der *gelehrte Wollüftling.* Diefer macht die angenehme Empfindung, welche mit der Befriedigung der natürlichen Wifsbegierde, und mit der Vermehrung unferer Einfichten und Kenntniffe verbunden ift, zu feinem *höchften Gute;* fie ift ihm Endzweck, den er ftets mit Heftigkeit verfolgt. — Sie ift leicht zu erkennen, diefe Wolluft; fie verbirgt fich nicht; denn der ihr Ergebene hält es nicht für etwas Unanftändiges, viel weniger Unerlaubtes, den Wiffen-

schaften sich mit Vorliebe zu widmen; vielmehr macht er sich eine Ehre daraus, sein Streben nach Erkenntnissen bekannt zu machen. Der wahre und tugendhafte Gelehrte sammelt Kenntnisse, um sich und anderen damit zu nützen, moralische Zwecke damit zu befördern. Der wollüstige Gelehrte aber gleicht einem Geitzhalse, der Geld sammelt und es ungenützt liegen läſst.

Der *gutherzige Wollüstling* glaubt seine Glückseligkeit, sein höchstes Gut, sein Alles und Letztes in dem natürlichen Vergnügen des Wohlwollens gegen Andere, und in dem Bewuſstseyn, von vielen Menschen geachtet und geliebt zu werden, zu finden. Er ist der Dienstfertigste, Gefälligste. Seine Hauptbeschäftigung ist, das Vergnügen Anderer zu befördern, ohne daſs er darauf sieht, ob seine Dienstfertigkeit und Gefälligkeit mit den Grundsätzen der Moral und des Rechts übereinstimmen, oder nicht. Er besitzet nichts so Schätzbares, das er nicht hingäbe, wenn ihn Jemand darum ersuchte. Rührende Vorstellungen vermag er nicht auszuhalten, und bey bittenden Thränen schmilzt sein Herz wie Wachs an der Sonne. Er will Jedermann helfen, und hilft mit Ungerechtigkeit gegen sich und die Seinigen. Trifft ihn selbst ein Unfall, so ist ihm das Mitleid Anderer, das er durch wehmüthiges Klagen zu erregen sucht, der kräftigste Trost, und der schmerzstillendste Balsam für seine Wunde. Kein Glück ist ihm ein Glück, das er nicht mit sei-

nen Freunden theilen kann. Nie ſchmeckt ihm eine Mahlzeit beſſer, als in Geſellſchaft Anderer. Daher iſt ſein Tiſch eine Freytafel für Jedermann, der Hunger hat. Er iſt nicht verſchwiegen; ſein Herz trägt er auf der Zunge. Verträglichkeit, Offenherzigkeit, Vertraulichkeit, ſind ſeine Tugenden, dagegen Unvorſichtigkeit, Leichtgläubigkeit, Mangel an Klugheit, Unfähigkeit zu ächter und auf Grundſätze gebauter Freundſchaft; Plauderhaftigkeit und Sinnlichkeit ſeine Fehler ſind. — — Auf den erſten Blick könnte man viel Gutes, viel Lobenswerthes in dem Charakter des *gutherzigen Wollüſtlings* finden; allein das *Tugendähnliche*, das darinn liegt, flieſst aus einer unlautern Quelle, iſt bloſs Wirkung ſeiner Leidenſchaft, hat daher nicht den geringſten moraliſchen Werth.

Man kann leicht dieſe Leidenſchaft erkennen; ſie verbirgt ſich nicht, und kann ſich nicht verbergen. *Sie verbirgt ſich nicht*; weil ſie der Tugend ſo ähnlich iſt, und daher bey ihrer Bloſsgebung nichts zu wagen glaubt. *Sie kann ſich nicht verbergen*; weil ſie nicht nur in ihrer Befriedigung zu ſehr von andern Menſchen abhängt, ſondern auch, weil ihre Ausbrüche zu offenbar in die Augen leuchten. Wer trägt Bedenken, Jemanden wiſſen zu laſſen, daſs ein fühlbares, theilnehmendes und wohlwollendes Herz unter ſeinen Rippen ſchlägt?

§. 24.

Vom Ehrgeitze.

Wir kommen zur zweyten der herrſchenden Leidenſchaften, zum *Ehrgeitze*. Auf den Antrieb dieſer Leidenſchaft machet der Menſch die Ehre zu ſeinem *höchſten Zwecke*. In dem Vergnügen, welches mit dem Bewuſstſeyn, von Anderen gewürdiget, Anderen vorgezogen zu werden, Andere zu übertreffen, über Andere zu gebieten, verbunden iſt, findet er ſein *höchſtes Gut*. So wie dem vernünftigen und moraliſchen Menſchen die Ehre bloſs *Mittel* iſt, ſo iſt ſie bey dem Ehrgeitzigen *Endzweck*, den er auf was immer für Art zu erreichen ſucht. *Seneka* ſagt: Ambitio tam sollicita est, ne quem ante se videat, quam, ne se post alium.

Mit ehrgeitzigen Seelen verhält es ſich, wie mit aufgedunſenen Geſichtern, die das Anſehen der Geſundheit haben, und dennoch kränker ſind, als ſie ſcheinen. Der Ehrgeitzige iſt ein deſpotiſcher Befehlshaber, der ſeine Forderungen mit den ſchmeichelhafteſten Namen verſchönert, und ſich in zehnerley Masken wirft, Himmel und Erde auffordert, um ſeine Plane durchzuſetzen. Die ihn umgebenden Gefahren verſchwinden vor ſeinen Augen. Er verſtopft ſeine Ohren vor dem Geſchrey der Unglücklichen, die er aufopfert; und was auch der Aufgeopferte darunter leiden mag, ſo wird er entweder durch ſeinen Fall, oder durch ſei-

ne gewaltsamen Handlungen, ein furchtbares Beyspiel seiner Macht. Ganz unrichtig nennet man denjenigen berühmt, welcher dadurch zu den grössten Ehrenstellen gelanget ist; und es ist unmöglich, dass sie das Glück geniessen können, wenn sie es einmal erhalten haben; denn sie gleichen den Leuten, welche, in der Hitze des Streites, die Streiche nicht fühlen, die sie empfangen, und erst am Ende desselben sich blutig sehen nnd über Schmerzen klagen. Der Ehrgeitzige findet weder Ruhe noch Frieden; sein Glück reitzet ihn immer mit verstärkter Kraft, und sein Unglück bringt ihn in Verzweiflung. Die Fabel des *Prometheus* ist das wahre Bild seines Zustandes; der Ehrgeitz ist der Geyer, der ihn unaufhörlich verzehrt. Der Ehrgeitzige wiederholt seine schlechten Handlungen, so oft es in seiner Gewalt stehet. Die geheiligten Gesetze der Natur und der Vernunft, selbst die der Offenbarung, stellen sich vergebens seinem Gemüthe dar; er entfernt alles, was seine Entwürfe hindern kann, und fliehet selbst dasjenige, was ihn glücklich machen würde, um nach einem Schatten von Glück zu ringen, der ihm nur Uebel zuführt. — Es ist sonderbar, dass Viele den Ehrgeitz die Leidenschaft grosser Seelen nennen; er ist nichts weiter, als die Wirkung einer unruhigen und mit ihrem Schicksal unzufriedenen *Eitelkeit.* Diese hängt zu sehr mit dem Ehrgeitze zusammen, um beyde von einander zu trenen; öfters ist sie dessen ersten Quelle; denn es giebt

Ehrgeitzige, ſo es bloſs aus Eitelkeit ſind; wenigſtens iſt kein Ehrgeitziger ohne dieſelbe. Dieſe Leidenſchaft ſcheint eigentlich nicht für die Menſchen zu paſſen; denn ſie haben ſo viele Urſachen beſcheiden zu ſeyn, daſs es unnatürlich ſcheint, wenn ſie es nicht ſind. Eben dasjenige, was ſie demüthigen ſollte, macht ſie ſtolz. Der Ueberfluſs der Güter, die ſie beſitzen, bringt ihnen den Wahn bey, daſs ſie derſelben würdig ſind, ob ſie gleich wiſſen, daſs ſie nicht von ihnen herrühren, und daſs ſie dieſelben nicht verdient haben. *Eitelkeit* iſt ein unrichtiges Urtheil von ſeinem eigenen Werth, und kann alſo bloſs aus Mangel des Verſtandes und der Ueberlegung entſtehen. Es iſt daher grundfälſch, wenn man glaubt, daſs Leute von vielem Geiſte am eitelſten ſind; gerade kleine, ſchwache Seelen ſind es.

Wir zählen ſechs Arten des Ehrgeitzes:

a) den pöbelhaften;
b) den gelehrten;
c) den phariſäiſchen;
d) den heroiſchen;
e) den politiſchen, und
f) den Sonderlings-Ehrgeitz.

Pöbelhafter Ehrgeitz. Dieſer ſucht Vorzug vor Andern in den *Gütern des Glücks*, als da ſind: Reichthum, Pracht, hohe Geburt u. dgl. Er heiſst der *pöbelhafte*, nicht, als ob er nur unter dem Pöbel zu Hauſe wäre, — das kann er ſeiner Natur nach nicht, — ſondern theils weil er beym

Pöbel, der von solchen Dingen am meisten geblendet wird, seine Nahrung sucht und findet; theils, weil nur *kleine* Seelen solcher Vorzüge wegen, die ein bloſses Geschenk des Glücks oder des Zufalls sind, sich über andere Menschen erhoben glauben können. Er spricht am liebsten und mit Prahlerey von demjenigen Verdienst oder Vorzug, worinn er Andere zu übertreffen glaubt, und kann damit nicht fertig werden. Ihn kennet die ganze Welt, nahe an den Polen nennet man seinen Nahmen. Aus Bescheidenheit will er von seinen Tugenden und Talenten nicht reden; aber er beruft sich auf Andere, die davon zu sagen wissen, die aber abwesend sind, auf die Nachkommenschaft, die davon Bericht abstatten wird. Er ist in den Kabineten der Fürsten einheimisch, und Minister sind seine Freunde; alle berühmte Männer stehen mit ihm in Verbindung. Seine Correspondenz kostet groſse Summen jährlich. Seine Haushaltung ist die glänzendste. Er giebt die delikateste Tafel, und hat die kostbarsten Weine auf dem Lager. Seine Kutschen sind die schönsten, und seine Pferde übertreffen sich selbst. — Mit solchen Dingen unterhält er uns. Wir hören ihm eine Weile zu und lachen, aber wir ärgern uns, wenn die Glocke zu lange tönt, wenn wir immer nur einen Ton hören müssen, der aus einem leeren Raume kommt. Dieser Ehrgeitz ist also leicht zu erkennen; verstellen kann er sich nicht; denn zur Verstellung gehören Erfahrenheit, Menschenkenntniſs, Witz, Klugheit; alles Dinge, welche ihm mangeln. Besäſse er diese Bestimmungen, so würde er kein *pöbelhafter Ehrgeitz* seyn.

Gelehrter Ehrgeitz. Andere durch Kenntniſſe und Gelehrſamkeit zu übertreffen, mit Einſichten zu glänzen, mit ſeiner Wiſſenſchaft Aufſehen zu erregen, und alles dieſes leidenſchaftlich zu thun, dieſs iſt der ſtärkſte Wunſch, das Endziel, das höchſte Gut des gelehrten Ehrgeitzes. Er zeiget ſich auf eine doppelte Art: einmal als *gelehrter Ehrgeitz ohne Klugheit*, und dann als *gelehrter Ehrgeitz mit Klugheit.* Der gelehrte *Ehrgeitz ohne Klugheit* iſt plump und roh, läſst ſich ganz in ſeiner lächerlichen Nacktheit ſehen, und dringt die hohe Meinung, die er von ſich ſelbſt hat, Andern mit der ſchamloſeſten Ruhmredigkeit und Prahlerey auf. Er ſpricht von ſeinen Kopfanſtrengungen unaufhörlich, von Nachtwachen und Tagarbeit, von ſeiner gelehrten Korreſpondenz, u. ſ. w. Er iſt vollends unerträglich, wenn er unter die Pedanten gehört, wie z. B. Herr von *Olearius* vulgo *Oelmann* *).

„Werden Sie uns nicht bald mit einem neuen Producte Ihres Geiſtes beſchenken?" frägt der Graf X den gelehrten Herrn Olearius.

Olearius. Faventibus ſuperis werde ich wohl noch currente anno mit meinem Werke zu Stande kommen.

*) Pedant ſtammt von Pedano ab. Dieſs war der Nahme eines Grammatikers in Italien, der die lächerliche Gewohnheit hatte, in allen Geſellſchaften ſeine gelehrten Kenntniſſe in ſchulmäſsiger Form auszukramen.

Der Graf. Sie behandeln darin?

Olearius. Materiam maximi ponderis; ich unterſuche und beantworte die wichtige Frage: Welche Objecte der Menſch erkennen würde, wenn er einen ſenſum ſextum hätte.

Der Graf. In welcher Sprache ſchreiben Sie?

Olearius. Der Text iſt latein, die Noten partim griechiſch, partim hebräiſch. Es wird Aufſehens machen.

Der Graf. Glauben Sie?

Olearius. Nullus dubito.

Der Graf. Ich wünſche Ihnen viele Leſer! doch ſtille, da kommt die Gräfinn!

Olearius (gegen die Gräfinn ſich verbeugend): Excellentiſſima, ich nenne mich terve quaterve beatum, daſs ich Gelegenheit habe, Hochdenenſelben meine Devotion zu bezeugen. Schon lange war es mir in votis, dieſelben de facie ad faciem zu ſehen; aber — dii nolebant. Doch jetzt, jetzt ridet mihi Apollo; ich ſehe Sie, Excellentiſſima und preiſe mich ſeliger, als Aeneas an der Seite der Dido. Zwar ſagt der princeps oratorum Cicero: — Frons, oculi et vultus perſaepe mentiuntur; aber ad Jovem lapidem! hier iſt dieſs der Fall nicht. Ihr Auge lächelt mir Gnade zu, und ich werfe mich zu Ihren Füſſen — procumbit humi. —

Der Graf (einfallend): Bos! Stehet es nicht im Virgil, Herr Olearius?

Olearius. Acu rem tetigisti, generoſiſſime comes!

Der

Der *gelehrte Ehrgeitz mit Klugheit*. Dieser verbirgt sich auf das sorgfältigste unter dem Mantel der *Bescheidenheit* und *Demuth*; denn er weiss, dass der Ehrgeitz, sobald er erkannt wird, sich verhasst, sich Feinde mache. Er spricht nie zur Unzeit von gelehrten Dingen, und von sich niemals, oder doch mit so viel Zurückhaltung, dass man zu glauben verleitet wird, er eigne sich nicht halb so viel Gelehrsamkeit zu, als er wirklich besitzt. Seiner Schriften erwähnt er nie, und thun es Andere in seiner Gegenwart, so giebt er sich alle Mühe zu zeigen, dass sie von keiner Bedeutung, sondern nur Produkte der Musse, nichts als hingeworfene Kleinigkeiten sind. Ob er gleich eine zahlreiche Büchersammlung besitzt, so prahlet er doch damit nicht, sondern hält sie in abgelegenen Zimmern aufbewahrt. Um sich herum, in seiner Studierstube, hat er nur wenige Bücher. Kurz, er vermeidet allen *Schein des Anspruchs* auf den Ruhm eines vorzüglichen Gelehrten. Seine Urtheile über wissenschaftliche Gegenstände sind nichts weniger als entscheidend, sind so eingekleidet, wie die Urtheile eines Mannes, der sich nicht für unfehlbar hält, und seine Meinungen bloss Anderen zur Prüfung vorlegt. Von andern Gelehrten spricht er mit vieler Achtung, und äussert den Wunsch, sie zu erreichen. Er ist etwas schwer zu erkennen, dieser Ehrgeitz, aber er wird doch erkannt. Die künstliche Verstellung wird niemals Natur, und verräth sich dem *Kenner* gemeiniglich durch *Uebertreibung*.

Der *pharisäische oder scheinheilige Ehrgeitz*. Er ist ein leidenschaftliches Streben, durch einen

angenommenen Schein von Tugend, ſich vor Anderen hervorzuthun, und ein günſtiges Urtheil von ſeinem moraliſchen Werthe zu veranlaſſen. Er bethet auf öffentlicher Straſſe, ſcheint in der Kirche, im Angeſichte der Menſchen, ganz in frömmer Empfindung zu zerfliefsen, thut, wo er bemerkt wird, exemplariſch. Er will durch einen auffallenden Grad von Frömmigkeit und Gottſeligkeit die profane Welt auf ſich aufmerkſam machen, ſchafft aus Schwachheiten Sünden und vergiefset darüber Thränen, daſs die Menſchheit ſo tief im Argen liegt, indeſs er ſelbſt, ungeſehen von Anderen, ärger als die von ihm verdammten lebt. Ohne alle Veranlaſſung ſpricht er in Geſellſchaften von ſeinen Tugenden, ſeinem chriſtlichen Verdienſte; legt es uns recht nahe ans Herz, ohne daſs wir es verlangen, daſs wir ihn durchaus als edel, rechtſchaffen und ungewöhnlich tugendhaft erkönnen mögen. — Hieraus ergiebt ſich, was für Seelen des phariſäiſchen Ehrgeitzes fähig ſind; nämlich kleine, muth- und kraftloſe, niederträchtige Seelen, die ſich an einer Ehre genügen laſſen, die ihnen nicht gebührt, und die, ungeachtet ſie überzeugt ſind, daſs man ſie verabſcheuen würde, wenn ſie ſich in ihrer wahren Geſtalt ſehen lieſsen, die ungeachtet ſie fühlen, daſs von dem günſtigen Rufe, den ſie durch ihre Handlungen erſchleichen, nichts zu ihrem Verdienſte angerechnet werden könne, als die elende Kunſt, etwas zu ſcheinen, was ſie nicht ſind, — gleichwohl in dem Bewuſstſeyn, für Tugendhaft gehalten zu werden, eine Art von *Glückſeligkeit* finden können.

Von dem *pharifäifchen Ehrgeitze* mufs man den *Andächtler*, falfche Andacht, wohl unterfcheiden. Er hat mit jenem wohl gemein, dafs er denjenigen Grad von Tugend und Gottfeligkeit nicht befitzt, den er in feinen Handlungen und Reden zu verrathen fcheinet. Allein er unterfcheidet fich doch dadurch von dem Pharifäer, dafs feine Abficht nicht dahin gehet, Andere zu belügen, und durch übel verftandene Gottfeligkeit fich einen Nahmen zu machen. Er läuft von Kirche zu Kirche, ift ungefellig, unfreundlich, klagt über die fündigen Menfchen, fpricht von nichts als Laftern, welche die Welt überfchwemmen, und dem verdienten Zorn Gottes, verläumdet, läftert, fchadet, wo er kann, ift zänkifch, voll Neid und Mifsgunft, hart und oft graufam gegen feine Angehörigen. Bey den nichtswürdigften Kleinigkeiten menget er die Religion ein, preifet feine Rechtfchaffenheit, feine Tugenden an; hält Alles auf Zeremonien und Worte. Er will mit Gewalt für fromm gehalten werden.

Der *heroifche Ehrgeitz*. Diefer fucht fich durch Muth, Tapferkeit, Heldenthaten, Siege, Eroberungen, u. dgl. hervorzuthun, fich unfterblich zu machen, fetzet darein feine Endbeftimmung, fein *höchftes Gut*.

Diefs war die Leidenfchaft, die einen *Cyrus*, einen *Alexander*, einen *Pyrrhus*, einen *Karl* XII. beherrfchte, und von jeher fo viele Verheerungen in allen Theilen der Welt anrichtete. Wenn ein *Julius Cäfar* vor der Bildfäule des grofs genannten *Macedoniers* in Thränen ausbricht, dafs er in ei-

nem Alter, in welchem dieser beynahe schon ganz Asien erobert hatte, erst so wenig merkwürdige Thaten verrichtet habe, wer kann noch zweifeln, ob er ein Sklave dieses heroischen Ehrgeitzes gewesen?

In dem Tempel der Ehre siehet man die Nahmen derjenigen, welche das Glück ihrer Nebenmenschen befördert haben. Diese Nahmen wurden von der Hand der Erkenntlichkeit, der Dankbarkeit, der Schätzung der Tugend, daselbst eingegraben; aber es stehen auch dort die Nahmen der Zerstörer des Menschengeschlechts mit eingegraben, deren Thaten ihren Ruhm und Glanz nur dem Feuer und Schwert zu verdanken haben, mit welchem sie Blutvergiessen und Elend um sich her verbreiteten.

Zum Glück der Menschheit giebt es nicht immer Gelegenheiten, die diesen Ehrgeitz fördern, und recht gut ist es, dass Ehrgeitzige dieser Art nur gering an der Zahl sind.

Der *politische Ehrgeitz.* Ein durchdringender praktischer Verstand, fähig, die wichtigsten Staatsgeschäfte zu leiten und auszuführen, mit Klugheit, sich in die jedesmaligen Umstände zu schicken, vereinigt, ist allerdings ein seltener Vorzug, der auf Ehre ansprechen darf. Es ist daher leicht zu begreifen, dass unter der Zahl *ehrgeitziger Menschen* einige diesen Weg betreten, um Ehre zu erwerben. Da nun die Erwerbung der Ehre durch dieses Mittel vorzüglich eine mehr als gemeine Klugheit erfordert, so wird dieser Ehrgeitz der *politische* genannt.

Der *Sonderlings - Ehrgeitz* ſucht durch eine willkührlich angenommene Art zu denken und zu handeln ſich auszuzeichnen, Aufmerkſamkeit und Verwunderung zu erregen. Ihn irret es nicht, wenn er ausgelacht und für einen Narren gehalten wird; genug, daſs er ſich von Andern unterſcheidet, daſs er originell iſt, und der Welt von ſich zu ſprechen giebt. *Diogenes* fragte nichts nach den beiſſenden Satyren, mit welchen ihn die Athenienſer verfolgten. Sie mochten ihn immer den wahnſinnigen *Sokrates* ſchelten; ſein Ehrgeitz fand ſich geſchmeichelt; genug, daſs jedermann hinlief, dieſen ſeltſamen Menſchen zu ſehen. — *Singularis* ladet ſich Gäſte, und ſpeiſet eben denſelben Tag aus. Er hält ſich einen theuer bezahlten Koch, und verköſtet ſich, ſo oft er nicht geladen iſt, aus dem Gaſthauſe. Er unterhält eine Bande gewählter Hautboiſten, und iſt ein abgeſagter Feind aller Muſik. Seine Mahlzeit hält er um 8 Uhr morgens, bald wieder um 8 Uhr Abends, bald in der Mittags-, bald in der Mitternachtsſtunde. Er nimmt eine Einladung zu Tiſche an, und um 4 Uhr Nachmittags läſst er um Vergebung bitten, daſs er darauf vergeſſen habe. Er reitet in weiſsſeidenen Strümpfen, und in Schuhen mit rothen Abſätzen, tanzet aber in ſteifen Dragonerſtiefeln. Er hat gefliſſentlich einen ſtotternden Bedienten, einen halb blinden Kutſcher, und einen buckeligten Reitknecht aufgenommen. Jedermann läſst ſeinen Bedienten hinter dem Wagen ſtehen, *Singularis* räumet ihm den Platz an ſeiner Rechten im Wagen ein. Zum Schlafengehen läſst er ſich

frisiren, und erscheint ungekämmt in Gesellschaften. Seine Bildersammlung paradirt auf dem Boden des Hauses, und sein prächtiger Saal dienet zu einer Heukammer. In seinem Ziergarten weiden Rehe, Hasen und Ziegen. Den Keller hat er voll ausländischen Weins, und trinket nichts als Wasser. Er ist ein Deutscher, und spricht mit seinen Leuten, ja selbst mit den Bauern englisch. Zuweilen wird er stumm und deutet bloss. Er hat ein prächtiges Bett, und schläft auf einer Bank. Seine Zimmer läfst er im Sommer heitzen, und im Winter sitzet er in Pelz eingehüllt am kalten Ofen. Auf seinem Gute unterhält er einen Trupp Komödianten, die täglich spielen müssen, aber weder er, noch sonst Jemand siehet zu. Er veranstaltet Ochsenhetzen, und der Schauplatz ist der Spiegelsaal des Schlosses. Er giebt Tafeln, und setzet den Gästen zuerst Desert auf, und läfst zuletzt Suppe und Rindfleisch serviren. Er liest Zeitungen; aber sie sind schon wenigstens 10 Jahr alt; die neuen bleiben liegen. Das Unterfutter seiner Röcke übertrifft an Kostbarkeit bey weitem den Stoff derselben. Seine Manschetten und Halskrausen sind Brabanter Spitzen, aber seine Hemden sind die gröbste Leinwand. Seine Hunde müssen hinken, und seine Jäger ein schlechtes Gesicht haben. Oefter wollte schon Hr. *Singularis* heurathen, und als er günstige Antwort erhielt, liefs er um Vergebung bitten, weil er von einer Zigeunerinn gewarnet worden, ja nicht zu heurathen.

§. 25.
Von der Habſucht.

Der *Habſüchtige* oder *Geitzige* ſucht ſein höchſtes Gut in dem Vergnügen, welches mit der Erwerbung zeitlichen Vermögens verbunden iſt.

Alle Geitzigen handeln nach einerley Maxime, welche darinn beſtehet: „*Erwerbe ſo viel, als möglich, und gebe von dem Erworbenen ſo wenig aus, als möglich.*"

Man ſagt, dem Menſchen ſehe die Habſucht zu den Augen heraus, wenn er auf das, was Andere beſitzen, was ſie gewinnen, erwerben, erhalten, gierig hinblickt, wenn er darüber verdrüſslich wird und unzufrieden iſt, wenn er nicht das Ganze, ſondern nur einen Theil vom Ganzen bekommt; wenn er niemals genug hat, ſich zu den niedrigſten Geſchäften und Dienſten brauchen läſst, wenn ſie nur Geld tragen; wenn er niemals ruht, ſtets in Bewegung iſt, niemals ſich des Erworbenen freut, nur immer über Mangel und ſchwere Zeiten klagt, niemanden was gönnet, ſich ſelbſt nicht, ſondern nur dann vergnügt iſt, wenn er gewinnt, armſelig und zerriſſen einher gehet; wenn Schmutz in ſeinem Hauſe herrſcht und ſeine angehörigen hungern. — Dieſs ſind Kennzeichen des Geitzes.

§. 26.
Kenntniſs der Stände und Berufsarten.

Der *Adel*, die *Vornehmen* und die *Reichen*. Im allgemeinen iſt der Adel, welcher die Denk-

art feiner Vorältern ererbet hat, begierig nach Ruhm und Ehre; übrigens ift er eiferfüchtig auf diejenigen, die in gleichem Range mit ihm ftehen, und fordert Achtung und Aufmerkfamkeit von denen, die unter ihm find. Heut zu Tage geben die *Reichen* ihren Kindern ungefähr diefelbe Erziehung, wie die Adelichen; da aber doch die Menfchen noch immer dasjenige find, was fie ehemals waren, nähmlich im Ganzen, fo kann man mit *Ariftoteles* von diefen Günftlingen des Glücks fagen, dafs der Befitz der Reichthümer ihnen einen gewiffen fich über Arme erhebenden Geift einflöfse, woher fie öfters eitel, ftolz und übermüthig werden, wenn fie fich dagegen nicht mit Grundfätzen der Moral waffnen. Die Eigenliebe verblendet und überredet fie nicht felten, dafs fie alle ihre Wünfche befriedigen, alles kaufen können. Vergnügungen aller Art fcheinen ihnen entgegen zu kommen, und fie verdoppeln ihre Zufriedenheit, indem fie ihren Wohlftand durch die Pracht der Kleider, der Mobilien und der Tafel fehen laffen. Oft findet man auch Härte bey ihnen. *Horaz* fagte: Thorheit pflege den Reichthum zu begleiten, und ein anderer Schriftfteller fchreibt: F o r t u n a q u e m n i m i u m f o v e t, s t u l t u m f a c i t. Da ihre Lage fie über Mangel und Bedürfnifs mancher Art hinausfetzt, da fie felten in Verlegenheit und Noth gerathen; fo lernen fie nicht, wie nöthig ein Menfch dem andern, wie fchwer, manches Ungemach in der Welt allein zu tragen, wie füfs, theilnehmende, mitleidende Seelen zu finden, und wie wichtig es ift, Anderer zu fchonen, damit man

einſt zu ihnen ſeine Zuflucht nehmen könne. Sie lernen ſich ſelbſt nicht recht kennen, weil man ſie, aus Furcht oder Hoffnung, die widrigen Eindrücke, welche ihre Fehler und Gebrechen wirken, nicht empfinden läſst. — Indeſſen würde man ungerecht handeln, wenn man behaupten wollte, alle Adelichen, Vornehmen und Reichen hätten dieſe und dieſelben Fehler an ſich. Es giebt vollkommene, vortreffliche Menſchen unter ihnen.

Der *geiſtliche Stand*. Höchſt verehrungswerth iſt der Geiſtliche, der ſich aus ganzer Seele ſeinem heiligen Berufe widmet, ſeinen Verſtand und Willen durch den ſanften Einfluſs der liebvollſten Religion Jeſu geläutert hat; der der Wahrheit und Tugend mit Eifer und Wärme nachſtrebt und die Kraft des göttlichen Wortes durch eigenes Beyſpiel beſtättigt, der ſeiner Gemeinde Bruder, Freund, Wohlthäter und Rathgeber, in ſeinem Vortrage populär, warm und herzlich iſt, durch Beſcheidenheit, Einfalt der Sitten, Mäſsigkeit und Uneigennützigkeit ſich als einen würdigen Nachfolger der Apoſtel auszeichnet, Duldung und Liebe durch Handlungen beweiſet, und in ſeinem häuslichen Leben ſich als *Weiſer* beträgt. So *ſollen alle Geiſtliche ſeyn*, und man wird diejenigen bald erkennen, leicht erkennen, wenn man dieſes Bild zum Muſter der Beurtheilung nimmt. Die nicht ſo ſind, wie ſie dieſes Bild darſtellt, ſind unwiſſend, geitzig, Schmeichler, Freunde des Wohllebens, habſüchtig, unduldſam, verfolgend, ruhmſüchtig, anmaſſend, entſcheidend. — — —

Der *gelehrte Stand* und der *Stand der Künstler*. Wenn man unter einem Gelehrten einen Mann verstehet, den Wissenschaften und Künste zu einer weisern, bessern und für das Wohl seiner Mitbürger thätigen Menschen gemacht haben, dann ist dieser Stand Segen der Menschheit und verdient die innigste Hochachtung. Wenn aber heut zu Tage, schreibt *Knigge*, jeder elende Versefchmidt, Compilator, Journalist, Anekdoten-Jäger, Uebersetzer, Plünderer fremder litterarischer Güter, und überhaupt jeder, der die unbegreifliche Nachsicht unsers Publikums missbraucht, um ganze Bände voll Unsinn, Thorheit und Wiederhohlung längst besser gesagter Dinge drucken zu lassen, sich selber einen Gelehrten nennt; wenn die Wissenschaften nicht nach dem Grade ihrer Nützlichkeit für die Welt, sondern nach dem veränderlichen, leichtfertigen Geschmacke des lesenden Pöbels geschätzt, spekulative Grillen Weisheit genannt werden, fieberhafte Phantasie für Schwung und Begeisterung gilt; wenn ein Knabe, der sein rauhes Gewäsche in abwechselnd kurzen und langen Zeilen in einen Musen-Almanach einrücken läst, ein Dichter heisst; wenn der Mensch, der mit seinen Fingern ein Gefühl von falschen Tönen, ohne Verbindung und Ausdruck den Saiten entlockt, ein Tonkünstler; der, welcher schwarze Punkte, in Abschnitte eingetheilt, auf Papier setzen kann, ein Componist; der, welcher auf Brettern herumspringt, ein Tänzer genannt wird, wenn sich — setze ich noch hinzu — der, der verschiedene Farben auf Leinwand klebt und Caricaturen hinschmiert,

einen Mahler nennen läſst, und der für einen Bildhauer gehalten werden will, der einen guten Stein zu einer ſchlechten Figur umſtaltet, dann iſt freylich vom *Gelehrten - und Künſtlerſtande* nicht viel rühmliches zu ſagen, nicht viel Gutes an demſelben zu finden. Solche Herren ſind ſtolz, aufgeblaſen, Prahler, Verächter und Verläumder anderer Menſchen, beſonders der würdigen Gelehrten und Künſtler, anmaſſend, entſcheidend, rechthaberiſch, Schreyer und Lärmſchläger, neidiſch und boshaft.

Der *Soldatenſtand*. Man findet in dieſem Stande viel Ehrliebe; ſehr oft Ruhmſucht, Geradheit, aber auch oft Verſchmitzheit; geſittete Munterkeit und Scherz, aber auch Ausgelaſſenheit und Unbedachtſamkeit; ſehr oft Stolz, Härte und Unempfindlichkeit, Muth und Tapferkeit, aber auch Poltronerie und Prahlerey, Anmaſſung, Hochmuth und Hinwegſetzung über Gegenſtände, die Achtung fordern.

Der *Handelſtand*. Der ganze Handel, beym Lichte beſehen, iſt nichts anders als Tauſch, wodurch nichts erzeugt, ſondern das ſchon Erzeugte in andere Hände gebracht wird. Ich rede alſo hier vom eigentlichen Kaufmann. Nun gebe ich gar gern zu, daſs dieſer Tauſch in der Form eines Kunſtgeſchäfts, zu der er ſich erhoben hat, viele Kenntniſſe, groſse Klugheit und mancherley edle Fertigkeiten erfordert; aber das muſs man doch eingeſtehen, daſs Tauſchen unendlich leichter iſt, als Erzeugen; daſs weit weniger dazu gehört, zwey Güter, die ſchon da ſind, gegen einander zu verwechſeln, als ein Gut, das noch nicht da iſt, her-

vorzubringen. Eigennützigkeit, Verstellung, Mißsgunst und Neid, Eitelkeit, Grofsthuerey, oft Knauserey und Filzigkeit, manchmal wieder Verschwendung, sind die Punkte, worauf der Kluge bey diesem Stande zu sehen hat. Pünktlichkeit, Ordnung in Geschäften und Worthalten sind dagegen wieder auch Tugenden dieses Standes.

Der *Stand des Handwerkers.* Ein redlicher, arbeitsamer und geschickter Handwerksmann ist eine der nützlichsten Personen im Staate. Dieser Stand befriediget unsere ersten und natürlichsten Bedürfnisse; ohne ihn würden wir für unsere Nahrung und Kleidung und für alle Gemächlichkeiten des Lebens mit eigenen hohen Händen sorgen müssen; und erhebet sich nun gar der Handwerker über das Mechanische durch Erfindung und Verfeinerung seiner Kunst, so verdient er doppelte Achtung. Bey diesem Guten des Standes, von welchem hier die Rede ist, giebt es darinn doch sehr viele Individuen, die die unartige Gewohnheit des Lügens an sich haben. Sie versprechen, was sie weder halten können, noch halten wollen, und übernehmen mehr Arbeit, als sie in der verheissenen Frist zu liefern im Stande sind. Sie übertreiben ihre Forderungen, setzen ihre Zunftgenossen herab, windbeuteln, leben hauptsächlich für sinnlichen groben Genufs, sind dem schmutzigen Eigennutz ergeben, Schmeichler, und verachten, wenn sie allein sind, andere Stände.

Der *Bauernstand.* Man kann mit Bestand der Wahrheit sagen, dafs ein grofser Theil Leute dieses Standes hartnäckig, zänkisch, widerspenstig ist;

dafs er Individuen begreift, die aus der geringften Wohlthat eine Schuldigkeit machen, die nie zufrieden find, immer klagen, immer mehr haben wollen, als man ihnen zugeftehen kann.

Zu diefer Charakteriftik der Stände fügen wir noch die Sittenzüge einiger Berufsarten hinzu, folcher nämlich, die befonders das Augenmerk des Klugen verdienen.

Aerzte. „Der Mann, fagt *Knigge*, welcher alle Schätze der Natur durchwühlt, und ihre Kräfte durchforfcht, um Mittel aufzufuchen, das Meifterftück der irdifchen Schöpfung, den Menfchen von den Plagen zu befreyen, von denen fein fichtbarer, materieller Theil befallen wird, die feinen Geift zu Boden drücken, und oft fchon feine Mafchine zerftören, ehe noch einmal fich jede Kraft in ihr entwickelt hat; der Mann, der fich nicht fcheut vor dem Anblicke des Elendes, Jammers und Schmerzens, der feine Gemächlichkeit, feine Ruhe, felbft feine eigene Gefundheit und fein Leben daran wagt, um den leidenden Brüdern beyzuftehen; diefer Mann verdient Verehrung und warmen Dank." Zu wünfchen wäre es allerdings, dafs alle Aerzte diefem Bilde glichen, dann hätte man es mit kenntnifsvollen und vortrefflichen Menfchen, mit Männern zu thun, die mit grofser Gelehrfamkeit und Gefchicklichkeit zugleich auch das befte Herz, den beften Willen verbänden, und die Klugheit hätte keine Urfache, fich gegen fie zu waffnen. „Allein, fährt der Menfchenkenner *Knigge* fort, es giebt unter den Söhnen *Aeskulaps* auch unzählige Leute von ganz anderer Art, Leute, de-

nen der Doktorhut das Privilegium giebt, an armen Leuten Verſuche ihrer Unwiſſenheit zu machen.“ — Es giebt Leute darunter, die von ihrem einmal angenommenen Syſteme nicht abweichen, und ſollten ſie auch ganze Kirchhöfe voll füllen, die keinen Beobachtungsgeiſt beſitzen, und Krankheiten an Patienten heilen, die nirgend ſonſt als in ihrem Kopfe exiſtiren, ſtolze, von ſich eingenommene, hartnäckige Leute; Leute, die ihre Kunſtgenoſſen verläumden, verkleinern, höchſt eigennützig und unbarmherzig ſind, ihre Kunſt wie ein Handwerk behandeln, ſich zu Spaſsmachern, Gelegenheitsmachern, zu allerley unſittlichen Dienſten brauchen laſſen, Charlatane, Geheimniſsträger, Familienbelauſcher und Friedensſtörer ſind.

Rechtsfreunde oder Advokaten. Die Pflicht dieſer Berufsart iſt, den Beſitz des Eigenthums den Bürgern zuzuſichern, ſich für ihre Rechte, im Falle einer Kränkung derſelben, zu verwenden, und Gerechtigkeit dem widerfahren zu laſſen, dem ſie gebührt. Der Mann nun, der dieſe wichtige Pflicht genau erfüllt, ſich weder durch Freundſchaft, noch Weichlichkeit, noch Leidenſchaften, noch Schmeicheley, noch Eigennutz, noch Menſchenfurcht bewegen läſst, auch nur einen einzigen kleinen Schritt von dem geraden Wege der Gerechtigkeit abzuweichen, ſich auch nicht die geringſte Rechtsverdrehung und Miſsdeutung des geſchriebenen Geſetzes erlaubt, ſich fern von den Künſten der Chikane hält, und ſtets nach Vernunft, Wahrheit, Redlichkeit und Billigkeit handelt, der Beſchützer des Schwächern und Unterdrückten gegen den Stär-

kern, Reichern und Unterdrücker ist, sich der verlassenen Waisen annimmt und es treu mit ihnen meint, und in Richtung und Vertheidigung der Unschuld seinen hohen Beruf findet; der ist gewiss ein Mann, der die gegründetsten Ansprüche auf unsere Achtung, auf die Achtung aller Welt zu machen berechtiget ist; er ist der Mann, der Segen über die Menschen verbreitet, der von Tugend beseelt jedem nützt, und gegen den keine Klugheit nöthig ist. Man hat wirklich viele solcher Juristen, Richter und Sachwalter. Aber so wahr auch dieses ist, so muss man doch bekennen, dass man nicht selten an Rechtsfreunde stösst, die eigentlich Rechtsfeinde genannt werden sollten, auf Leute, die ihre Kunst dazu missbrauchen, Andere auf eine Art um Geld und Gut zu bringen, wo man ihnen nicht beykommen kann, die nichts mehr, als ihr Corpus juris im Kopfe haben, die Schlupfwinkel der Chikane genau kennen, die spitzfindigsten Distinktionen der Rabulisten studirt haben, stolz, hochtrabend, prahlend und grosssprecherisch, vom Geiste des Widerspruchs belebt, rechthaberisch, anmassend, jeden Andern verachtend, höchst eigennützig, sich über alle Moral hinaussetzend, die einfachste Angelegenheit verwickelnd, für alles Wahre, Gute und Schöne stumpf, hartherzig, in Auslegung und Ausführung böser Plane sehr geschickt, und Meister im Cabaleschmieden sind. Ihre Herzen sind gefühllos, und Marmor; ihr Wille gehet nur auf Interesse. Gegen solche ist in der That viel Klugheit nöthig.

§. 27.

Von der Phyfiognomie und Phyfiognomik.

Dafs in der *Phyfiognomie* fich der Charakter eines Menfchen abdrücke, ift fo gewifs, dafs man fich lächerlich machen würde, wenn man es im Ernfte läugnen wollte.

Man verftehet unter *Phyfiognomie* die Befchaffenheit der bleibenden Züge in dem Gefichte eines Menfchen, fammt der ihr eigenen Bewegungsart des Körpers. Die Kenntnifs diefer Züge, oder, wie fie auch fonft genannt werden, *Lineamenten*, verbunden mit der Gefchicklichkeit, fie zu deuten, heifst *Phyfiognomik*.

Aber find fie denn auch wirklich bedeutend, diefe Züge? Wir haben fchon gefagt, dafs man diefes, ohne fich lächerlich zu machen, nicht läugnen könne. Man bedenke nur, wie innig die Seele mit dem Körper verbunden fey. Unabhängig vom Körper vermag fie nichts, fo wenig, als der Mufiker ohne Inftrument als Mufiker etwas vermag. Sie, die Seele, theilet dem Körper ihre Zuftände und Veränderungen mit; folglich, wenn wir gelernet haben, was für Veränderungen der Seele mit gewiffen Veränderungen des Körpers verknüpft zu feyn pflegen, fo können wir unftreitig von diefen auf jene zurückfchliefsen, und alfo den *innern Menfchen* aus dem *äufsern* beurtheilen.

Sokrates hatte es nicht recht überlegt, als er wünfchte, dafs die Natur eine Oeffnung an der Bruft, dem Herzen des Menfchen gerade gegenüber, angebracht hätte, damit man darinn ihre Ge-

dan-

danken und Vorhaben lefen könnte; denn wenn man auch in die verborgenften Winkel des Herzens fehen könnte, fo würden die feinften Augen doch weiter nichts erblicken, als die Bewegung der Theile, und es würde viel Mühe, undankbare Mühe, koften, aus diefen Bewegungen die Gedanken zu errathen. Bald hierauf fand aber *Sokrates* Gelegenheit, fich durch eigene Erfahrung zu überzeugen, dafs die Natur uns dazu einen nähern und gewiffern Weg gewiefen hat, als den einer Oeffnung an der Bruft. *Zopyrus* überzeugte den Philofophen davon. Diefer *Zopyrus*, welcher nicht begreifen konnte, dafs man mit gefunden Augen in der Phyfiognomie des Sokrates nicht lefen könnte, dafs derfelbe einen grofsen Hang zur Lafterhaftigkeit hätte, erhielt des *Sokrates* Beyfall. Der Philofoph geftand, dafs *Zopyrus* Wahrheit gefprochen und dafs es blofs Nachdenken über fich felbft und die Ausübung der Philofophie dahin gebracht haben, dafs er von feinen böfen Neigungen nicht hingeriffen worden fey.

Sollte diefs den *Sokrates* nicht bewogen haben, feine eigene Phyfiognomie in einem Spiegel zu ftudiren, theils um fich felbft zu beffern, indem er fich kennen lernte, wie *Seneka* fagt, theils um fich in der Kunft, die Menfchen zu kennen, vollkommen zu machen? Wir wiffen aus der Gefchichte, dafs diefe Kunft in der *Sokratifchen* und in der Schule des *Pythagoras* im grofsen Anfehen ftand. Die *Pythagoräer* nahmen, wie *Jamblich* berichtet, diejenigen, fo fich zu ihrer Schule bekennen wollten, nicht eher an, als bis fie ihre Figur, Geberden,

Gang, Anſtand, kurz das ganze Verhältniſs des Körpers betrachtet hatten. Sie ſchloſsen hieraus auf die Fähigkeiten und Geſinnungen der Schüler. So dachte auch *Sokrates*; er nahm keinen auf, bey dem er nicht eine offenbare Anlage und ein gutes Gemüth fand. Er wurde nachher ein ſo groſser Phyſiognom, daſs er dem *Alcibiades* ſeine Erhebung zu den höchſten Ehrenſtellen der Republik vorher ſagte. Und wahrſcheinlich mochte auch jener Aſtrolog in der Lombardie die Phyſiognomik verſtanden haben, der *Rudolphen von Habſpurg*, als dieſer noch am Hofe *Friedrichs* des II. römiſchen Kaiſers lebte, die gröſseſte Erhebung prophezeyete. So oft der Aſtrolog *Rudolphen* begegnete, blieb er ſtehen, und beugte ſeine Kniee vor dem Jünglinge. *Friedrichen* war dieſs auffallend; er berief den Sterndeuter, und befragte ihn um die Urſache dieſer ſo auszeichnenden Verehrung. Der Aſtrolog antwortete: „Durchlauchtigſtes Oberhaupt des römiſchen deutſchen Reichs! Dieſen Grafen hat die Vorſehung zu hohen Ehren beſtimmt. Wiſſe, Monarch, daſs dieſer Rudolph und ſeine Nachkommen einſt denſelbigen Scepter führen werden, unter welchem ſich nun deine Völker glücklich preiſen. Wenn dein Stamm, und mit dieſem alle Hoffnung für das zerrüttete Reich wird erloſchen ſeyn, dann wird ſich dieſer erheben, und die alte Macht mit dem vorigen Anſehen dem Reiche wiederbringen. So leſe ich in den Sternen!" Wahrſcheinlich hatte es der gute Mann in der Phyſiognomie Rudolphs geleſen. Die Prophezeyung gieng nach 35 Jahren buchſtäblich in Erfüllung.

Aber warum erwähnten wir in der Definition der Phyſiognomik hauptſächlich der Geſichtszüge? Darum, weil das Geſicht der geſchickteſte Theil des Körpers iſt, wegen der vielen ſich hier befindenden Muskeln und Nerven, und wegen der Nachbarſchaft des Gehirns, als des Sitzes der Seele, die Veränderung dieſer Subſtanz, ihrer Kräfte und habituellen Affektionen auszudrücken. *Syrach* (XIX. 26. 27.) ſagt: „Aus dem Angeſicht erkennet man den Mann."

Indeſſen ſind aber auch andere Theile des Körpers und ihre Bewegungen, ja ſelbſt die Kleidung ſignifikativ. „Man lieſet bey *Syrach* (l. c.) die Kleidung des Menſchen, das Lachen der Zähne, und auch ſein Gang zeigen an, wer er ſey."

Wir wollen von den ſignifikativen Theilen des Geſichtes, auf welche die Seele einen ſo ſtarken Einfluſs hat, zuerſt handeln. Hieher gehören vorzüglich die Stirn, die Augenbraunen, die Augen und ihre Farbe, die Naſe, der Mund, die Backen, die Ohren, das Kinn.

A.

Die Stirn, (*Frons*)

Die Stirn war zu allen Zeiten der Probierſtein, an welchem die Menſchen die Leidenſchaften und Neigungen erprobt haben. Sie iſt der Sitz der Schamhaftigkeit, der Sittſamkeit, der edlen Geſinnungen, der Gröſse der Seele und des Muths. *Suetonius* verſichert, daſs *Veſpaſianus* und *Titus* von Kindheit an die Zeichen ihrer künftigen Gröſse auf der Stirne getragen haben. Die alten Ge-

ſchichtſchreiber berichten, daſs man auf der Stirne des *Pompejus* Ruhm, Ehre und Rechtſchaffenheit abgedrückt ſehen konnte, und die Stirn *Kains*, des Brudermörders, ſoll dieſes Verbrechen ſchon haben ahnden laſſen.

In phyſiognomiſcher Hinſicht kommen folgende Stirnformen in Betrachtung: Rund Stirne, offene Stirn, groſse Stirn, kleine Stirn, übermäſſig groſse, ungemein kleine, enge und ſchmale, ſtark gerunzelte und gefaltete, unebene Stirn.

Runde Stirn. Eine runde Stirn nennt man diejenige, deren Form der erhabenen Rundung am nächſten kommt; es ſey nun von der Naſe an bis zu den Haaren, oder von einem Schlaf zum andern. Die Erfahrung lehret — freylich mit Ausnahmen — daſs ſolche Stirnen eben nicht die Stirnen groſser Geiſter ſind, und man gewöhnlich bey ſolchen Subjekten Geneigtheit zum ſchnellen Zorn finde. *Ariſtoteles* iſt über dergleichen Stirnen nicht gut zu ſprechen. S. Ariſtotelis φυσιογνωμονικα.

Offene, groſse, viereckige Stirn. Offene Stirn iſt diejenige, deren Figur dem länglichen Viereck nahe kommt, mit einer Erhabenheit, die einen Theil des durch einen groſsen Zirkel abgeplatteten Umfangs ausmacht, welcher Zirkel mit der Länge des Vierecks im Verhältniſſe ſtehet. Man nennet ſie auch eine *edle Stirn*, wenn ſie nicht durch zu viele, zu tiefe und unregelmäſsig laufende Furchen und Linien verunſtaltet wird. Eine ſolche Stirn verkündiget einen Mann von Geiſt und Verſtand, von guter Faſſungskraft und guter Rathſchläge fähig; denn ſie iſt die beſte und zu den Verrich-

tungen der Seele geſchickteſte Stirnform. Man findet Stirnen dieſer Art in den Antiken, die einen *Homer*, einen *Plato* und andere dieſen ähnliche Perſonen vorſtellen, Man findet ſie auch in den mehreſten Gemälden der neueren groſsen Männer, als *Newton*, *Montesquieu* und anderer.

Kleine Stirnen ſind nicht die Stirnen, die viel Geiſt und Urtheilskraft anzeigen. *Galenus* hält nicht viel auf ſie: Sie zeigen Schwatzhaftigkeit und Unbeſtändigkeit an.

Uebermäſsig groſse Stirn. Bey dieſen Stirnen hat man noch immer, Zeuge Erfahrung, eine langſame Faſſungskraft, Langſamkeit im Urtheilen und in Handlungen gefunden. *Ariſtoteles* vergleichet ſie mit der Stirne der —ſen.

Zu kleine Stirn. Uebereilung im Urtheilen iſt der Fehler ſolcher Subjekte. *Ariſtoteles* verſichert, dergleichen Stirnen zeigen Unbeſtand und Ungelehrigkeit an.

Enge und ſchmale Stirnen beſchuldiget man der Thorheit, der Ungelehrigkeit, der Unmäſsigkeit.

Stark gerunzelte und gefaltete Stirn. Die Phyſiognomiker ſehen Stirnen dieſer Art als Verkündiger denkender, überlegender, bekümmerter Geiſter an. Denn wenn unſer Geiſt ernſtlich beſchäftiget iſt, ſo ziehen wir die Augenbraunen zuſammen und legen die Stirn in Falten, und je öfter dieſes geſchieht, deſto bleibender und ausdrucksvoller werden dieſe Züge. Diejenigen, deren Stirn umwölkt iſt, ſind gewöhnlich verdrüſslich, und herabgezogene Stirnen ſollen ein Nachſinnen über kühne Unternehmungen verrathen. Da-

her läſst *Terenz* einen ſeiner Schauſpieler zu dem andern, der ein bekümmertes Anſehen hatte, ſagen: Exporrige frontem! Wenn die Falten oder Furchen der Stirne ihre Richtung von unten nach oben zu nehmen, ſo zeigen ſie eine zornige Perſon an; denn dergleichen Falten entſtehen in dem Anfalle dieſes Affektes, und werden permanent, wenn der Affekt öfter ſich einfindet. Die Lateiner nennen ſolche Stirnen frontes rugosas.

Eine rauhe und harte Stirn, frons aspera, deren trockene Haut die Strahlen des Lichts verſchlingt, will man als Verräther eines harten, unempfindſamen, ſeveren Charakters anſehen. Man pfleget ſie auch *eiſerne Stirn* zu nennen.

Die *unebene Stirn* ſcheint aus kleinen Erhöhungen zu beſtehen, welche Hügel bilden, die mit Thälern und kleinen Vertiefungen vermiſcht ſind. Sie iſt ein Zeichen eines liſtigen, verſchmitzten Kopfes.

B.

Die Augenbraunen. (*Supercilia*).

Wenn wir dem Ariſtoteles (cap. IX. hiſtoriæ animal.) Glauben beymeſſen wollen, ſo ſind *gebogene* Augenbraunen, wie ſie *Philoſtrat* dem *Achilles* zuſchreibt, das Zeichen eines eiteln, ſtolzen und gebieteriſchen Menſchen, und wenn die Perſon, entweder beym Reden, oder Zuhören, ſie oft erhebt, ſo zeiget dieſs Kühnheit, Drohung, Zorn und Haſs an, ſo wie uns *Dares*, der Phrygier, den *Neoptolem* ſchildert. Wenn ſie ſich auf

die Nasenwurzel herab biegen, so schliesset man nicht ohne Wahrscheinlichkeit auf Härte des Gemüths, leichtes Bösewerden. Allein wenn die Augenbraunen sich gegen die Schläfe neigen, und daselbst ründen, so wollen grosse Physiognomiker behaupten, dass solche Subjekte zur Tadelsucht, Satyre, zum Aufhalten über Andere, zur beissenden Kritik, zum stechenden Witze und zur Verstellung eine starke Neigung haben. Streben sie nach den Schläfen zu, und erheben sich beynahe in gerader Linie, so lächelt *Aristoteles* und sagt uns ins Ohr, dass man hier keinen grossen Verstand suchen dürfe. Wenn die Augenbraunen über die Augen vorragen, so bilden sie die sogenannten bedeckten Augen, durch welche Hinterlist, Neid und Bosheit hindurch blicken sollen. Wenn die Augenbraunen sich einander nähern und zusammen laufen, so sollen bösen Neigungen im Grunde des Herzens liegen. Haben sie wenig Haare, so hat das Subjekt eine Portion weiblicher Schwäche. Augenbraunen, die ein gutes Temperament und einen guten, gesellschaftlichen Charakter anzeigen, sind mittelmäfsig gebogen, ziemlich bewachsen, getrennt, und mit der Länge des Auges, das sie bedecken sollen, in gehöriges Verhältnifs gesetzt.

C.

Die Augen, (*oculi*).

Taciti oculi fatentur mentis arcana, sagten die Alten, und es ist wirklich so. Der Mensch mag immerhin sich mit dem Schleyer der Verstellung und Heucheley bedecken wollen,

die immer wahre Natur verwirft diese betrügerische Hülle, und zeiget sich denjenigen, die sich bemühen, sie zu beobachten, so wie sie ist.

Bey den verschiedenen Blicken werden die Augenlieder mehr oder weniger erhoben, oder niedergeschlagen, und jede Art, sie niederzuschlagen, sie zu erheben, oder sie unbeweglich zu halten, drückt einen Affekt, eine Neigung, oder ein Verlangen aus. Im Anfalle des Zorns und der Freude wird das Augenlied ziemlich erhoben; und bey dem Zorn zeiget sich die Unruhe des Geistes in den Säften des Auges, woran man deutlich die Heftigkeit und das Feuer, das sie belebt, erkennen kann. Diese Unruhe wird bey der Wuth noch weit merklicher. Neugierde, Zufriedenheit, Ungewissheit, Sehnsucht, Unerwartlichkeit, halten die Augenlieder ungefähr auf eben diese Art offen; man könnte diess den dringenden Blick, a s p e c t u s i n s t a n s, nennen. Es scheint alsdann, als wenn das Verlangen selbst aus dem Auge ausgienge, um dem Gegenstande entgegen zu gehen. In anderen Zuständen werden die Augenlieder niedergeschlagen; der Blick ist zurückhaltend, gezwungen, a s p e c t u s c o n t r a c t u s; man findet ihn bey der Bescheidenheit, bey der Schamröthe, auch drückt er Ehrerbietung und oft Erniedrigung aus. Bey der Furcht, beym Hasse, in Verlegenheit und Lüge, öffnet sich das Auge nicht gänzlich; diess ist der *verlegene Blick*. Es öffnet und entwickelt sich gänzlich in der Freude und Fröhlichkeit, und giebt Glanz von sich: h i l a r i t a t e e n i t e s c i t, sagt *Quinctilian*. Traurigkeit bringt die entgegen-

gesetzte Wirkung hervor; Ernsthaftigkeit stehet in der Mitte von beyden. Noch müssen wir eines Unterschiedes bey dem Blicke erwähnen: der eine gehet gerade aus, der andere schief oder seitwärts. Der *gerade Blick* ist der einfachste, natürlichste, der Blick des ehrlichen, soliden Mannes. Der *schiefe Blick* ist immer zusammengesetzt, und kann entstehen, entweder aus dem Vergnügen, einen Gegenstand zu besitzen, oder aus Furcht, nicht zu dem Besitze desselben zu gelangen. Hieher gehören auch die *Seitenblicke.* Sie wollen erobern. Man bemerket sie auch bey Menschen, wenn sie Jemanden nicht gut sind, und es ihn fühlen lassen wollen. Man nennet diess *Jemanden schief ansehen. Dido* gab dem *Aeneas* dergleichen Blicke, als er sie auf seiner Reise in die Hölle antraf, um daselbst seinen Vater *Anchises* zu sehen.

Talibus Aeneas ardentem et torva tuentem
Lenibat dictis animum, lacrymasque ciebat:
Illa solo fixos oculos aversa tenebat.

Ihre Augen schienen auf die Erde geheftet; allein sie sah ihn von der Seite an, und ihr Blick war fürchterlich, torvus aspectus.

Es giebt auch einen *süssen, schmachtenden Blick* (limus oculus), welchen die Dichter der Venus zuschreiben. Man unterscheidet ferner noch den *festen* und *ungewissen Blick.* Bey letzterem wendet sich das Auge von einer Seite zur andern, (oculus versatilis), bey erstern ist es fixirt auf den Gegenstand, (oculus fixus, instans). Auch die grössere oder geringere Trockenheit und Feuchtigkeit der Augen ist physio-

gnomifch. Sie werden feucht, wenn Thränen der Freude oder der Traurigkeit fliefsen, und beym Mitleid find fie wäfferig, ohne dafs fich doch Thränen ergiefsen. Diefe Mannigfaltigkeit der Blicke und der Augen führet zu folgenden Schlüffen:

Dringender Blick zeigt heftige Begierde nach einem Gegenftande an.

Drohender Blick verräth einen zornigen Menfchen.

Der verftohlene Seitenblick, wenn er mit Vorfatz gethan wird, drückt Verlangen, öfter aber auch Furchtfamkeit, Verftellung, Ehrerbietung aus.

Ein natürlich frohes, lachendes Auge ift das Auge einer aufrichtigen Perfon von fanftem Charakter, die aber dabey unvorfichtig ift.

Ein lachendes, funkelndes Auge foll, nach *Polemon* und *Adamantius*, keinen guten Charakter andeuten.

Oeftere Beweglichkeit der Augen läfst Unbeftändigkeit und Leichtigkeit des Geiftes vermuthen, und kommt noch das Zittern des Auges hinzu, Blödigkeit, Mifstrauen, Neid, fchleichendes Wefen. Das öftere Zucken der Augenlieder fiehet *Ariftoteles* für ein Zeichen der Zaghaftigkeit und Muthlöfigkeit an.

Der allzufefte Blick, (defixus et intentus oculus) mit fteifen Augenliedern, ift gewöhnlich ein Zeichen der Dummheit; ift er zugleich belebt, der Unverfchämtheit, Keckheit, Frechheit. Ift das Auge aber nur aus Aufmerkfamkeit unbeweglich, weil der Geift befchäftiget ift, fo ift diefs ein Zeichen von einem klugen, zufriedenen, allein

vergeſslichen, zerſtreuten Mann. Wenn bey einem unbeweglichen Auge die Augenlieder ſehr offen, und der Blick beſtimmt iſt, ſo erkennet man daran ſehr leicht den Stolz, den Hochmuth, die Anmaſſung, die Verachtung Anderer, den Eigendünkel. Allein wenn die Augenlieder nur wie gewöhnlich geöffnet ſind, und dennoch Feſtigkeit im Blicke herrſcht, ſo iſt dieſs das grave ſupercilium des *Seneka*.

Ein zu trockenes Auge ſoll Härte des Charakters bezeichnen. Feuchte Augen ſind die Augen der Wolluſt, der Freygebigkeit, der Wohlthätigkeit. Iſt dieſe Feuchtigkeit mit einer lebhaften Sanftmuth verbunden, welche den Blick zitternd macht, ſo iſt dieſs das Auge der Liebe.

Diejenigen, die mit offenen Augen ſchlafen, ſind gewöhnlich furchtſam, ängſtlich, beſorgt, nicht liberal.

Zu ſehr hervorſtehende und dicke Augen empfehlen nicht. Nicht zu runde, noch zu ſehr hervorſtehende Augen, die zugleich belebt ſind, veroffenbaren Güte des Herzens, Lernbegierde, viel Fähigkeit; ſolche Augen hatten *Sokrates*, *Plato*, *Homer*. Kleine, ſehr hervorſtehende, trockene Augen ſtehen bey *Adamantius* und *Porta* in keinem guten Credit; es ſind Otternaugen.

Groſse und eingedrückte Augen bedeuten einen guten und ſanften Charakter; kleine hingegen, wenn ſie gleichſam wie bedeckt ſind, ſollen ein Zeichen der Liſt und der Umwege im Reden und Handeln ſeyn.

Sind die Augen sehr hervorstehend und blau, so behaupten die Physiognomiker, daſs sie wohl keine zu groſse Achtung für Gerechtigkeit mit sich führen. Augen von blaugrauer Farbe, die unbeweglich und trüb sind, mag *Adamantius* nicht.

Augen von einer hellen, schwarzbraunen Farbe haben gewöhnlich starke und kluge Männer; dunkel schwarze zeigen nicht auf gute Sitten hin. Das saphirblaue Auge zeuget von einem guten Gemüthe, von Sanftmuth; meergrüne Augen von Furchtsamkeit, List. *Nero* hatte grünlichte, *Minerva* angenehme blaue Augen.

Augen von hellfahler Farbe mit Feuerroth vermischt lassen Gähzorn vermuthen.

Augenlieder, welche überschlagen sind, und die Haare bedecken, findet man häufig bey listigen Menschen; sind sie zu dick und roth, so hat die Erfahrung gelehrt, daſs da Hang zur Trunkenheit und wenig Schamhaftigkeit angetroffen werden. Sind die Augenlieder schlaff und schwerfällig, wie bey schlaftrunkenen Menschen, so wird wohl Trägheit da zu Hause seyn; blinzeln sie, so sollen sie Furchtsamkeit andeuten.

D.

Beschaffenheit des Blicks, wenn er gut aufgenommen werden soll.

Es giebt Menschen, die durch ihre Blicke abschrecken, sich unleidlich machen, zu schiefen Urtheilen über ihren Charakter Anlaſs geben, ihre Vorzüge verdunkeln.

Der Blick, der allgemein gefällt, den Men-

Menfchen in jeder Lage ziert, ift der *offene Blick*. Es ift ein Blick, der Zutrauen einflöfst, auf Reinheit der Gefinnung fchliefsen läfst, und Feftigkeit des Charakters, Selbftgefühl, Bewufstfeyn eigenen Werthes andeutet. Der Menfch mit einem offenen Blicke, mit einer offenen Miene, fiehet Jedermann mit männlicher Befcheidenheit, Freundlichkeit und Ergebenheit in's Geficht. Er blinzelt niemals, verräth keine Aengftlichkeit, ift unerfchrocken, ohne Scheu, aber nicht unverfchämt, nicht frech, nicht fchleichend und kriechend. Er wird von einem feinen Lächeln, von dem Ausdrucke einer weifen Fröhlichkeit und Zufriedenheit der Seele begleitet. Er ift nicht gaffend, nicht anftarrend (diefer Blick ift dem Rohen und Unwiffenden, der Dummheit eigen). Er ift das Werk eines natürlich fchön geöffneten Auges, das nicht zu beweglich, aber auch nicht zu ftarr ift.

Der Blick, den die gefittete Welt von uns verlangt, mufs ferner ein *fefter Blick* feyn; d. i. unfer Auge darf nicht herumfchwärmen, nicht nicken, und in eine bebende Bewegung gerathen, wenn es der Blick eines Andern trifft; es mufs diefen aushalten können, ohne ihn jedoch verfchlingen zu wollen. — Nichts ift unleidentlicher, als ein Menfch mit einem unftäten, vagen Blicke; er verliert alles Intereffe; man fchreibet ihm eine zerftreute, unruhige, ungebildete Seele zu.

Eben fo nothwendig ift ein *befcheidener Blick*. Er ift das Gegentheil des anmaffenden, arroganten Blickes, der die Aufmerkfamkeit Anderer mit Gewalt auf fich ziehen will; er ift nicht flehend, nicht

pikirend, nicht selbstgefällig, wie der Blick des Thoren, des Stolzen, Aufgeblasenen, des Prahlers, des Pedanten, der Schadenfreude, des bösen Herzens; es ist ein aufmerksamer, ein gewisses Misstrauen in sich selbst offenbarender, fragender, lehrgieriger Blick. Er ist voll Sanftmuth und Ergebenheit, ganz Antipode des wilden, frechen, koketten, schamlosen Blicks, doch aber auch nicht der Blick der lächerlichen, der falschen Demuth, die menschenscheu ist, immer nur zur Erde sieht, mit einem unterthänigen Lächeln daher kriecht, und im Staube ihre Bestimmung zu finden glaubt.

Unser Blick muss auch *heiter* seyn; wir müssen alles Finstere und Mürrische aus demselben verbannen. Der trübe, in sich gekehrte, verschlossene, düstere Blick, ist, der Regel nach, das Attribut eines bösen Gewissens, eines zerrütteten Gemüths, eines heimtückischen Charakters. Auch in den Blicken des Leidenden selbst soll Heiterkeit liegen. *Sokrates* litt viel, und dennoch blieb sein Auge heiter.

Diess sind die allgemeinen Eigenschaften des Blicks, ohne die wir schlechterdings nicht auf den Beyfall der Menschen rechnen dürfen. Der Kluge wird sich selbige eigen zu machen trachten. Er wird nachstehender Vorschrift folgen:

Sollten unsere Blicke — auch Züge und Mienen des Gesichts — sanft, menschenfreundlich, milde, theilnehmend, gefällig, gütig, zuvorkommend, einnehmend, empfehlend seyn, so müssen wir vor Allem Sinn für Wohlthätigkeit, Mitleid, Menschenfreundlichkeit haben, erst diese schöne Tugenden

ausüben, das Glück und das frohe Bewufstseyn empfinden, welches sie gewähren. Wir müssen eher unsere Gemüthsbewegungen, Affekten und Leidenschaften beherrschen, Ruhe in die Seele bringen. Je mehr wir an der Ausbildung des Herzens und an unserer Sittlichkeit arbeiten, desto schöner, empfehlender werden Blick und Miene. Man mufs aber wohl merken: nicht etwa ein vorübergehender guter Gedanke, eine einzelne gute Handlung, giebt dem Gesichte diesen feststehenden und überall gefallenden Ausdruck; unser Sinn für das Gute und Edle mufs ausdauernd, stets wirksam, mufs ein wesentlicher Zug unsers Charakters werden. Edelmuth, Biedersinn, Redlichkeit, Wohlwollen, Sanftheit der Empfindung, Reinheit der Gesinnung, mit einem Worte: Tugend mufs uns zur Gewohnheit werden, wenn sie sich im Gesichte ausdrücken soll. Zwar darf man nicht aus einem unregelmäfsigen Gesichte, aus widrigen Blicken, aus einer verzerrten Miene sogleich auf böses Herz schliefsen; denn Krankheiten, Unglücksfälle, üble Angewohnheiten, und mehrere andere Ursachen, können die schönsten Züge verunstalten; aber so viel ist doch gewifs, dafs, wenn diese Ursachen nicht vorhanden sind, Regelmäfsigkeit und jener schöne Ausdruck in Blick und Miene mit grofser Wahrscheinlichkeit auf ein veredeltes Herz schliefsen lassen. Die *Verstellung*, so viel sie auch bewirken kann, ist dennoch nicht im Stande, Etwas in das Gesicht zu legen, bleibend zu legen, was nicht im Herzen ist.

Unabläſſig müſſen wir daher an unſerer Sittlichkeit arbeiten, und dabey auch die Kultur des Verſtandes, als ohne welche man in der Sittlichkeit nur geringe Fortſchritte machen würde, im Auge haben. Mit dieſen Bemühungen vereinige man nun auch die Nachahmung ſolcher Perſonen, deren Blick und Miene den Beyfall verſtändiger, moraliſcher Männer haben. Man mache einen ſcharfen Beobachter ihres Geſichtes, ihrer Mienen, und ziehe entweder einen treuen verſtändigen Freund, oder den Spiegel zu Rathe, um zu erfahren, was uns noch mangelt, und was uns die Eigenliebe verbirgt.

E.

Die Naſe (*Naſus.*)

Ariſtoteles behauptet: Quibus nares apertae ſunt, ſunt iracundi, und *Virgil* ſagt (L. 3. Georg.): collectumque premens volvit ſub naribus ignem. Zwey Stellen, die da beweiſen, daſs man von jeher die Naſe für phyſiognomiſch gehalten hat. Im Deutſchen nennet man eine groſse, anſehnliche Naſe den Herold des männlichen Muths und männlicher Stärke, und ſucht Scharfſinn und Sagacität hinter einer Habichtsnaſe. Wenn man Jemanden verachtet, aufziehet, ſo erweitern ſich die Naſenlöcher, und man rümpfet die Naſe bey Miſsfallen und Ekel. Man kann alſo daraus folgern, daſs eine Naſe, die gewöhnlich ſo eine Form hat, Neigung zur Satyre und Spott anzeige. Diejenigen, deren Naſe zu ſehr

rechts

rechts oder zu sehr links von Natur aus stehet, tadeln gern.

F.

Der Mund (*os.*)

Wenn man sich ärgert, oder auf Jemanden zürnet, so drückt man die Lippen gegen die Zähne zusammen. Hieraus schliessen die Physiognomiker, dass gewöhnlich zusammengedrückte Lippen Zorn, Eifersucht, Neid anzeigen.

Zum Zeichen der Verhöhnung und des Spottes wird die Unterlippe etwas vorgestreckt und erhoben. Heftige Liebe treibet die Lippen nach vorne, und die Zunge befeuchtet sie.

Ein grosser Mund, der, wenn er sich öffnet einen grossen Raum zwischen den Zähnen des obern und untern Kinnbackens sehen läſst, ist das Zeichen eines starken Appetits, der Tollkühnheit, der Geschwätzigkeit.

Kurze und von einander abstehende Zähne zeigen eine schwache Leibesbeschaffenheit, und ein Leben von mittelmässiger Dauer an, dabey aber einen guten Kopf, sanften Charakter, Treue, Verschwiegenheit, auch etwas Furchtsamkeit.

Zähne, die lang, breit, scharf und etwas helle sind, verrathen starke Esslust, Unbeständigkeit, misstrauisches, neidisches Wesen. Gelbe oder braune Zähne betrachten die Physiognomiker als Zeichen des Eigensinns, geringer Aufmerksamkeit, des Misstrauens, der Leichtgläubigkeit, des Neides und der Eifersucht.

Wenn die Zunge zum Reden sehr geläufig ist, zeiget sie ein schwaches Urtheil an, man sagt: lingua praecurrit mentem. Ein Stammelnder ist gemeiniglich lebhaft, unbeständig, schnell in seinen Verrichtungen, zum Zorn geneigt, aber leicht zu besänftigen, eitel und doch dienstfertig. Eine dicke und rauhe Zunge ist das Zeichen der Verachtung, der List, der Furchtsamkeit.

Eine starke Stimme weiset auf Stärke und Kraft hin, verkündiget einen fruchtbaren Geist, Empfindlichkeit, Verschlagenheit, Eigensinn. Eine schwache, feine und helle Stimme zeugt von Klugheit, Wahrhaftigkeit, Leichtgläubigkeit. Eine feste Stimme ohne Härte pflegt ein Zeichen des gesunden Urtheils, der Verständigkeit, der Vorsicht, der Wohlthätigkeit zu seyn. Eine zitternde und ungewisse Stimme ist die Stimme eines schwachen und furchtsamen Menschen, der stolz, oft misstrauisch und manchmal eifersüchtig ist.

Eine Stimme, deren Ton hoch und fest ist, verkündiget einen starken, kühnen, verwegenen Mann an, einen Mann von gutem Kopfe, von Beständigkeit und Beharrlichkeit, verräth aber auch Leichtigkeit in Beleidigung Anderer. Eine Stimme, die im Singen und Reden rauh und kreischend ist, zeiget Trägheit des Geistes, schwaches Urtheil und starken Appetit an. Eine heisere Stimme Mangel an Klugheit, Eitelkeit, Veränderlichkeit, Zaghaftigkeit und Leichtgläubigkeit, auch Lügenhaftigkeit. Eine volle, aber sanfte Stimme, ist die Stimme eines friedfertigen, etwas furchtsamen, geheimen, aber eigensinnigen Menschen.

Durch eine anfänglich tiefe, dann aber sich ins hohe endigende Stimme drücken sich Neigung zum Zorn, Ungestüm, Hochmuth und Kühnheit aus. Eine sanfte und tiefe Stimme ist das Zeichen von Friedfertigkeit, Scharfsinn, durchdringenden Geist. Schwächliche, abgebrochene Stimme pflegt Furchtsamkeit, Leichtgläubigkeit, Eitelkeit zu bezeichnen.

Um nicht für leichtgläubig, neidisch und unbeständig gehalten zu werden, darf man an uns nicht Leichtigkeit im Lachen, nicht zu lautes Lachen, nicht ein Husten während des Lachens oder Gähnen bemerken. Leicht werden jene, die beym Lachen den Mund spöttisch verziehen, als hochmüthige, als falsch, als Lügner, zornig, als hartnäckig angesehen. Diess ist das *Jardonische Lachen*. Das Lachen mit Mund und Nasenlöchern, soll ein Zeichen eines falschen Gemüthes seyn. Ein Mann, der selten lacht, und dessen Lachen kurz ist, ist gewöhnlich fest in seinen Entschlüssen, von feiner Fassungskraft, verschwiegen, treu und arbeitsam. Die Thorheit stösst ein Gelächter aus, so wie die Dummheit ein Lachen. Risus abundat in ore stulti. Per risum multum discis cognoscere stultum.

G.

Die Backen, (*Buccae*).

Kummer und Verdruss, und die Unruhen, welche gemeiniglich die Gefährten des Ehrgeitzes und des Neides sind, verursachen Magerkeit im Gesichte, so wie anhaltendes Studiren und Beschäfti-

gungen, wo der Geiſt dem Körper gleichſam dasjenige entwendet, was ihn belebt, um es zu ſeinen beſondern Abſichten und Zwecken zu gebrauchen. Man kann alſo hieraus ſchlieſsen, daſs die Magerkeit der Backen und des ganzen Geſichts allerdings phyſiognomiſcher Ausdruck ſeyn könne; man muſs aber hiebey auch ſein Augenmerk auf das Temperament und andere äuſsere Umſtände der Perſon richten.

H.

Die Ohren, (*aures*).

Die Ohren geben nur ſehr ungewiſſe Anzeigen von den Sitten und dem Charakter der Menſchen. *Ariſtoteles* rühmet die mittelmäſsigen Ohren an; er ſagt (lib. 1. de Histor. animal. C. II): Notam morum optimorum habent aures, quae mediocres sunt; at quae magnae arrectaeque ultra modum, ſtultitiae indices ſunt, aut loquacitatis.

I.

Das Kinn, (*Mentum*.)

Beym runden Kinne findet man gewöhnlich Schwäche, Weichlichkeit, weibiſches Weſen. Es iſt das Kinn der Frauenzimmer; das viereckige iſt mehr das Kinn der Mannsperſonen.

Ein kleines Grübchen im Kinne giebt ein angenehmes Anſehen; iſt es ziemlich tief, ſo will man bemerkt haben, daſs die Perſon liſtig, zur Wolluſt geneigt ſey, und die Tugend der Mäſsigung eben nicht in zu hohem Grade beſitze.

Ein Mannskinn, ſtark mit Bart bewachſen, zeigt Muth und Stärke an, öfter auch Lüſternheit. Menſchen, die ſehr wenig oder gar keinen Bart haben, ſind den Fehlern des weiblichen Geſchlechts unterworfen.

Bärtige Weiber ſind bey den Phyſiognomikern nicht gut angeſchrieben. *Michael Scotus* nennet ſie bösartige Geſchöpfe.

Dieſes voraus geſchickt, wollen wir nun auch die Farbe der Haut, die Geſtalt des Bauches, die Arme und Hände, die Schenkel, Waden und Füſse, dann den Gang, die Geberden und endlich die Kleidung in phyſiognomiſcher Hinſicht kennen lernen.

K.

Die Farbe der Haut.

Ariſtoteles giebt einem ärgerlichen, verdrieſslichen und menſchenfeindlichen Mann eine *dunkelbraune Farbe. Albertus Magnus* behauptet, eine zu braune Haut habe er immer mit Furchtſamkeit verbunden geſehen.

Wenn die Furchtſamkeit ein Antheil der bräunlichen Farbe iſt, ſo iſt ſie auch ein Antheil der *ganz weiſsen*, welche die gewöhnliche Frauenzimmer Farbe iſt. Dem zu Folge ſagt *Ariſtoteles* — und die Erfahrung beſtättiget es — daſs Menſchen von ſehr weiſser Haut alle Fehler des weiblichen Geſchlechts an ſich haben, ſo wie ihnen auch die Tugenden dieſes Geſchlechtes zukommen. Die *blaſſe Farbe* verräth Zaghaftigkeit, Neigung zur Liebe. Von der *ſchwarzbleichen Farbe* hält *Ariſtoteles* gar nicht viel. In einem ſeiner

Briefe an den *Alexander* ſchreibt er: „Hütte dich vor einem Menſchen von ſchwarzbleicher Farbe.” Dieſe Farbe wird auch dem Neide zugeſchrieben. *Ovid* ſagt: Pallor in ore ſedet; und *Martial:* Omnibus invideas, Livide, nemo tibi. *Plutarch* berichtet im Leben *Cäſars*, daſs, als dieſer Kaiſer, wegen der Treue und Freundſchaft des *Brutus*, anfieng, einigen Verdacht zu ſchöpfen, er zu einigen ſeiner Freunde ſagte: „*Kaſſius* hat ein bleichgelbes Anſehen, das mir verdächtig iſt; was hältſt du davon? Wegen des *Antonius* und *Dolabella* aber bin ich ganz unbeſorgt; es ſind dicke und fette Leute mit langen Haaren; nur die magern und blaſsgelben Geſichter gefallen mir nicht” (*Kaſſius* und *Brutus* nämlich). *Kaligula* hatte eben dieſe Farbe, und man kennet die Verdorbenheit ſeines Charakters. Auch *Cicero* tadelt dieſe Farbe an dem *Piſo*, und *Salluſtius* giebt ſie dem *Katilina*.

L.

Die Geſtalt des Bauches.

Dicke, hervorſtehende Bäuche findet man gewöhnlich bey trägen, eine gute Tafel und volle Gläſer liebenden, von ſich ſelbſt eingenommenen, epikuräiſch geſinnten Subjekten. Zuſammengedrückte Bäuche ſind die Bäuche feſter, ſtandhafter, arbeitſamer und ſcharfſinniger Männer.

M.

Arme und Hände.

Lange Arme mit ſtarken Muskeln ſind ein Zeichen von Stärke und Geſchicklichkeit zu allen

Uebungen, wozu Arme erfordert werden; ſind ſie kürzer, als ſie ſeyn ſollen, ſo will *Scotus*, daſs ſie Dreiſtigkeit, Unternehmungsgeiſt, Neid, Hartnäckigkeit u. dgl. anzeigen. *Ariſtoteles* ſagt, ein Mann, deſſen Arme über die Maſsen kurz ſind, ſey ein Liebhaber von Würfel - und anderen Hazardſpielen.

Finger, die haarig und krumm ſind, werden ſehr oft bey lüſternen, eiteln, ſpöttiſchen, ſchadenfrohen, lügenhaften, unvorſichtigen und ſchwachurtheilenden Menſchen gefunden. Auswärts gekrümmte Finger ſollen eine freygebige, dienſtfertige Perſon, von guter Faſſung, anhaltendem Zorn und wenig Beſcheidenheit bedeuten; ſo wie Finger, deren Spitze nach einwärts gekrümmt ſind, Tiefſinn, Worthalten und Gemüthshärtigkeit anzeigen ſollen.

N.

Schenkel, Waden und Füſse.

Schenkel, die unförmlich ſind, haben gewöhnlich ſchwache, furchtſame, unbeſtändige Männer.

Waden, die dünn nnd nervigt ſind, verrathen Stärke, Wolluſtigkeit.

Füſse mit dünnen, langen und gut gefärbten Nägeln kündigen eine gute Leibesbeſchaffenheit an.

O.

Gang und Geberden.

Man muſs den Gang beurtheilen, nicht ſowohl in Anſehung ſeiner Geſchwindigkeit oder Langſamkeit, als vielmehr in Rückſicht der Grö-

ſse und Kleinheit der Schritte im Verhältniſſe mit dem Baue des ganzen Körpers. Nach dem Zeugniſſe des *Ariſtoteles* ſind kleine Schritte ein Zeichen von Schwachheit. Was die Geſchwindigkeit des Ganges an ſich ſelbſt betrifft, ſo bedeutet ſie einen geſchwinden Umlauf des Blutes, lebhafte Begierde, Ungeduld in Geſchäften, öfters auch Uebereilung, Voreiligkeit im Urtheilen und Handeln; denn man ſiehet gewöhnlich Leute geſchwind und mit geſchäftigem Anſehen hin und her laufen, die ſich mit Kleinigkeiten abgeben, und nichts endigen. Man hat bemerket, daſs träge Leute langſame und kleine Schritte machen; und überhaupt kann man ſagen, daſs Kleinheit der Schritte mit Geſchwindigkeit vereinigt, ein Zeichen lebhafter Begierden iſt, zugleich aber Schwäche in den Bewegungen und Schwäche des Verſtandes. Gewiſſe Leute haben einen ungleichen Gang ſowohl in Anſehung der Geſchwindigkeit, als der Länge der Schritte. Dieſe Ungleichheit iſt ein Zeichen von Unbeſtändigkeit, öfters auch von Bosheit. *Salluſtius* ſagt vom *Katilina*, er hätte das Anſehen eines Menſchen gehabt, der kein Blut in den Adern hat, ungeſtalte Augen, einen bald langſamen, bald geſchwinden Gang, und Niederträchtigkeit und Bosheit wären auf ſeinem Geſichte zu leſen geweſen: Igitur ei color exanguis, foedi oculi, citus modo, modo tardus inceſſus, prorſus in facie vultuque vecordia inerat. Die Bewegungen des Ganges können auch mit der Richtung des Kopfes zuſammen vereinigt werden. Stolz und Eitelkeit ge-

hen gemeiniglich mit langſamen Schritten und aufgerichtetem Kopfe einher. Windbeutel gehen auch mit geradem Kopfe, machen aber geſchwinde Schritte. — Mit vorwärts gebeugtem Kopfe gehet man gewöhnlich nur, wenn man ſehr beſchäftigt iſt und tief nachdenkt. Von denjenigen, die im Gehen den Kopf nach der rechten Seite hängen, ſagt *Ariſtoteles*, daſs ſie weibiſch wären; die ihn auf der linken Seite tragen, ſind Renomiſten, die zum Zanken und Schlagen mit dem Degen oder auf andere Art geneigt ſind.

Geberden, die nicht genau zu der Rede paſſen, um der Sprache zu Hülfe zu kommen, und die Gedanken mit mehrerer Stärke vorzutragen, ſind phyſiognomiſch; ſie zeigen Leichtſinn.

Wir können nicht umhin, hier einen Unterricht zu ertheilen, wie Stellungen des Körpers, Bewegungen und der Gang beſchaffen ſeyn ſollen, wenn man dadurch ſich ein günſtiges Urtheil zuziehen will.

P.

Beſchaffenheit der Stellungen und Bewegungen des Körpers und des Ganges, wenn man von dieſer Seite einen guten Eindruck auf Andere machen will.

Eine gerade Stellung iſt das Erſte, was jedem Menſchen zu empfehlen iſt. Die Natur hat uns die Fähigkeit, aufrecht zu ſtehen, gegeben; dann ſie gab uns Knochen, Sehnen und Muskeln, die den Körper aufrecht zu halten im Stande ſind, die das Haupt, die groſse Zierde unſerer Figur, empor

heben und halten können; alſo auch mit allem dieſen einen Fingerzeig, daſs wir nicht niedergebeugt einher gehen und im Staube kriechen ſollen. Der Heuchler, der Gleiſsner, der Scheinheilige, die falſche Demuth, der grobe Schmeichler, ſtecken ihren Kopf zwiſchen die Schultern, und trippeln mit halbgebogenem Leibe die Straſſe auf und ab. Wer wollte ſich in dieſe Klaſſe Menſchen ſetzen laſſen? Der gebildete Menſch hält ſich gerade, er mag ſitzen, gehen, ſtehen, oder in irgend einer andern Lage des Körpers ſich befinden. Indeſſen darf dieſes Aufrechthalten des Kopfes nie zu ſteif, nie unbiegſam ſeyn, darf nicht Hochmuth, Prätenſion und Egoism ausdrücken. Es iſt kein Hinüberwerfen des Kopfes, wie man ſolches bey der Aufgeblaſenheit, den eiteln Gecken, bey der Kokette ſieht. Der Kopf iſt beweglich, und beweget ſich mit Anſtand, neiget ſich, wenn es ſeyn muſs, nie zu wenig, nie zu tief, hängt nicht vorwärts, nicht nach einer Seite hin. Hat er ſich bewegt, geneigt, ſo nimmt er augenblicklich wieder ſeine gewöhnliche, angenehme, gerade Haltung an.

Auch der *Rumpf* muſs eine gerade Stellung haben, wenn wir nicht miſsfallen ſollen; doch aber niemals eine erzwungene, widernatürliche, unbiegſame, hölzerne Geradheit. Er iſt biegſam nach Maaſsgabe der Umſtände, welche ihm eine Bewegung diktiren. So beuget er ſich vor dem Groſsen in der Entfernung; weniger tief vor dem Vornehmen; nicket bloſs mit dem Kopfe dem Geringern ſeinen Gruſs zu, und überläſst ſich der Na-

tur in der Beugung im Umgange mit feines Gleichen, ohne jedoch ins Unförmliche dabey zu verfallen.

Die Bewegung und Haltung der *Hände* kann uns eben fo widerwärtig, unleidlich, als angenehm und gefällig machen. Unftatthafte, die ganze Leibesftellung widerlich machende und theils Lachen, theils Verdrufs erzeugende Händehaltungen find:

a) *In den Seiten ftehende Arme.* Eine in jedem Betrachte verwerfliche Gewohnheit. Man bekommt dadurch wirklich das Anfehen eines mit Griffen verfehenen Gartentopfs, oder eines Effigkrugs. Man giebt fich die Pofitur eines zankenden Höckerweibes, eines in der Schenke prahlenden Landfchreibers, eines Dorfjungen, der in einer neuen Jacke am Kirchmefstage im Wirthshaufe oder vor der Hausthüre fich zur Schau ausftellt.

b) *Das beftändige Reiben der Hände.* Es giebt Menfchen, die mit ihren Händen nichts anderes anzufangen wiffen, als dafs fie folche beftändig über einander reiben. Sie thun es in allen Gefellfchaften, thun es an jedem Orte, bey der Erzählung, beym Anhören, beym Complimente. Man reibet wohl die Hände bey einem empfindlichen Grade von Kälte in vertrauten Zirkeln, auf feiner Stube, in Gefellfchaft feiner Familie; hier mag es hingehen! aber unanftändig und lächerlich wird diefes Reiben, wo man den Anwefenden auszeichnende Achtung fchuldig ift. Es verräth Unbe-

kanntſchaft mit den Sitten der feinen Welt, und zeiget an, daſs man noch wenig mit höheren Perſonen umgegangen iſt. Auch der Schadenfrohe, der Rachſüchtige reiben ihre Hände; ein Grund mehr, ſich vor dieſer Unſitte zu verwahren.

c) *Senkrecht herabhangende Arme.* Eine Gewohnheit, die dem Körper allen Anſtand nimmt. Die Arme bekommen dadurch etwas Steifes, Ungelenkiges, und der ganze Menſch miſsfällt.

d) *Das Nagen an den Nägeln.* Ein ekelhafter Anblick! Viele vergeſſen ſich gar ſo ſehr, daſs ſie die abgenagten Stückchen den Anweſenden ins Geſicht ſpucken. Wie iſt es möglich, in der Geſellſchaft eines ſolchen Menſchen auszuhalten? Viele dieſer Nägelbeiſſer ſind auch zugleich Nägelſchneider. Wo ſie eine Scheere, ein Federmeſſer erblicken, da können ſie nicht umhin, ſich des Inſtruments zu bemächtigen, und ihre Nägel, der feinen Lebensart zum Trotz, zu reinigen, zu ſchaben, zu verkürzen.

e) *Das Ziehen der Finger.* Die es thun, müſſen in der That ein ſonderbar organiſirtes Ohr haben, das Vergnügen an dem Knacken finden kann, welche das Ziehen der Finger aus ihren Gelenken bewirkt. Sie reden, und knakende Finger accompagniren ihnen; ſie ſchweigen, aber um ſo geſprächiger ſind ihre Finger, nnd ſagen uns, welche Fremdlinge in der feinen Welt ihre Eigenthümer ſind.

f) *Das Drehen der Daumen.* Wozu ſoll doch, um alle Welt, dieſe Daumenmühle? Soll ſie uns etwa die Gewandtſamkeit der Daume bewundern machen? Wenn das iſt, o, ſo weiſs ich noch einen beſſern Rath, um die Gewandtſamkeit des ganzen Körpers zu zeigen, und dieſer iſt: Man mache in Geſellſchaften Burzelbäume.

g) *Das Fechten mit den Händen.* Wie unleidentlich iſt der Menſch, der bey jedem Worte, das aus ſeinem Munde kommt, die Hände auffordert, ſolches in die Luft zu begleiten! Beyde Arme bewegen ſich immerdar, und die Umſtehenden laufen Gefahr, Stöſse zu bekommen. Ich war einſt in einer Geſellſchaft, wo ein ſolcher Fechter debütirte. Unglücklicher Weiſe ſprach der gute Mann von der Schlacht bey *Roſsbach.* Er hatte ſeinen Standort nicht weit von einem Glasſchranke genommen, und war von mehreren Damen und Männern umgeben. Nahe an ihm ſaſs die Frau vom Hauſe mit einem kleinen Kinde am Arme. Der Erzähler begann, und gerieth in Eifer bey der Schilderung der Schlacht. „Da hätten Sie ſehen ſollen, wie es drunter und drüber gieng!" ſprach er, und focht mit den Händen dergeſtalt, daſs er mit der linken den Glasſchrank einſchlug, und mit der rechten das arme Kind der Frau vom Hauſe vom Schooſse ſtieſs. Die Glasſcheiben klirrten, das Kind

schrie, der Erzähler fuhr fort, und haute um sich herum so, dass man ihm aus dem Wege treten musste. „Ums Himmels willen, hören Sie auf!" — rief Einer aus der Gesellschaft — „Sie mahlen wirklich die Schlacht nach der Natur."

Das Betasten umstehender Personen und lebloser Dinge. Es ist nichts Seltenes, auf Menschen zu treffen, denen es unmöglich zu seyn scheint, sich zu unterhalten, oder mit Jemand zu sprechen, etwas zu erzählen, ohne zugleich die Dinge, die sich um sie befinden, zu betasten, in die Hände zu nehmen, oder an der Weste, an dem Rocke, an der Halskrause ihres Nachbars zu zerren. Jetzt spielen sie mit ihrem Schnupftuche, jetzt mit unseren Haarlocken, bald ziehen sie an ihren Uhrketten, bald an den Knöpfen unseres Kleides. Wie lächerlich, wie abgeschmackt!

Das zu sorgsame Verbergen der Hände. Viele scheinen es geflissentlich darauf anzulegen, dass man ihre Hände nicht sehe, und verstecken sie auf die albernste und unanständigste Art. Man blicke nur um sich. Uusere jungen Herren nach der Mode werden auch dadurch unerträglich. Eine der anständigsten Händehaltungen für Männer ist noch immer die, dass man beyde Hände hinter die Weste, in einer kleinen Entfernung von einander steckt. Es giebt dem Brustbilde eine Art von Ram; nur muss man die Hände nicht zu hoch einstecken, sonst verliert die Gestalt der Schultern und des Halses dabey; denn in diesem Falle werden die Schultern hinauf gedrängt und der Hals verkürzet. Die-

ſe Haltung iſt für die Arme die vortheilhafteſte; man ſiehet ſo das Gelenke des Armes, und der Körper bekommt dadurch Breite, Rundung und Volligkeit. Die Hauptregel bey allen Händehaltungen iſt, daſs ſie ganz natürlich, ungeſucht und unſtudirt ſeyn, und gerade der Empfindung anpaſſen, die man mündlich ausdrückt, und durch Geſtikulation hervorſtechend machen will.

Der *Gang* kann uns ebenſalls entweder liebenswürdig, oder lächerlich machen. Er bewirkt das Erſtere, wenn er nicht trippelnd, nicht zu ſchnell und mit ſtarkem Auftreten verbunden, gleichförmig, und mit keinen übeln, das Auge beleidigenden Angewohnheiten vergeſellſchaftet iſt.

Der Gang iſt *trippelnd*, wenn die Schritte zu klein ſind, die Füſſe nahe an einander kommen, und man mehr mit den Zehen, als mit den Ferſen auftritt.

Der *zu ſchnelle* Gang, ohne dringende Urſache, wird lächerlich, wie alles, was ohne hinreichenden Grund geſchieht. Es iſt falſch, wenn man dadurch Geſchäftigkeit, Betriebſamkeit, oder Agilität des Körpers anzeigen will. Man ſiehet es uns an, daſs wir uns ſelbſt übereilen, und keine Rückſicht darauf nehmen, auch Anſtand und Geſetztheit auf der Straſſe zu zeigen. Man entſchuldiget den Bothen, der als ſolcher eilig ſeyn muſs; aber man verarget uns billig, die wir nicht Bothen ſind, wenn wir mehr laufen als gehen, und Andere zwingen, uns auszuweichen, wenn ſie nicht über den Haufen geſtoſsen werden wollen.

Der Gang darf aber auch nicht *zu langſam* ſeyn; am beſten, er hält das Mittel zwiſchen dem zu geſchwinden und zu langſamen. Ein zu langſamer Gang iſt der Trägheit, dem phlegmatiſchen Temperamente eigen, und oft findet man ihn auch bey verächtlichem Stolze.

Das *zu ſtarke Auftreten* beym Gehen giebt dieſem etwas äuſserſt Unangenehmes. Man iſt es nur an ſchwer arbeitenden Menſchen, an dem Landmanne, an dem Tagwerker, an Perſonen aus der Klaſſe des Pöbels gewohnt. Der Gang des Geſitteten darf kein Getöſe machen, auf keine Art den Kommenden zum Voraus ankündigen.

Die *Gleichförmigkeit* des Ganges beſteht in der Gleichheit der Schritte.

Unter den üblen Angewohnheiten beym Gange ſind zwey Unanſtändigkeiten beſonders zu bemerken und zu vermeiden; es iſt der ſchleichende und der krumme, vorwärts gebogene Gang.

Der *ſchleichende* Gang, der dem Menſchen das Anſehen einer ſich im Staube dahin bewegenden Raupe giebt, war von jeher gehäſſig, und wird es gewiſs immerdar hauptſächlich aus dem Grunde bleiben, weil man ihn bey Heuchlern, Schmeichlern und Betrügern ſo häufig findet, weil er der Furchtſamkeit, der blöden Schüchternheit, dem Menſchen, der noch keine Welt geſehen hat, eigen iſt.

Der *krumme, vorwärts gebogene* Gang iſt dem Anſtande und der Grazie ganz zuwider. Die ſchöne Menſchenfigur gehet dabey verloren,

und die edelste Physiognomie des Gesichts bleibt ohne Wirkung auf Andere. Noch gehören hieher das *Werfen mit den Füssen* und das *Herumschlagen mit den Händen* bey dem Gange; zwey Unarten, die unverzeihlich sind.

Hieraus ergiebt sich nun, wie ein guter Gang beschaffen seyn müsse:

1) Er darf weder zu geschwind noch zu langsam seyn;
2) nicht wankend und taumelnd, sondern fest;
3) gleichförmig und ohne Getöse;
4) nicht tanzend und hüpfend, nicht erzwungen und affektirt.

Q.

Die Kleidung.

Ein Stolzer wählet immer Kleider, die durch ihren Glanz Aufmerksamkeit erregen.

Der Ehrgeizige kleidet sich über seinen Stand.

Derjenige, so sich schmutzig und nachläsig kleidet, wenn er bessere und reinere Kleider haben kann, ist immer ein unfläthiger und fauler Mensch.

Der weise Mann kleidet sich seinem Stande gemäfs, reinlich, einfach und niedlich.

Der Thor ist bey Moden der Erste; der Kluge nicht der Erste und Letzte. Er wählet immer die bequemste und niedlichste und seinen Verhältnissen entsprechendste Mode.

Mit wenigen Worten: Die wesentlichsten Erfordernisse eines Anzuges, der uns in Werthschätzung bey der Welt erhalten soll, sind Reinlich-

keit, Ordnung, Geschmack, Einfachheit, Nettigkeit und Eleganz.

Schon die Sorgfalt für unsere Gesundheit macht es uns zur Pflicht, auf *Reinlichkeit* in Kleidungsstücken zu sehen, und in gleichem Grade sind wir es unseren Mitbürgern schuldig, um in ihnen nicht Ekel und Abscheu zu erregen. Es ist unmöglich, dass man uns achte und liebe, wenn wir einen unangenehmen, beleidigenden Anblick durch unseren Anzug geben. Diese Unreinlichkeit kann ja leicht vermieden werden, und ist also um so unverzeihlicher. Unreinlichkeit im Anzuge giebt Anlass, auch unreine Sitten bey uns zu vermuthen. Selbst da, wo wir im tiefsten Negligé sind, muss Reinlichkeit unsere Gefährtinn seyn, so wie bey dem prächtigsten Kleide. Der reinliche Mensch macht auf jedes Auge einen fröhlichen Eindruck, hat selbst das Gefühl der Wohlbehaglichkeit, wird heiter und aufgelegt. Vorzüglich richte man sein Augenmerk auf *reine Wäsche*. Der glänzendste Anzug bleibt ohne Wirkung, wenn die Wäsche unsauber ist; so wie dagegen das einfachste Kleid gewinnt, wenn die Wäsche weiss und rein ist.

Ordnung im Anzuge läßst auf Ordnung in Geschäften schliessen. Sie bestehet aber darinn, dass alles an uns so beschaffen sey, wie es Sittlichkeit und Anstand gebieten. Nichts darf hängen und schlottern.

Zum *Geschmacke im Anzuge* gehört nun nicht, dass man jede Mode mitmache, sondern dass man sich jedesmal so kleide, wie sich Personen von Verstand und Geschmack kleiden, also weder zu

alt, noch zu neu, dem Alter, dem Stande, der Jahrszeit gemäfs.

Die *Einfachheit in der Kleidung* verbietet alles Bunte, Prahlende und Auffallende. Doch nicht die Kleider allein, fondern alles andere, was man an und bey fich trägt, mufs mit dem Stempel der Einfachheit bezeichnet feyn; alfo Dofen, Uhren, Ringe, Stock u. dgl.

Die *Nettigkeit des Anzugs* befiehlt, dafs die Kleider uns wohl anpaffen, und ohne den Körper in feinen Bewegungen zu hindern, oder die Wohlgeftaltheit deffelben zu verdunkeln, dicht anliegen.

Die *Eleganz* endlich beftehet darauf, dafs der Anzug weder fchreyend, noch gar zu glänzend, fondern ausgefucht und gewählt fey. Vermeiden mufs man alfo alles *Auffallende*, *Sonderbare*, *Theatralifche*, *Phantaftifche*; alles, was gegen Schamhaftigkeit, Tugend, kurz, was gegen die Sittlichkeit läuft.

Die Klugheit räth, fich lieber zu gut, als zu fchlecht, lieber reich, als zu arm kleiden. Die gewöhnliche Welt fiehet nach dem Kleide, und beurtheilt darnach den, der es trägt.

Statt vieler Feftagskleider wähle man lieber gute Hauskleider, in denen man alle Tage rein und anftändig erfcheinen kann.

Der Galla-Anzug, der zuweilen unvermeidlich ift, hat feinen eigenen Anftand. Freundlicher Ernft, eine ftille, nicht affektirte Feyerlichkeit, eine gewiffe Erhabenheit und Würde, Ehrbarkeit und Selbftgefühl, find die Grundfätze diefes Anftandes.

R.

Phyſiognomie der Temperamente.

Der *Sanguiniker.* Sein Blick iſt munter, lebhaft, aber unſtät, herumſchweifend, und fixirt ſich nicht leicht auf irgend einen Gegenſtand. Haben Krankheiten oder Ausſchweifungen ſeine Geſundheit nicht zerſtört, ſo iſt er wohlbeleibt, und von blühender, hellrother Geſichtsfarbe. Sein Haar iſt gemeinlich dunkelbraun, ſein Gang hurtig, nachläſsig.

Der *Melancholiker.* Der Blick iſt matt, ernſthaft, düſter, feſt und etwas niederwärts gekehrt. Die Leibesbeſchaffenheit fällt ins Hagere, und die Geſichtsfarbe ins Bräunliche — Blaſsgelbe. Sein Haar iſt ſchwarz, ſein Gang ſchleichend, und die Bewegungen ſeiner Glieder ſind minder lebhaft.

Der *Choleriker.* Der Blick iſt gerade vor ſich gerichtet, feurig-lebhaft, ſcharftreffend, durchdringend und mehr fixirt, als der Blick des *Sanguinikers*, doch weniger als der des *Melancholikers.* Die Leibesbeſchaffenheit iſt mehr mager, als fett, die Geſichtsfarbe lebhaft. Das Haar iſt gemeinhin blond, der Gang lebhaft, und wie die Tragung der Glieder, etwas geſpannt.

Der *Phlegmatiker.* Sein Blick iſt matt, ſchläfrig und aus *Trägheit* fixirt. Der Körper iſt ſchwammig, aufgedunſen, die Geſichtsfarbe mehr blaſs, als gefärbt. Das Haar hält die Mitte zwiſchen dunkelbraun und blond. Der Gang iſt ſchleppend, jede Bewegung langſam.

S.

Physiognomie der Leidenschaften.

Der *schwelgerische Wollüstling.* Die Augen stehen weit offen, die Wangen strotzen, der Mund ist breit, die Zunge spielt zwischen den Lippen, die Zähne sind scharf, der Bauch ansehnlich, der Gang schwerfällig, das Athemholen erschwert. Er ist entweder Sanguiniker oder Phlegmatiker.

Der *verzärtelte Wollüstling.* Er hat viel Gemeinsames mit dem phlegmatischen Temperamente. Schwäche, Trägheit und Langsamkeit sind ihm eigen. Er sucht in allem Bequemlichkeit, alles thut ihm wehe.

Der *geile Wollüstling.* Der Kopf senket sich zur Erde, die Haare gehen aus, das Auge hat kein Feuer, schielet matt aus seiner Höhle hervor. Das Gesicht ist eingefallen, schmutzig blafs. In keinem Zuge liegt Ausdruck. Das Kinn hängt herab, die Lippen zittern, Nerven und Sehnen sind schlapp. Der Gang ist unsicher, wankend, schleichend. Er spricht in einem schleppenden Tone.

Der *gelehrte Wollüstling* ist nicht so leicht an physiognomischen Zügen zu erkennen. Man mufs ihn psychologisch studiren. Man sehe §. 23.

Der *gutherzige Wollüstling.* Sein Auge schmachtet, seine Mienen drücken Süfsigkeit und Zärtlichkeit aus, seine Hände haben es immer mit dem Herzen zu thun, halten es beständig, als ob es aus der Brusthöhle springen wollte. Der Ton ist weinerlich gezogen.

Der *Ehrgeitzige*. Der Kopf hängt nach hinten zu, die Stirn ist gespannt, das Auge offen, und verlangt Demüthigung von anderen, der Blick ist pikirend, Arme und Hände bewegen sich selten. Der Gang ist langsam, gravitätisch, die Schritte sind abgemessen, Ton und Sprache pretiös, die Kleidung prunkhaft.

Der *Eitle*. Einige verrathen ihre Eitelkeit durch Blicke und Mienen, denen man es ansieht, dass sie nach Bewunderung, Beyfall und Lob geitzen. Andere drücken sie durch gewisse Stellungen und Bewegungen aus, durch welche sie sich ein Ansehen geben, und also Achtung erwerben wollen. Sie sind steif, geziert, insinuirend. Sie wollen alles mit Anstand und Grazie thun, und thun es so, dass man ihre Sucht, durch dergleichen Kleinigkeiten zu gefallen, unmöglich verkennen kann. Viele kündigen sich als Eitle durch Ton und Sprache an. Sie sind hierinnen äusserst gesucht, äusserst delikat, süss und doch pomphaft. Wieder andere zeigen sich als eitle Menschen durch studirten Putz, ausgesuchte Zimmereinrichtung, durch Kunstkabinette, Münz-und Naturaliensammlungen, Bibliotheken, Pferde, Wägen &c. Mit den Eitlen sind die *Gecken* und *Prahler* nahe verwandt. Der *Geck* blicket uns starr an, wirft Nase und Kinn auf, um uns zu sagen, dass er da ist. Er lacht und weiss nicht warum. Er braucht grossen Raum zu seinen Bewegungen. Der *Prahler* gehet mit aufgerichtetem Kopfe, drehet sich bald rechts, bald links, wirft sich nach rückwärts. Das Auge ist weit offen, der Blick schweift herum, die

Stirn ist anmassend, die Nase aufgerümpft, die Unterlippe ragt hervor, im Munde, der halb offen steht, ist viel Luft, die, sobald sich der Mund schliesst, die Backen aufgelaufen und strotzend macht. Der Ton ist deklamatorisch, die Arme bewegen sich in weiten Kreisen; die Hände schlagen auf den Bauch, der Mann stehet auf den Zehen.

Der *pharisäische Ehrgeitz.* Der Kopf ruhet auf der Achsel, das Auge ist gen Himmel gerichtet und wässerig, die Gesichtsfarbe blass, die Lippen bewegen sich schnell, Seufzer wechseln mit Seufzern ab. Die Hände falten sich, schlagen auf die Brust. Der Ton ist singend, der Gang langsam, trippelnd, der Schritt schleichend.

Der *Geitzige.* Das Auge ist matt, eingefallen, schielend; die Züge des Gesichts sind finster, grämlich, mit sich selbst im Widerstreite; die Farbe der Haut ist schwarzgelb, der Leib mager, der Mund schief verzogen, die Lippen blass und zitternd, die Zähne rostig, die Bewegungen des Kopfes verneinend, die Finger geldzählend, die Kleidung abgeschabt.

§. 28.

Uibergang zum Folgenden.

Die §. 7. Lit. K. angegebenen Punkte, die Menschenkenntniss betreffend, wären also aus einander gesetzt, und dadurch uns auch der Weg gebahnt, die Verhaltungsregeln der Klugheit im Umgange, und dem Verkehre mit den wichtigern Personen und Charakteren, die in den vorhergehen-

den §§. gezeichnet worden ſind, im allgemeinen zu entwerfen.

§. 29.

Klugheitsregeln, wenn man es mit Kranken zu thun hat. (vid. §. 11.)

1) Wenn es die Krankheit erlaubt, um das man ſich vorerſt erkundigen muſs, ſo ſuche man den Patienten aufzumuntern, zu zerſtreuen, ihn angenehm zu unterhalten.

2) Wo nur Ruhe und ſtille Wartunng erforderlich ſind, da enthalte man ſich alles Redens, zeige in ſeinem Geſichte, daſs man ſich um den Patienten interreſſiere, daſs man Theil an ſeinen Leiden nehme; pflege und warte ſeiner mit Sorgfalt.

3) Sey die Krankheit auch noch ſo gefährlich, ſo ſoll doch unſere Beſorgniſs um das Leben des Kranken derſelbe nie in unſeren Mienen leſen. Vielmehr ſoll er aus unſerer Phyſiognomie ſchlieſsen, daſs wir uns mit Hoffnung ſeinetwegen ſchmeicheln

4) Darf man auch laut und geſprächig bey dem Kranken ſeyn, ſo ſoll doch niemals zu weit hier gegangen werden. Man muſs ſich hüthen, dem Patienten Geſchichten von den Krankheiten Anderer, Todesfälle, ſchwere Leiden zu erzählen. Man rede nicht von Dingen, die ihm, ſelbſt wenn er geſund wäre, unangenehm ſeyn würden, nicht von häuslichen Verlegenheiten, nicht von Vergnü-

gungen, an denen er nicht Theil nehmen kann.

5) So sehr man auch Freund des Kranken ist, so reiche man ihm dennoch nichts, was der Arzt ihm zu reichen etwa verboten hat. Hier ist oft die Freundschaft dem Leidenden gefährlich. Man lasse sich nicht vom Mitleid erweichen. Man bringe den Kranken auf andere Gedanken.

6) Man werde nicht missvergnügt, wenn ein Kranker zuweilen auffahrend, böser Laune, oder zänkisch wird.

7) In Unpässlichkeiten, wo der Geist viel über den Körper vermag, wo Seelenleiden das Uebel vermehren und die Besserung hindern, da soll man alle Kräfte aufspannen, seine ganze Lebhaftigkeit in Bewegung setzen, um Heiterkeit, Muth, Trost und Hoffnung in das Gemüth des Kranken zurück zu rufen.

8) Hat man es mit Personen zu thun, die bloss in der Einbildung krank sind, so verspotte man sie ja nicht, wolle sie auch nicht überzeugen, dass ihnen nichts fehle; aber man unterhalte, verstärke auch nicht die Einbildung, die sie haben; zeige also keine Theilnahme, beantworte ihre Klagen mit Stillschweigen, zerstreue sie, bringe ganz andere Vorstellungen in ihre Seele.

So ein Betragen gegen Kranke gewinnet uns ihr Herz, verstärket ihre Freundschaft gegen uns; sie schätzen und lieben uns als ihre Wohlthäter,

und zeigen ſich nicht ſelten in der Folge ſehr dankbar dafür. Auch die Angehörigen des Kranken nehmen wir dadurch für uns ein.

§. 30.

Klugheitsregeln, das Benehmen gegen Perſonen betreffend, die ſich in unangenehmen, widrigen, drückenden Verhältniſſen befinden. (vid. §. 11.)

Die *Moral* macht es zur Pflicht, ſich des Armen zu erbarmen, und oft räth es auch die *Klugheit*. Hieher gehören folgende Regeln:

1) So lange man, ohne Ungerechtigkeit gegen ſich und die Seinigen, der Armuth geben kann, ſo gebe man, und zwar ſo, daſs unſere Wohlthätigkeit den Empfänger nicht drücke, ihn ſein Unglück nicht doppelt fühlen laſſe.

2) Man gebe bald; wer bald giebt, giebt doppelt.

3) Man unterſuche nicht ängſtlich, ob der Mann, dem man helfen kann, ſelbſt an ſeinem Unglücke Schuld ſey, oder nicht. Wer in der Welt würde ganz unſchuldig an den Leiden, die ihn treffen, befunden werden, wenn man alles ſo ſtrenge nehmen wollte?

4) Wo es Labſal geben kann, da begleite deine Gabe mit einem ſanften Troſtworte, vertraulichem Rathe, freundſchaftlichem, mitleidigem Blicke.

5) Ehre den verdienſtvollen Armen öffentlich. Suche ihm wenigſtens einen frohen Augenblick zu machen, wenn du auch ſeine Umſtände nicht verbeſſern kannſt.

6) Fliehe nicht die Wohnungen der Noth und der Dürftigkeit; man holet da Menſchenkenntniſs, und lernet Theilnehmung. Wo der beſcheidene Arme im Verborgenen ſeufzet, da trete als Wohlthäter auf, gieb, und kannſt du das nicht, ſo rathe, tröſte, empfinde mit.

7) Kannſt du nicht geben, ſo brauche keine leeren Ausflüchte, enthalte dich aller harten Worte; ſage kurz, warum du nicht geben kannſt, nicht geben willſt.

8) Warte nicht darauf, daſs man durch wiederholtes Betteln dein Herz erweiche.

9) Gieb nicht, wie ein Verſchwender, ſondern laſs von der Gerechtigkeit gegen dich und Andere angeordnet werden.

§. 31.

Klugheitsregeln für das Betragen bejahrter Perſonen gegen jüngere Leute. (vid. §. 19.)

1) Setzet euch in Gedanken an die Stelle jüngerer Perſonen, ſtöret ihre Freuden nicht, befördert ſie vielmehr durch eure Theilnahme.

2) Verlanget nicht vom Jünglinge ruhige, kaltblütige Ueberlegung, genaue Abwägung des Nützlichen gegen das Entbehrliche, dieſelbe Geſetztheit, die euch eigen

ist. Denket, daſs ihr Jünglinge vor euch habt.

3) Laſſet euch gutmüthig zu der Jugend herab; aber beobachtet die Gränzlinie, die euch hier euer Alter zieht. Ihr werdet lächerlich, wenn ihr Würde und Anstand so sehr verläugnet, und euch in Geſellſchaft der jüngern Welt als Lustigmacher ſehen laſſet, oder wohl gar den Stutzer ſpielet. Nie müſſen Perſonen von gewiſſen Jahren Gelegenheit geben, daſs die Jugend ihrer ſpotte, die Ehrerbietung oder irgend eine der Rückſichten vergeſſe, die man ihnen ſchuldig ist.

4) Aber es ist nicht daran genug, daſs euer Umgang den Jüngern nicht läſtig werde; er muſs ihnen auch Nutzen ſchaffen. Eine gröſsere Summe von Erfahrungen und Kenntniſſen berechtiget das Alter, die Jugend zu unterrichten, zurecht zu weiſen, ihr durch Rath und Beyſpiel zu Hülfe zu kommen. Aber dieſs muſs ohne Pedanterey, ohne Stolz und Anmaſſung geſchehen.

Die Beobachtung dieſer Regeln ziehet dem Alter bey der Jugend Liebe und Hochachtung zu, gewinnet das Zutrauen derſelben, und machet ſie geneigt zu Dienſtleiſtungen jeder Art.

§. 32.
Klugheitsregeln für das Betragen der Jünglinge gegen Männer und Greiſe.

Der Jüngling, dem es um Tugend und den Beyfall des beſſern Theils der Menſchen zu thun

ist, der geliebt und geschätzt zu werden wünscht, der sich die Erfahrungen und Abstraktionen Anderer zu Nutzen machen will, der beobachte folgende Verhaltungsregeln gegen das Alter:

1) Vor einem grauen Haupte sollst du aufstehen. Ehre das Alter. Suche den Umgang älterer kluger Leute. Verachte nicht den Rath der kältern Vernunft. Thue dem Greise, was du willst, daſs man dir thun solle, wenn einst dein Scheitelhaar versilbert seyn wird. Pflege seiner, wenn die wilde, leichtfertige Jugend ihn flieht.

2) Gieb dem Alter Gelegenheit, über sein vergangenes Leben zu sprechen, seine Erfahrungen dir zu erzählen, deine Einsichten zu erweitern, deine Begriffe und Urtheile zu berichtigen, dir in zweifelhaften Fällen Rath zu ertheilen. Dadurch gewinnest du die Liebe des Alters. Bejahrte Männer werden deine Freunde, deine Führer, deine Empfehler. Die Welt wird dir das Zeugniſs geben, du seyst ein bescheidener Jüngling.

3) Halte dich mehr an ältere als an jüngere Gesellschaften. Dort lernest du Weisheit, hier nur zu oft Thorheit. Im erstern Falle schreibet dir die Welt Gesetztheit zu, und macht sich große Hoffnungen von dir; im letztern Falle ist man besorgt um dich, und findet immer an dir etwas zu tadeln, so wie du auch selbst an Weisheit nicht zunimmst.

4) Willst du, daſs ältere Männer deine Freunde werden und es bleiben, so halte im Umgange mit denselben sehr an dich. Sey nicht flatterhaft, zeige keinen Leichtsinn, spreche nicht entscheidend, widerspreche ihnen nicht geradezu, falle ihnen nicht in die Rede, rede wenig, höre mehr, lege Lernbegierde zu Tage, sey ehrerbietig und eingezogen. Betrage dich so, daſs dein ganzes Benehmen, deine Reden und Handlungen Ueberlegung, Fleiſs, Betriebsamkeit, Sparsamkeit, Blicke in die Zukunft, Sittlichkeit und Religiosität verrathen.

Alte Gecken, deren es, leider! nicht wenige giebt, sind lächerlich, oft verächtlich. Der vernünftige Jüngling wird mit ihnen nicht anbinden, und muſs er in Verhältnisse mit ihnen treten, so suche er sich, sobald als möglich, von ihnen loszumachen, ohne ihre Thorheiten zu rügen, oder sie bessern zu wollen; denn sie sind unverbesserlich und rachsüchtig, wenn sie beleidiget zu seyn glauben.

§. 33.

Klugheitsregeln für das Betragen gegen Sanguiniker, Melancholiker, Choleriker und Phlegmatiker, (vid. §. 21).

Aus der Charakteristik, die wir von den vier Haupttemperamenten (§. 21.) aufgestellt haben, ergeben sich nun folgende Klugheitsregeln.

Für den Sanguiniker.

1) Ist dir an der Gunst oder Freundschaft des *Sanguinikers* gelegen, so bereite ihm nur viele, mannigfaltige, leicht zu geniefsende Vergnügungen. Es verstehet sich, dafs es unschuldige, erlaubte Vergnügungen seyn müssen, weil wahre Klugheit nichts billigen kann, was nicht die Moral gut heifst.

2) Baue nicht auf die Versprechungen und Zusagen des Sanguinikers, wenn deren Erfüllung mit anhaltender ermüdender Anstrengung der Geistes- oder Leibeskräfte, mit Ueberwindung aufstofsender Schwierigkeiten und Hindernissen verbunden ist.

3) Verlangst du von dem Sanguiniker einen mühsamen Dienst, so mache es ihm so leicht und bequem, als möglich.

4) Lege ja nicht bey diesem Temperamente deine Geheimnisse nieder; denn Verschwiegenheit ist seine Tugend nicht.

5) Sollte es geschehen, dafs der Sanguiniker dein Feind würde, so befürchte eben nicht gar viel von seiner Rache, von seinem Zorn; er ist sehr versöhnlich, und zu bequem, um sich zu rächen, wenn die Rache Mühe macht, auch gehet er darinn nie zu weit.

6) Ist er auf irgend einen Endzweck dein Mitwerber, so lasse der Sache ihren Lauf, verhalte dich blofs leidend, zumal wenn er mit Schwierigkeiten und Hindernissen

zu kämpfen hätte, um dir den Rang abzulaufen.

7) Sorge dafür, daſs er in deiner Geſellſchaft die gröſstmöglichſte Bequemlichkeit finde.

8) Sorge im Umgange mit ihm für den Stoff der Unterredung ſelbſt, und ſey darauf bedacht, in deine Geſpräche Munterkeit, Intereſſe und Abwechslung zu legen.

9) Habe genau darauf Acht, wenn dein Beſuch dem Sanguiniker läſtig zu werden anfängt. Am beſten wirſt du thun, dich noch eher zu entfernen. Will er dich noch länger um ſich haben, ſo nöthiget er dich ſchon, zu bleiben. Fängt er an zu gähnen, iſt er unmuthig, ſtehet er von ſeinem Sitze auf, ſiehet er nach der Uhr, wird er unaufmerkſam auf dein Reden, ſo iſt es *Zeit*, den Hut zu nehmen, und ſich zu empfehlen. Es verſtehet ſich, daſs dieſe Regel hauptſächlich bey Sanguinikern zu beobachten komme, die einen höhern Rang in der Geſellſchaft behaupten, als wir, die unter die Klaſſe der Vornehmen gehören.

10) Da der Sanguiniker vorzüglich zur *Eitelkeit* geneigt iſt, ſo ſehe man darauf, ob er ein guter Mann iſt, dem man einen gewiſſen Gehalt nicht abſprechen kann, der unläugbare Verdienſte hat, und iſt er das, ſo verſage ihm dieſe Freude nicht. Doch übertreibe das Lob, ſo du ihm ertheilſt, niemals. Ein beſcheidener Weih-

rauch

rauch, der ſanft von dir zu ihm hinauf ſteigt, wird ihm angenehm ſeyn; ſtreueſt du dieſen aber zu derb auf, ſo wird dein Opfer ihm widerlich werden, er ſich beleidigt finden, und dich für einen ſchwachen Kopf halten. Man kann loben, ohne doch die Rolle des Schmeichlers zu ſpielen.

Aber wie hat man ſich in Anſehung ſeiner ſelbſt zu benehmen, wenn man ein Sanguiniker iſt, damit das Fehlerhafte und Nachtheilige unſers eigenen Temperaments unſerer äuſsern Glückſeligkeit minder Eintrag thue?

Wir geben zu dieſem Ende folgende Regeln:

1) Der Sanguiniker — ſo wie jeder Temperamentiſt — verberge die Herrſchaft ſeines Temperaments vor Anderen, ſo viel als möglich. Denn wiſſen Andere, wie ſehr wir Sklaven unſers Temperaments ſind, in welchen Stücken es den Herrn über uns ſpiele, ſo kennen ſie auch unſere *ſchwache Seite*, und können uns auf derſelben beykommen, uns ſtimmen, wie ſie wollen. Dieſs aber iſt der Klugheit, die man gegen ſich ſelbſt zu beobachten hat, zuwider.

2) Der *Sanguiniker* gebe ſich alle Mühe, im Umgange mit andern Menſchen, beſonders wo er merkt, daſs man ihn ausforſchen wolle, das Gegentheil von dem zu thun, wozu ſein Temperament ihn natürlich antreibt. Fühlt er ſich zu einer ſolchen Selbſtverläugnung zu ſchwach, ſo weiche er

der Verſuchung vielmehr aus, als daſs er der Gefahr, zu unterliegen, ſich ausſetze.

Man ladet *Amynten* zu Tiſche. Es iſt ein Haus von Anſehen und Gewicht, wohin er geladen wird. *Amynt* iſt noch an dieſem Orte unbekannt. *Amynt* hat recht, wenn er dafür hält, daſs man ihn in der Abſicht geladen habe, um ihn innerlich kennen zu lernen. *Amynt* iſt Sanguiniker im hohen Grade. Er kennet ſich, und beſchlieſst bey ſich ſelbſt, ganz anders zu erſcheinen, als er, wenn er ſich ſeinem Temperamente überlieſse, erſcheinen würde. Er raiſonniret alſo:

Mein Temperament treibt mich zur auffallenden Luſtigkeit, zum Scherze; ich muſs alſo an mich halten, und mehr ernſthaft als aufgeweckt ſcheinen.

Ich bin zum Schwatzen geneigt, rede gern viel, und da entfährt mir oft manches übereilte Urtheil, manches Wort, das ich gern zurück nehmen wollte. Ich muſs daher dafür ſorgen, daſs ich nur mit Ueberlegung ſpreche, kurz und beſcheiden antworte, mehr Andere reden laſſe, als ich ſelbſt rede, nie entſcheidend urtheile.

Ich gehe überaus gern Freundſchaften ein, bin auf der Stelle der Freund Anderer, und ſehe Andere dafür an. Ich will mich hüthen, mit Freundſchaft freygebig zu ſeyn, will jedem Achtung erweiſen,

aber keinem mein Herz zum Geſchenke anbieten.

Vergnügungen, beſonders ſinnliche, ſind mein Element. Keines ſoll mich feſſeln. Ich werde meinen Wein wäſſern, und die delikaten Biſſen nur kärglich zu mir nehmen, von meinen Lieblingsergötzungen gänzlich ſchweigen.

In der That, wenn *Amynt* ſeinen Entſchlüſſen treu bleibt, ſo verdient er alles Lob; er handelt ſehr klug. Vielleicht nützen ihm auch noch folgende Regeln:

3) Beym Genuſſe des Vergnügens, vorzüglich des *Sinnlichen*, bey Luſtbarkeiten und Ergötzungen, ſey der Sanguiniker vorzüglich auf ſeiner Huth, und wenn ihm ſolche bevor ſtehen, waffne er ſich im Voraus mit Selbſtbeherrſchung. Sinnliche Vergnügungen reiſſen überaus leicht den Sanguiniker hin, und verrathen ſein Inneres ſelbſt dem mittelmäſsigen Beobachter. Wenn der Sanguiniker hier nicht auf der Wache ſteht, ſo öffnet ſich bald ein Fenſter in ſeiner Bruſt, und man ſiehet in die heimlichſten Gemächer ſeines Herzens.

4) Merket er, daſs Jemand um ſeine Freundſchaft oder Gunſt werbe, mit dem er ſich aus erheblichen Urſachen nicht einlaſſen kann, ſo meide er alle Gelegenheit, wo derſelbe durch Vergnügungen und Ergötzlichkeiten auf ſeine ſchwache Seite einen An-

griff wagen könnte; denn in dieser Schlinge kann der Sanguiniker eher, als in einer jeden andern, gefangen werden.

5) Mit Versprechungen übereile sich der Sanguiniker, zumal im Zustande des Affektes, nicht, sondern erwäge zuvor bey kaltem Blute, ob er, was er zu versprechen sich geneigt fühlet, auch werde leisten können.

6) Da der Saguiniker durch Schwierigkeiten bald abgeschreckt wird, seine Endzwecke zu verfolgen, so muſs er den leicht vorzusehenden Bemühungen seiner etwaigen Mitwerber oder Feinde, ihm Schwierigkeiten und Hindernisse in den Weg zu legen, durch *sorgfältige Geheimhaltung* seiner Absichten vorzubeugen suchen.

7) In Gesellschaften hüthe er sich vor ausschweifender Lustigkeit, wozu sein Temperament ihn so aufgelegt macht.

Ich meine nicht, daſs der Sanguiniker auf *allen Scherz* Verzicht thun soll, sondern ich verlange, daſs er, so wie jeder anderer, er, der Sanguiniker, aber insbesondere darauf sehe, daſs seine Scherze die vier Eigenschaften haben, die Cicero (de Oratore) vom Scherze fordert: elegantem brevitatem, inexspectatum acumen, jucunditatem und inocentiam. Denn untadelhafter Scherz muſs eine sinnreiche, kurze Rede seyn, die mit Munterkeit am gehörigen Orte und zu gehöriger Zeit, ohne jemands Beleidigung, vorgebracht wird, und Ande-

re vergnüget; zu geſchweigen, daſs ſie bisweilen wohl auch nützlich ſeyn kann. So waren folgende Scherze zugleich auch nützlich:

Heinrich der groſse, König von Frankreich, ſagte einſt zu dem ſpaniſchen Ambaſſadeur, der ſich an ſeinem Hofe aufhielt, er gedenke, mit ſeiner zahlreichen Armee Italien zu überfallen; er wolle in *Meiland* frühſtücken, in *Rom* die Meſſe hören, und das Mittagsmahl in *Neapel* einnehmen. Der Spanier lächelte und ſprach: Wenn Ew. Maj. ſo hurtig ſeyn wollen, ſo können Sie bey guter Zeit in *Sicilien zur Veſper kommen.* — Heinrich fühlte den Stachel des Scherzes, und ſah die Gefahr ſeines Vorhabens ein.

Valerius Maximus erzählet: Als ein lacedämoniſcher Soldat zu ſeinem Feldherrn geſagt hatte: *die Sonne werde von den Pfeilen der Perſer ganz ſchwarz*, habe der Feldherr geantwortet: *Um ſo beſſer, ſo werdet ihr im Schatten deſto wirkſamer ſtreiten.* Dieſe Antwort des Feldherrn habe den Soldaten zum Muthe angefeuert, der auch an ſeine Waffenbrüder übergieng.

Oft ſchon haben Scherze die Laſter und Thorheiten Anderer auf eine gute Art beſtraft. Der römiſche Redner *Hortensius*, der den *Verres* wider *Cicero* vertheidigte, bekam vom Verres einen goldenen Sphinx zum Geſchenke. Als nun einſt *Cicero* dem *Verres* etwas, wiewohl mit dunkeln Worten, zur Schuld legte, und *Hortenſius* darauf antwortete, er wäre in *der Kunſt Räthſel aufzulöſen ſehr ungeſchickt*, wuſste ihn *Cicero* ſehr artig mit einem Scherze abzuweiſen und zugleich zu be-

ſtrafen; er ſagte: „*Darüber wundere ich mich ſehr, da du doch zu Hauſe einen Sphinx haſt.*“

Der kluge Mann wird ſich weder *ſcurriliſche*, noch *beleidigende*, weder *zotige*, noch *läppiſche* Scherze erlauben.

Scurriliſch iſt ein Scherz, wenn man ernſthafte Dinge, Dinge von Wichtigkeit z. B. religiöſe Gegenſtände, lächerlich macht.

Beleidigend iſt ein Scherz, wenn er Andere unverſchuldet, oder am unrechten Orte, beſchämt.

Zotig iſt er, wenn er gegen die guten Sitten läuft, auf üppige, freche, und unanſtändige Gegenſtände verfällt.

Läppiſch iſt er, wenn er trivial, pöbelhaft, zu gemein iſt.

Cicero ſagt (de officiis lib. 1. cap. 29.): Duplex omnino jocandi genus; unum illiberale, petulans, flagitioſum, obſcoenum; alterum elegans, urbanum, ingenioſum, facetum, quo genere non modo Plautus noſter, et Atticorum antiqua comoedia, ſed etiam philoſophorum Socraticorum libri referti ſunt.

Klugheitsregeln für den Melancholiker.

1) Iſt es dir um die Gunſt des Melancholikers zu thun, ſo befördere ſeinen Nutzen, und zeige dich überhaupt als einen Mann, bey dem das Utile das höchſte iſt. Laſſe aus deinem Betragen Liebe für Arbeitſamkeit, Beharrlichkeit in Bekämpfung der Hinderniſſe,

und eine gute Dosis von Gleichgültigkeit gegen Ergötzungen und Zerstreuungen hervorleuchten.

2) Sey in keinem Falle übereilt; sondern verrathe kalte Ueberlegung und Bedächtlichkeit im hohen Grade, deine Behauptungen belege mit Gründen. Täusche ihn niemals.

3) Auf die Dienstleistungen des Melancholikers rechne nicht sonderlich; denn seine Misanthropie hindert ihn, für Andere sich lebhaft zu interessiren. Biethet er jedoch dir seine Dienste an, verspricht er etwas, giebt er dir sein Wort, so verspreche dir viel von seinem Charakter. Nur aber lasse ihm Zeit, weil er in allen seinen Unternehmungen mit vieler Ueberlegung und Vorsicht zu Werke zu schreiten gewohnt ist.

4) Geheimnisse weiss er zu verwahren.

5) Seine Freundschaft gewinnest du am sichersten, wenn du im Stande bist, derselben Opfer zu bringen, und dir gefallen lässest, dich von ihm auf die Probe setzen zu lassen. Durch Geduld nimmst du ihn für dich ein.

6) Im Umgange mit ihm sey aufmerksam auf deine Reden, Mienen und Geberden. Alles muss so eingerichtet seyn, dass er geschont werde. Ein minder vorsichtig gewählter Ausdruck, eine zweydeutige Miene, oft ein Nichts erreget Verdacht in ihm, wie er denn überhaupt sehr geneigt ist, *alles auf das Schlimmste zu deuten*.

7) Erwarte nicht von ihm, dafs er dir jeden Freundfchaftsdienft, jede Gefälligkeit erwiedere, und halte es für zuträglicher, ihn diefsfalls zum Schuldner zu haben, als fein Schuldner zu werden.

8) Die Feindfchaft eines Melancholikers ift die allergefährlichfte; du mufst dich alfo forgfältig dafür hüthen; denn eines Theils ift er nicht leicht zu verföhnen, und andern Theils *tückifch* in feiner Rache.

9) Ift er in Rückficht auf irgend einen Endzwek dein *Mitwerber*, dein *Gegner*; fo gewinnft du nichts, wenn du ihm Hinderniffe und Schwierigkeiten in den Weg legeft; er wird um fo thätiger, um fie nur wegzuräumen. Allenfalls durch Gefchwindigkeit kannft du ihm den Rang ablaufen; denn feine Schritte find langfam aus lauter Vorficht und Ueberlegung.

10) Wenn man fich mit ihm unterredet, fo fpreche man fo lange von gleichgültigen Dingen, bis er felbft einen beftimmten Stoff zur Unterhaltung giebt. Dann aber hüthe man fich, ihm geradezu und mit Hitze zu widerfprechen, denn durch Widerfpruch wird er nur gar zu leicht aufgebracht.

11) Nie dringe man fich ihm auf, falle ihm nie durch zu lange Befuche zur Laft; denn er liebt die Einfamkeit und ungeftörten Selbftgenufs.

Ift man felbft Melancholiker, fo befolge man diefe Regeln:

1) Da andere Menſchen nicht gern mit verdrieſslichen, mürriſchen, argwöhniſchen, eigenſinnigen Perſonen umgehen, ſondern ſie ſcheuen und fliehen; ſo muſs der Melancholiker, dem dieſe Fehler ankleben, ſich ja nicht als ſolchen darſtellen; er muſs ſein Temperament zu verbergen ſuchen, ſich ſelbſt beherrſchen, mithin ſich vorzüglich angelegen ſeyn laſſen, in zahlreichen, munteren Geſellſchaften ſeine Stirn in etwas zu entfalten, ſich aufzuheitern, ſich Zwang anzuthun.

Klugheitsregeln für den Choleriker.

1) Die Gunſt des Cholerikers gewinneſt du, wenn du im Umgange mit ihm einen eben ſo aufgeweckten, thätigen Geiſt, als der ſeinige iſt, veroffenbareſt. Langſame, matte, phlegmatiſche Seelen verachtet, haſſet er.

2) Seinen Wünſchen ſuche mit aller Betriebſamkeit zu entſprechen, und beſtrebe dich, ſeine Aufträge mit der möglichſten Schnelligkeit, Thätigkeit und Pünktlichkeit zu befolgen. Dadurch ſetzet man ſich bey ihm in Achtung.

3) Den Verſprechungen des Cholerikers kann man trauen.

4) Zu Dienſtleiſtungen iſt er beſonders aufgelegt, und ihn hiezu aufzumuntern iſt das wirkſamſte Mittel, ihm mit gleicher Thätigkeit zu dienen.

5) Hüthe dich, ihm geradezu zu widerſprechen; und muſst du es, ſo thue es allemal ſo, daſs

er glaube, du mutheſt ihm zu, daſs er vielleicht dennoch recht haben könnte. Deine mit Beſcheidenheit vorgetragene Zweifel wird er, da ſein Ehrgeitz dadurch nicht beleidiget wird, vertragen, wird darüber nachdenken, und findet er ſie gegründet, deiner Meinung von ſelbſt beytreten.

6) Vermeide ſorgfältig jede Gelegenheit, wo er dir feind werden könnte, denn er zürnet heftig, haſſet ſtark, und machet ſich fürchterlich. Vertrage alſo lieber kleine Beleidigungen von ihm, gebe ſeinem Aufbrauſen nach, und er ſöhnt ſich mit dir wieder aus. Durch Geduld, Gelaſſenheit und Nachgiebigkeit vermag man alles über den Zorn des Cholerikus.

7) Iſt er in irgend einem Falle dein Mitwerber, ſo wird er wohl alle ſeine Kräfte aufbiethen, und ſich von keinem Hinderniſs abſchrecken laſſen, zum Ziele zu gelangen. Dieſs aber mache dich nicht irre; eben durch ſeine Raſchheit, Hitze und Ungeſtüm wird er nicht ſelten die Ausführung ſeines Anſchlags ſelbſt vereiteln.

Gegen ſich ſelbſt hat der Cholerikus zu beobachten:

1) Habe genau auf dich Acht, und halte dich nach Kräften zurück, damit du ja nicht zu hitzig in Geſellſchaft werdeſt, nicht ein unſchuldiges Wort ſogleich übel auslegeſt, nicht zu hartnäckig deine Meinungen vertheidigeſt. Ereifere dich daher niemals, und ſey insbeſondere mäſsig im Trunke. Streite nicht.

2) Befleiſsige dich der Bedächtlichkeit; ſey immer eingedenk, wie leicht du dich übereilen könneſt. Eile mit Weile.

3) Mäſsige deine enthuſiaſtiſche Theilnahme an dem Wohl deiner Freunde, beſonders da, wo eine zu heftige Vertheidigung derſelben, dir und deinen Freunden ſelbſt, nachtheilig werden könnte.

4) Wirſt du beleidiget, oder hälſt du dafür, dáſs man dich beleidiget habe, ſo wende alle Kraft an, in Schranken zu bleiben, und fühleſt du dich dazu zu ſchwach, ſo entferne dich in dem Augenblicke, wo dein Blut wärmer als gewöhnlich wird.

Klugheitsregeln für den Phlegmatiker.

1) Der Gunſt des Phlegmatikers verſicherſt du dich, wenn du für ſeine Bequemlichkeit und Ruhe ſorgſt, für ihn arbeiteſt, ſeinen Gaumen kitzelſt, ſeinem Bauche Opfer bringſt.

2) Verlange ausdrücklich keine Dienſte von ihm, keine Anſtrengung um deinetwegen; die geringſte Mühe, die kleinſte Arbeit iſt ihm verhaſst.

3) Widerſpreche ihm nicht, er mag noch ſo ſehr auf die heutige Welt ſchimpfen.

4) Auf ſeine Verſprechungen rechne gar nicht. Zum Glücke verſpricht er nicht ſo leicht etwas, und thut er es ja, ſo verſtehe dich auf's Warten, erinnere ihn öfters, und erleichtere ihm durch deine Wirkſamkeit die Erfüllung ſeines Verſprechens.

5) Zeige in deinem ganzen Betragen viel Kaltblütigkeit.

6) Seine Feindſchaft mache dir keine ſchlafloſen Nächte; niemal wird er ſo leicht dein Feind, ſo wenig als Freund, und geſchieht es ja doch, daſs er böſe auf dich wird, ſo laſſe ihn brummen, er wird bald wieder gut. Er ſagt zu ſich ſelbſt: „Daſs ich der Narr wäre, auf Koſten meiner Geſundheit, meiner Ruhe zu zürnen."

7) Als Mitwerber iſt er gar nicht zu fürchten. Die geringſte Schwierigkeit macht, daſs er ſeine Plane — eine Seltenheit bey ihm — aufgiebt.

Was hat nun der Phlegmatikus ſelbſt für Regeln der Klugheit zu befolgen?

Die Klugheitslehrer verſichern uns, daſs es gar keine für ihn giebt, denn er kann keine befolgen. Er iſt die Ruhe ſelbſt, und die Befolgung jeder Regel fordert Thätigkeit. Er läſst fünfe gerade ſeyn, denket nicht, handelt nicht, er genieſst, und ärgert ſich, daſs er beym Genuſse ſich bewegen muſs.

Das Temperament der Menſchen gleicht ſo ziemlich dem Gefieder der Vögel. Dieſes beſtimmt dich, wie du ſie behandeln ſollſt; daſs du mit einer Nachtigall anders umgehen muſst, als mit einem Stahr; und jene geben dir durch ihre Aeuſserungen zu erkennen, was ſie von dir wünſchen, wie du mit ihnen umgehen ſollſt, um dir und ihnen Freude und Nutzen zu ſchaffen. Wirſt du mit forſchendem Auge umherblicken, ſo wirſt du fin-

den, was du fuchft; und jene werden ebenfalls finden, was fie nicht vergebens fuchen wollten.

§. 33.

Klugheitsregeln für das Betragen gegen Wollüftlinge, Ehrgeitzige und Habfüchtige. (vid. §. 23. 24. 25.)

Klugheitsregeln in Anfehung des fchwelgerifchen Wollüftlings.

Laffe ihm delikate Speifen und Getränke auftifchen, überrafche ihn mit Leckerbiffen und Seltenheiten der Küche und des Kellers; ich wette, er wird dich im Kern feines Herzens tragen, dich bis in die Sterne erheben, alles für dich thun.

In Anfehung des verzärtelten Wollüftlings.

Wirbft du um die Gunft eines folchen Menfchen, fo fchone ja feiner nach aller Thunlichkeit, entferne jede Befchwernifs von ihm, übernehme feine Gefchäfte, komme ihm darinn zuvor, verlange nie unmittelbar eine Bemühung von ihm, forge dafür, dafs er an deiner Seite und in deiner Gefellfchaft alle Gemächlichkeit finde, an deinem Tifche weich fitze, gut effe und trinke, in deinem Haufe gut fchlafe, beluftige fein Ohr, ergötze fein Auge, fchmeichle feinem Geruche, erfchüttere feine Nerven nicht, fchütze ihn vor Sonne, Wind und Regen, pflege und warte feiner wie eines Kindes, intereffire dich fichtbar für ihn, für fein Wohlbefinden und feine Zufriedenheit.

In Ansehung des geilen Wollüstlings.

Freund! wenn dir Tugend heilig, und deine Ehre theuer ist, so meide diese Geschöpfe, und dann hast du keine Regeln für dein Verhalten gegen sie nöthig.

In Ansehung des gelehrten Wollüstlings.

Man versichert sich der Gunst und Freundschaft des gelehrten Wollüstlings, wenn man seiner Wissbegierde Nahrung verschafft, ihm Bücher bringt, Nachrichten aus der gelehrten Welt mittheilt, ihn, wenn er Schriftsteller ist, bescheiden lobt, sich seine Arbeiten vorlesen lässt, ihn in gelehrten Sachen, auch Kunstsachen, um sein Urtheil, um Belehrung bittet, ihm erzählt, wie günstig Andere von ihm urtheilen, ihn versichert, dass er im Besitze nicht gewöhnlicher Kenntnisse sey, u. s. w.

In Ansehung des gutherzigen Wollüstlings.

Man zeige ihm Freundlichkeit, und er theilet sein Herz mit uns, denn er trägt es immer in der Hand, um es zu verschenken. Indessen ist seine Freundschaft eben von keinem grossen Werthe; sie ist für Jedermann, und also nicht innige, wahre, auf Grundsätzen beruhende Zärtlichkeit. Sie verschwindet so leicht, als leicht sie entstehet. Man baue also keine Vesten auf dieselbe. Geheimnisse sind bey dem gutherzigen Wollüstling schlecht aufbewahrt, er plaudert sie aus lauter Gutherzigkeit aus.

In Anſehung der Leidenſchaft der Wolluſt überhaupt.

1) Wo nicht alle, doch die meiſten Wollüſtlinge ſind ſanguiniſchen oder phlegmatiſchen Temperaments, und fordern alſo im allgemeinen eben die Behandlung, die wir oben für dieſe Temperamente vorgeſchrieben haben.

2) In der Art von Wolluſt, von der der Wollüſtling beherrſcht wird, gehet jede derſelben bis zur Verſchwendung. Man ſey alſo auf ſeiner Huth, ihm Geld zu leihen, oder ihm die Verwaltung ſeiner Güter anzuvertrauen.

3) Man fordere keine Anſtrengung, keine Arbeit von ihm, ohne zugleich damit eine Art Befriedigung ſeiner Leidenſchaft zu verflechten; nur unter dieſer Bedingung iſt er thätig.

4) Auf keines Wollüſtlings Freundſchaft verlaſſe man ſich, dringe klug in ihn, alles, was er verſpricht, gleich zuthun, und behalte, was Geheimniſs bleiben ſoll, für ſich.

5) Als Feind fürchte man ihn nicht ſonderlich. Nur einen Wink, ein wehmüthiges Geſicht, und er wird verſöhnt.

6) Man ſpreche in ſeiner Geſellſchaft nicht vom Menſchenelend und Jammer, nicht vom Tode. Man bereite ihm Vergnügungen, die er ohne Mühe genieſsen kann, und ſey ſelbſt fröhlich.

7) Um ſein Mitleid rege zu machen, bediene man ſich vielmehr ſolcher Beweggründe, die

auf das *Empfindungsvermögen*, als folcher, die auf den *Verstand* wirken.

8) Will man ihn von etwas abrathen, so mache man ihn auf die unangenehmen sinnlichen Folgen aufmerksam, und aufmerksam auf die angenehmen, wenn es uns darum zu thun ist, ihn zu etwas, jedoch Erlaubten, zu überreden.

Klugheitsregeln in Bezug auf den pöbelhaften Ehrgeiz.

1) Die Gunst des pöbelhaften Ehrgeitzigen wird uns nicht ausbleiben, wenn wir seinen Verstand, seinen Witz, seine Einbildungskraft, sein Gedächtniss, seine Art zu empfinden, seine Kenntnisse, und Geschicklichkeiten bewundern, in Gesellschaft Anderer rühmen.

2) Wenn man sein Haus, seine Einrichtung, seine Sachen alle, ja sogar seine Pferde und Hunde und sein Strumpfband lobet.

3) Man hat nicht zu besorgen, dass man ihn durch zu vieles Lob, durch zu starke Dose Weihrauchs beleidigt; je stärker der Rauch, desto behaglicher ist er für ihn, und er ist bereit, alles für den Weihrauchstreuer zu thun. Man ist der Liebling seines Herzens, und ein grosser Mann in seinen Augen.

In Bezug auf den gelehrten Ehrgeiz.

1) Die Gunst des plumpen gelehrten Ehrgeitzes gewinnet man gleichfalls durch Weihrauchstreuen in grosser Menge; sparsamer muss

man

man damit ſeyn, wenn es ein kluger gelehrter Ehrgeiz iſt, und bediene ſich ja nicht bekannter, abgedroſchener Formeln, ſondern lobe aus Gründen.

2) Den plumpen gelehrten Ehrgeitz kann man ohne Beſorgniſs ins Geſicht loben; den klugen nicht; hier muſs man es in ſeiner Abweſenheit thun, und es ſo anlegen, daſs man gewiſs ſey, das ihm ertheilte Lob werde zu ſeinen Ohren kommen.

3) Man erhole ſich bey beyden Raths, fordere beyde auf, uns zu belehren, unſere Begriffe zu berichtigen, laſſe ſie fühlen, daſs man ihnen den Vorzug einräumt; erwähne ihres Namens in Geſellſchaften, von denen ſie es wieder erfahren, rühmlich, und ſpreche, wenn man es anders thun kann, günſtig von ihnen in öffentlichen Schriften, z. B. von ihren Bibliotheken, von ihrer Liebe zu Künſten und Wiſſenſchaften u. ſ. w. Hinterbringe ihnen, wie andere günſtig von ihnen urtheilen, u. dgl.

In Bezug auf den phariſäiſchen Ehrgeitz.

1) Buhle nicht um die Freundſchaft eines Menſchen, der damit umgeht, Gott und die Welt zu betrügen. Traue dem Manne nicht, der anders denkt, anders ſpricht und handelt; der die Tugend nicht um ihrer ſelbſt willen ſchätzt und ſucht, der nur ihre Auſsenſeite als Maske braucht.

2) Wird man aber dennoch in die Nothwendigkeit verſetzt, ſich um die Gunſt oder um die Freund-

ſchaft eines ſolchen Menſchen zu bewerben, ſo ſpreche man von ſeinen ſcheinbaren Tugenden vor Andern, ohne ſie doch als ſolche zu erklären, ſpreche von ſeiner Frömmigkeit, Gottesfurcht, von ſeiner Selbſtverläugnung, ſeiner Wohlthätigkeit u. ſ. f. Man erzählet dann nur Facta; ihre Beweggründe und Triebfedern aufzudecken, iſt nicht unſer Beruf. Erfährt er's, und wir müſſen es dahin einrichten, ſo wird er uns ſeine Protection gewiſs nicht verſagen.

In Bezug auf den heroiſchen Ehrgeitz.

Man empfiehlt ſich bey Männern dieſer Art durch ein Betragen, das ihnen zu erkennen giebt, daſs man Notiz von ihren heroiſchen Thaten genommen habe, daſs man die Gröſse und Wichtigkeit derſelben wiſſe, und ſie wegen der Bekämpfung ſo groſser Hinderniſſe und der guten Folgen wegen, die ihre erhabenen Plane in der Ausführung nach ſich ziehen, wirklich aufrichtig verehre, daſs man ihre Klugheit, ihre Gegenwart des Geiſtes, ihre Vorſichtigkeit bewundere.

In Bezug auf den Sonderlings-Ehrgeitz.

Der Mann wird unſer Freund, wenn er aus unſeren Reden und Handlungen ſchlieſsen kann, daſs wir ihn nicht unter die Alltagsmenſchen zählen, daſs wir ihm Originalität zumuthen; wenn er hört, daſs wir von ihm ſprechen, ihn bemerkbar machen, denn bey ihm hat das Verslein:

Est aliquid digito monstrari et dicier: Hic est! großsen, übergroßsen Werth.

In Bezug auf den Ehrgeitz überhaupt.

1) Alle Ehrgeitzige verlangen auszeichnende Höflichkeit, eine ihnen schmeichlende, sie hebende Behandlung. Man stille ihr Verlangen, wenn uns an ihrer Gunst etwas gelegen ist.

2) Man wäge jedes Wort genau ab, ehe man es von sich giebt, richte jede Miene so ein, daſs nichts zweydeutiges in ihr liege, sehe selbst auf den Ton der Sprache, damit er ja nicht ins Satyrische falle, thue nicht zu vertraulich, halte sich immer in einer gewissen Entfernung; denn der Ehrgeitz ist äuſserst empfindlich, sehr leicht zu beleidigen, deutet alles auf sich, und leget es zu seinem Nachtheile aus. Man benehme sich daher so, daſs er es zu seinem Vortheile auslegen müsse.

3) Man bewundere, rühme, lobe in Gegenwart des Ehrgeitzigen Niemanden solcher Vorzüge wegen, durch die er sich gerade vor Andern auszuzeichnen bestrebet; denn er will nur allein glänzen.

4) Man vermeide allen Streit mit ihm, widerspreche ihm nicht.

5) In Gesellschaften richte man vorzüglich seine Aufmerksamkeit auf ihn, bemerke ihn, unterscheide ihn vor Andern, und begegne ihm überall mit besonderer Achtung.

6) Um ihn zu etwas zu bewegen, thut man am beſten, wenn man die Beweggründe von der Ehre hernimmt.

Klugheitsregeln für die Behandlung der Habſüchtigen, Geitzigen, der Filze.

1) Behandle im Ganzen den Habſüchtigen wie den Melancholiker.

2) Seine Freundſchaft kann man erkaufen, ſie iſt feil um Geld.

3) Laſſe ihn von deiner Tafel genieſsen, geſtatte nicht, daſs er in deiner Geſellſchaft etwas ausgebe, ſpiele ihm Vortheile und Nutzen in die Hände.

4) Aeuſsere gegen ihn *ökonomiſche* Geſinnungen, und zeige dich als Feind aller Pracht und Verſchwendung. Klage über böſe Zeiten u. dgl.

5) Dienſtleiſtungen erwarte nicht von ihm, auſser du läſseſt ihn zuvor wiſſen, welche Erkenntlichkeit er ſich dafür verſprechen könne. Gebe voraus.

6) Stelle dich in allen Unterhandlungen mit ihm ſicher. Auf ſein Wort traue nicht.

7) Ihn zu etwas zu bewegen, vermögen nur Ausſichten zum Gewinne.

§. 34.

Klugheitsregeln für das Verhalten gegen verſchiedene Stände und Berufsarten (vid. §. 26)

In Anſehung der Adelichen, Vornehmen und Reichen.

1) Als allgemeine Regel gilt hier: Dringe dich Perſonen dieſer Klaſſen nicht auf; du läufſt

sonst Gefahr, von ihnen verachtet zu werden. Bleibe immer von ihnen etwas entfernet. Wollen sie dich, so werden sie dich schon selbst suchen.

2) Nur selten erscheine vor ihnen mit Bitten für dich oder Andere; sie werden leicht ungeduldig und deiner überdrüssig.

3) Wolle es ihnen nicht gleich thun. Lasse sie nicht bemerken, als ob du dich auch für vornehm hieltest. Besitzest du ihre Freundschaft, so prahle nicht damit, rühme dich nicht, mit ihnen in Verbindungen, in vertrauten Verhältnissen zu stehen. Sie mögen so etwas nicht. Ist ihre Freundschaft ein Glück für dich, so erfreue dich derselben in der Stille, und verscherze sie durch Zudringlichkeit, Familiarisirung, und Unbescheidenheit nicht. Ist dir an ihrer Freundschaft nichts gelegen, so verschweige es, und begegne ihnen immer mit Anstand und zuvorkommender Höflichkeit. Wenn sie auch deine Freunde nicht sind, so können sie doch deine Feinde werden, und du weisst, sie haben lange Arme, weit um sich greifende Hände.

4) Handle immer selbstständig, halte dich in den Schranken deines Standes, erfülle die Pflichten deines Berufes, werfe dich nicht weg, erhebe dich aber auch nicht über deine Verhältnisse, und Hohe und Niedere werden dir ihre Achtung nicht versagen.

5) Traue nicht dem Freundlichthun der Vornehmen, es ist so Sitte der grossen Welt. Las-

ſen ſie ſich merklich zu dir herab, ſo poche ja nicht darauf, lege deſswegen keinen höhern Werth auf dich. Bleibe dir ſtets gleich, erweiſe ihnen darum nicht weniger Höflichkeit, laſſe ſie auch nicht wiſſen, daſs du es einſieheſt, daſs ſie ſich zu dir herab laſſen.

6) Ueberſchreite bey deiner Gefälligkeit gegen ſie nie die Gränzen der wahren Ehre. Schätze dich ſelbſt. Sie verachten dich, wenn ſie an dir einen im Staube kriechenden Wurm ſehen, und erlauben ſich, dich noch mehr zu demüthigen, ja dir wohl gar Dienſte zuzumuthen, die der Mann von wahrer Ehre verabſcheuet.

7) Vor allen Dingen hüthe man ſich, von den Vornehmen und Reichen in gefährliche Händel gezogen zu werden. Sehr gern pflegen ſie das zu thun, und ſchieben dann entweder die Schuld auf uns, wenn die Unternehmung nicht gelingt, oder laſſen uns gar darin ſtecken, wenn die Sache ſchief gehet. Ueberhaupt wolle man nicht der Aufbewahrer ihrer Geheimniſſe ſeyn. Haben ſie uns ſolche mit Gewalt aufgedrungen, ſo müſſen ſie auch mit uns ſterben; ſelbſt in der Gegenwart ihrer Depoſitare komme keine Sylbe davon über unſere Lippen.

8) Man rechne nicht auf die Dankbarkeit der mehreſten Vornehmen und Reichen. Das Gute, ſo wir ihnen erweiſen, ſehen ſie nur gar zu oft als Schuldigkeit an, und wundern ſich, wie man noch Anſprüche auf ihre Dankbar-

keit machen könne, da sie uns doch gewürdiget haben, Gutes von uns zu empfangen.

9) Eben so wenig ist es rathsam, von ihnen Geld zu leihen, oder ihnen welches zu borgen. Im letzten Falle schreyen sie uns für Wucherer aus, und verlangen von uns, dafs wir es für eine Ehre halten sollen, ihre Gläubiger zu seyn, und man hat oft Mühe und vielen Verdrufs, ehe man wieder zu dem Seinigen kommet; im erstern Falle macht man sich von ihnen zu sehr abhängig, und mufs sich manches Unangenehme gefallen lassen. Auch lehret die Erfahrung, dafs man, wenn man als Gläubiger seine Rechte fordert, sich nicht selten mächtige Feinde mache, die auf Gelegenheit lauern, uns es fühlen zu machen, was es heifse, sein Eigenthum gegen Vornehme zu vertheidigen.

10) Man sey äufserst vorsichtig im Reden, wenn man mit Vornehmen und Reichen umgehet. Man enthalte sich daher in ihrer Gegenwart aller nachtheiligen Urtheile über andere Leute. Sie pflegen dergleichen gern zu hören, aber die Folgen sind oft sehr unglücklich. Zuerst setzet man dadurch sich und Andere in ihren Augen herab; sie lachen zwar mit, hassen aber doch den Lästerer und Ausspäher fremder Fehler. Sodann misbrauchen sie wohl gelegenheitlich unsere Nahmen und bringen uns in unangenehme Verhältnisse. Und endlich werden sie wohl selbst mit denen in Verbin-

dung gesetzt, über welche wir ungünstig urtheilten, und treten als unsere erklärten Feinde auf.

11) Man rede mit ihnen ohne Noth nicht von seinen häuslichen Umständen, von Dingen, die nur persönlich uns, und unsere Familie angehen; klage ihnen nicht sein Ungemach; mache sie nicht zu Vertrauten seines Herzens. Alles das ist ihnen, der Regel nach, nicht wichtig genug, man macht ihnen damit nur Langeweile, man mifsfällt ihnen, sie besorgen, sie müfsten etwas für uns thun. Sie nennen uns *arme Teufel*, *arme Häute* hinten nach, und lachen dazu.

12) Man wolle sie an Verstand und Witz, an Kenntnissen und Geschicklichkeiten nicht übertreffen. Sie wollen allein brilliren, und hassen uns, wenn wir sie verdunkeln.

13) In Kleinigkeiten füge man sich nach ihren Phantasien, richte sich nach ihrem Geschmacke, finde ihre Liebhabereyen artig, lobe ihre Tapeten, ihr Silberzeug, ihren Marstall, u. s. w. Man gewinnt dadurch ihre Zuneigung.

14) Wenn sie uns auch um Rath fragen, so sey man sehr an sich haltend. Mufs man seine Meinung sagen, wie solches bisweilen die Pflicht fordert, so sage man sie doch so, dafs sie glauben, man unterwerfe sie ihrer Beurtheilung.

15) Ist man der Liebling eines Vornehmen geworden, so mache man sich gefafst auf den Fall,

dafs man wohl dieſes *Glückes* bald verluſtig werden könne. Iſt uns daran gelegen, es zu bleiben, ſo betrage man ſich beſcheiden, wie immer, aber laſſe es dem Vornehmen dennoch merken, dafs man nicht ganz von ihm abhänge, ſpiele nicht den Schmeichler, ſondern zeige Selbſtbeſtändigkeit und Würde.

16) Hat man Geſchäfte von den Vornehmen übernommen, ſo führe man ſie genau und pünktlich aus, und ſey bereit, zu jeder Stunde Red' und Antwort zu geben, Rechnung zu legen.

17) Man übernehme ungebeten kein Geſchäft, das nicht zu unſerm Amte gehört.

18) In Anempfehlung anderer Leute ſey man vorſichtig.

In Anſehung der Geiſtlichen.

1) Man hüthe ſich, ihnen in Rückſicht auf Religion Aergernifs zu geben. Man raiſonire über dergleichen Gegenſtände in ihrer Gegenwart gar nicht, wie man ſich dann überhaupt in Geſellſchaften enthalten ſoll, religiöſen Stoff aufs Tapet zu bringen. Man diſputire nicht.

2) Nie mache man in Geſellſchaft einen Geiſtlichen lächerlich. Man denke, welch einem wichtigen Amte er vorſtehe, und wie weſentlich nöthig ihm die Achtung des Publikums ſey. Man bezeige ihnen vielmehr alle äuſsere Ehrerbietung.

3) Man ſey gaſtfrey gegen ſie, unterhalte ſie, vorzüglich mit politiſchen Neuigkeiten, thue

nicht zu vertraut mit ihnen, behalte ſeine Geheimniſſe für ſich, leiſte ihnen gern Dienſte, und fordere wenige, noch beſſer gar keine von ihnen, gebe ihnen keine Gelegenheit über Andere zu urtheilen; urtheile ſelbſt nicht, beſonders nicht ungünſtig von ihren Amtsbrüdern, beſuche ihre Predigten, und wenn ſie ſchreiben, ſo nehme man Notiz von ihren Schriften.

In Anſehung der Gelehrten und Künſtler.

1) Gebe Gelehrten und Künſtlern Gelegenheit, von ihren Fächern zu ſprechen. Sie ergreifen ſie mit beyden Händen, und du biſt ihr Mann.

2) Unterhalte ſie mit in ihr Fach einſchlagenden literariſchen oder artiſtiſchen Neuigkeiten, verſehe ſie mit Büchern, die ſie nicht haben, oder mache ſie mit Kunſtwerken bekannt, die ſie vielleicht noch nicht kennen.

3) Laſſe dich von ihnen belehren, bitte ſie, ſie wollten dir doch den Schatz ihrer Kenntniſſe öffnen, deine Begriffe berichtigen und erweitern, zur Bildung deines Geſchmacks beytragen.

4) Horche auf alles genau, was ſie ſagen, ſey ganz Ohr, ganz Aufmerkſamkeit.

5) Führe Fremde bey ihnen auf.

6) Widerſpreche ihnen nie geradezu, corrigire ſie nicht, ſey ſelbſt nicht entſcheidend, urtheile immer problematiſch.

7) Falle ihnen mit deinen Befuchen nicht zu läftig, erfcheine nicht zur Unzeit bey ihnen, halte dich nicht zu lange auf, aufser fie zwingen dich zu bleiben. Rede nicht von Kleinigkeiten, Stadtsneuigkeiten, vom Wetter, fondern von Gegenftänden ihres Faches, von ihren Verdienften, jedoch immer mit Befcheidenheit und Schonung ihrer Delicateffe.

8) Lefen fie dir ihre Auffätze vor, fo merke mit ganzer Seele auf, erfuche fie, fie wollten diefe oder jene Stelle wiederholen, und enthalte dich aller Kritik.

9) Den moralifchen Charakter der Schriftfteller beurtheile nicht nach dem Gehalte ihrer Schriften. Auf dem Papiere fieht der Mann oft ganz anders aus, als in natura.

10) Verlange nicht von ihnen, dafs fie nichts als Sentenzen reden, nur Weisheitsfprüche hören laffen, nichts als Gelehrfamkeit von fich geben. Sie find mit diefen Dingen immer befchäftigt, und ruhen zuweilen gern aus. Auch hat nicht jeder fo viel Gegenwart des Geiftes, mitten im Geräufche der Gefellfchaft und wenn er durch Fragen und Vorwitz überrafcht wird, mit Würde und Beftimmtheit von Gegenftänden zu reden, die er zu Haufe in feinem einfamen Zimmer mit Klarheit durchblickt.

11) Die mehreften Schriftfteller verzeihen es uns leichter, wenn wir ihren fittlichen Charakter, als wenn wir ihren Fufs in der gelehrten Welt antaften. Man fey daher vorfichtig in Beur-

theilung ihrer Produkte; selbst dann, wenn sie uns um unsere Meinung darüber fragen, ist es immer so auszulegen, als bäten sie uns um ein Lob.

12) Man lasse sich angelegen seyn, zu erfahren, was bereits ein Schriftsteller alles geschrieben, und bringe ihm bey, daſs man es wisse. Er, der da will, daſs alle Welt davon unterrichtet sey, wird uns für diese kleine Mühe hinlänglich lohnen; er wird unser Freund.

13) Weiſs man, daſs er da und dort gut recensirt sey, ey, so säume man ja nicht, sich umständlich mit der Recension bekannt zu machen, sie abzuschreiben, oder das Blatt selbst sich zu verschaffen, und den Recensirten sogleich davon zu benachrichtigen.

In Ansehung des Soldaten-Standes.

1) Im Reden und Handeln sey man gegen Offiziere äuſserst vorsichtig; sie halten sich leicht für beleidigt.

2) Man begegne ihnen mit Achtung; denn Ehre ist ihr summum bonum.

3) Man hüthe sich in Gegenwart eines Offiziers auch das Geringste zum Nachtheil dieses Standes vorzubringen; denn er hält seinen Stand für den ersten und wichtigsten in der Welt.

4) Man verrathe Grundsätze strenger Sittlichkeit, und zeige, daſs man ein solider Mann sey, in allem und jedem.

5) Man benehme fich fo, dafs der Offizier nicht in die Verfuchung falle, uns zu feinem Gläubiger zu machen.

6) Auf ihre Freundfchaft verlaffe man fich ganz, nur unterfcheide man wohl Freundfchaft von Gefälligkeit.

In Anfehung des Handelsftandes.

1) Willft du bey Menfchen diefer Klaffe geachtet feyn, fo mufst du wenigftens in dem Rufe ftehen, dafs deine Vermögens-Umftände nicht zerrüttet find. Wohlftand macht auf fie den beften Eindruck.

2) Nenne ihre Wirthfchaft nie anders, als ihr *Haus*, fie fey noch fo unbedeutend als fie wolle.

3) Eitelkeit und Gewinn müffen die Quellen feyn, aus denen du deine Gründe fchöpfeft, wenn du fie zu etwas bewegen willft.

4) Oekonomifche Gefinnungen müffen aus deinem Betragen hervorleuchten, wenn du bey ihnen Aufnahme finden willft.

5) Dein ihnen gegebenes Wort halte genau.

6) Kaufeft du von ihnen, fo zahle baar.

7) Raube ihnen durch Befuche nicht zu viel Zeit.

8) Im Umgange fey treuherzig, bieder und gefetzt.

9) In grofse Spiele laffe dich mit ihnen nicht ein.

10) Kaufe mit Sachkenntnifs und Vorficht. Jeder Kaufmann lobt feine Waare.

11) Trete mit einem Handlungshaufe nicht eher in Gefchäfte und Verbindungen, auffer du ha-

beſt dich vorher genau um die ganze Lage des Hauſes erkundiget, und ſolche ſolid gefunden. Dem äuſsern Schimmer traue nicht.

In Anſehung der Handwerker.

1) Man gehe nicht ohne Noth, ſo lange man mit ſeinem Handwerksmanne zufrieden iſt, von ihm ab.

2) Man mache nicht den Handwerksneid unter dieſen Leuten rege.

3) Man bezahle ordentlich, pünktlich, baar, und ziehe ihnen nicht über die Billigkeit von ihren Forderungen ab.

4) Man ſage ihnen gleich voraus, daſs man von ihnen abgehen werde, wenn ſie die beſtellte Arbeit nicht gut und zur verſprochenen Zeit liefern; aber man halte auch Wort.

5) Man begegne ihnen übrigens höflich und treuherzig.

In Anſehung des Bauernſtandes.

1) Im Ganzen genommen betrage man ſich gegen den Bauer treuherzig, gerade, offen, ernſthaft, wohlwollend, nicht geſchwätzig, ſtandhaft.

2) Man ſuche ihn mehr durch Beyſpiele, als Demonſtrationen zu bewegen, von manchen ererbten Vorurtheilen, in der Art des Feldbaues und überhaupt in Führung des Hausweſens zurück zu kommen.

3) Man belehre ihn auf eine leicht faſsliche und liebreiche Art in Anſehung des Aberglaubens, der ihm ſo oft ſchädlich wird.

4) Man unterhalte ſich mit ihm von Wirthſchafts-Angelegenheiten, von der Erziehung ſeiner Kinder, von der Erhaltung ſeiner und der Seinigen Geſundheit.

Klugheitsregeln gegen einige beſondere Berufsarten.

Aerzte. Hier giebt die Klugheit folgende Regeln:

1) Man lebe mäſsig in jedem Betrachte, um nicht der Hülfe eines Arztes nöthig zu haben.

2) Man gebe wohl Acht auf das, was unſerer Conſtitution ſchädlich oder heilſam iſt, was uns wohl, oder übel bekommt. Darnach richte man ſtreng ſeine Lebensart ein, und man wird nicht oft in den Fall kommen, ſein Geld in die Apotheke zu ſchicken.

3) Fordert es die Noth, ſich an einen Arzt zu wenden, und man ſoll ſich erſt einen ausſuchen, ſo unterſuche man vor allem, ob der Mann geſunde Vernunft hat, ob er über andere Gegenſtände mit Klarheit, unpartheyiſch und ohne Vorurtheil raiſonnirt; ob er beſcheiden, verſchwiegen, fleiſsig, anhänglich an ſeine Kunſt iſt, ob er ein gefühlvolles, menſchenliebendes Herz offenbart; ob er ſeine Kranken mit einer Menge verſchiedener Arzeneyen zu beſtürmen, oder ſich einfacher Mittel zu bedienen pflegt; ob er eine Diät empfiehlt, die dem Kranken, nicht ſeinen Begierden an-

gemessen ist; ob er sich im Reden zuweilen widerspricht, ob er Brodneid gegen seine Kunstverwandten, ob er sich bereitwilliger zeigt, den Grofsen und Reichen, als den Niedern und Armen beyzustehen? Ist man über alle diese Punkte befriedigt und beruhigt, so vertraue man sich ganz dem Manne.

4) Man sey gegen ihn völlig aufrichtig, erzähle ihm auch die Geschichte vergangener Zeiten, in so fern sie auf die Krankheit, an der man darnieder liegt, Bezug haben kann, und vergesse keinen gegenwärtigen Umstand, vorzüglich, wenn man sich schriftlich an einen Arzt wenden mufs. Besonders hüthe man sich, was ein sehr gewöhnlicher Fehler ist, Raisonnement in die Erzählung zu mischen, oder ihr, nach einer vorgefafsten Meinung, diese oder jene Stellung zu geben; sondern man erzähle nur das, was sinnlich bemerkt worden ist, so unbefangen wie möglich.

5) Man wähle nur einen Arzt, zu dem man Zutrauen hat; keinen der Arcana feil hat, der geschwätzig oder neugierig ist; keinen, der über seine Collegen oder andere Aerzte loszieht, und ihre Handlungen in ein zweydeutiges Licht zu stellen sucht; denn diefs zeigt immer eingeschränkte Kenntnisse, oder ein böses Gewissen oder ein böses Herz; keinen, der blofs durch grofse, entscheidende Mittel zu wirken

liebt.

liebt, oder, wie man ſagt, auf Leben und Tod curirt.

6) Insbeſondere meide man den Arzt, für den Geldgeitz oder Ehrgeitz das höchſte Intereſſe bey der Praxis haben. Der wahre Arzt ſoll kein anderes Intereſſe haben, als Geſundheit und Leben ſeines Kranken. Jedes andere führet ihn von dem wahren Wege ab, und kann für den Kranken die nachtheiligſten Folgen haben.

7) Der beſte Arzt iſt der, der zugleich Freund iſt. Gegen ihn iſt es am leichteſten vertraulich und offenherzig zu ſeyn. Er kennt und beobachtet uns auch in geſunden Tagen, welches zur richtigen Behandlung in kranken Tagen ungemein viel beyträgt. Er nimmt auch innigen Antheil an unſerm Zuſtande, und wird mit ungleich höherer Thätigkeit und Aufopferung an Verbeſſerung deſſelben arbeiten, als der, der bloſs kalter Arzt iſt.

8) Sorgfältig vermeide man den Arzt, der geheime Mittel verfertigt und damit Handel treibt. Er iſt entweder ein Ignorant, oder ein Eigennütziger, dem ſein Profit weit über Leben und Geſundheit Anderer gehet. Denn iſt an dem Geheimniſſe nichts, ſo iſt der Mann, der es uns zum Gebrauche verkauft, ſo viel als Betrüger; und iſt das Geheimniſs wirklich von Werth und Nutzen für die Menſchheit, ſo iſt es ein Eigenthum der Wahrheit und der Menſchheit

im Ganzen, und es ist eine äufserst unmoralifche Handlung, folches derfelben zu entziehen; auch verfündiget man fich zugleich an den vielen Taufenden, die das Mittel defswegen gar nicht, oder nicht vernunftmäfsig brauchen können, weil es nicht bekannt, nicht allgemein zu haben, und von einem vernünftigen Arzte gar nicht anzuwenden ift.

9) Ueberhaupt richte man feine Aufmerkfamkeit auf die Moralität des Arztes, dem man fich überläfst. Hier ift fie äufserft nöthig. Der Menfch, dem man blindlings fein Leben anvertraut, der fchlechterdings kein Tribunal zur Beurtheilung feiner Handlungen über fich hat, als fein Gewiffen, der zur vollkommenen Erfüllung feines Berufes, Alles, Vergnügen, Ruhe, ja eigene Gefundheit und Leben aufopfern mufs; — wenn diefer Menfch nicht nach reinen moralifchen Grundfätzen handelt, — dann ift er einer der furchtbarften und gefährlichften Menfchen.

10) Manche glauben, je mehr fie Aerzte um fich verfammeln, defto ficherer müffe ihnen geholfen werden. Aber diefs ift ein gewaltiger Irrthum. In dem Verhältnifs der Menge der Aerzte nimmt die Wahrfcheinlichkeit der Wiederherftellung des Patienten ab. Kommen ja Fälle vor, die in der That felten find, wo das Urtheil mehrerer nöthig wird, fo rufe man mehre-

re, aber nur ſolche, von denen man weiſs, daſs ſie harmoniren und billige Menſchen ſind.

Rechtsfreunde. Die Klugheit ſchreibt hier vor:

1) Man weiche auf alle mögliche Weiſe jedem Prozeſſe aus, und vergleiche ſich lieber, auch bey der ſicherſten Ueberzeugung vom Recht; gebe lieber die Hälfte deſſen hin, was uns ein Anderer ſtreitig macht, bevor man es zum Schriftwechſel kommen laſſe.

2) Man halte ſeine Geſchäfte in ſolcher Ordnung, mache alles darin bey Lebenszeiten ſo klar, daſs man auch ſeinen Erben nicht die Wahrſcheinlichkeit eines gerichtlichen Zwiſtes hinterlaſſe.

3) Muſs man nolens volens prozeſſiren; ſo ſuche man ſich einen redlichen, geſchickten Advokaten, und bemühe ſich, mit ihm alſo einig zu werden, daſs man ihm, auſſer ſeinen Gebühren, noch reichere Belohnung verſpreche, nach Verhältniſs der Kürze der Zeit, binnen welcher er die Sache zu Ende bringen wird.

4) Man erlaube ſich keine Art von Beſtechung der Richter. Wer beſticht, iſt beynahe eben ſo arg, als der, welcher beſtochen wird.

5) Man waffne ſich mit Geduld in allen Geſchäften, die man mit Rechtsfreunden von gemeinem Schlage hat.

6) Man ſey äuſserſt vorſichtig im Schreiben, Reden, Verſprechen und Behaupten gegen

Juriſten. Sie kleben am Buchſtaben. Ein juriſtiſcher Beweis iſt oft ein ganz eigener Beweis, und juriſtiſche Wahrheit zuweilen etwas mehr, zuweilen etwas weniger, als gemeine Wahrheit; juriſtiſcher Ausdruck nicht ſelten einer andern Auslegung fähig, als gewöhnlicher Ausdruck.

§. 35.

Klugheitsregeln, die bey der wirklichen Deutung der Phyſiognomieen zu beobachten ſind.

(vid. §. 27.)

1) Man habe wohl auf den *erſten Eindruck* Acht, den eine Phyſiognomie auf uns macht; das Urtheil, das man hier fällt, iſt noch *unpartheyiſch*; wir kennen den Menſchen weiter nicht, als aus ſeinem Geſichte, in welchem die Seele nicht ſelten ſitzt; und darum auch meiſtens richtig.

2) Man unterſuche, ob dieſes Urtheil von den uns *gegenwärtigen Geſichtszügen* ſelbſt, oder nur von der *Aehnlichkeit* derſelben mit den Geſichtern ſolcher Menſchen, denen wir aus moraliſchen Gründen bereits *geneigt* oder *gehäſſig* ſind, erzeugt worden. Iſt das Letztere, ſo traue man ſeinem Urtheile weit weniger, als im erſteren Falle.

3) Die *phyſiognomiſchen Urtheile* ſind immer unzuverläſsig; man muſs nicht gleich unſer moraliſches Verhalten gegen Andere beſtimmen, ſondern das phyſiognomiſche Ur-

theil prüfen, folglich noch auf andere Dinge, als bloſse Phyſiognomie ſehen.

4) Man unterſuche, ob in dem Geſichte ſich Spuren und Lineamente einer *vorſetzlich* erzeugten Bewegung der Muskeln, d. i. ob Züge der *Verſtellung*, oder ob durchgängig ungekünſtelte *Natur* und *Wahrheit* erſcheinen. Iſt das erſtere, ſo muſs unſere Zurückhaltung um ſo gröſser ſeyn, man ſey auf ſeiner Huth gegen den, der ſich verſtellet.

5) Gegen die Geſichtszüge ſolcher Menſchen, deren Beruf es mit ſich bringt, verſchiedene *Leidenſchaften nachzuahmen*, z. B. Schauſpieler, muſs man immer ein wenig miſstrauiſch ſeyn. Es ſind oft ganz andere Menſchen, als ihre Geſichtszüge andeuten.

6) Die Billigkeit will, daſs man zweydeutigen Geſichtern, ſo lange dieſe Zweydeutigkeit abwaltet, die *günſtigere* Ausdeutung gebe.

Der *heil. Hieronymus* ſagt: daſs das Geſicht der Spiegel der Seele ſey, und daſs beſonders die Augen ſtillſchweigend die Geheimniſſe der Seele verrathen.

§. 36.

Merkmale, an denen man den nach Grundſätzen guten Menſchen erkennen kann.

Man muſs *natürliche Güte* und *Güte nach Grundſätzen*, *moraliſche* Güte am Menſchen unter-

ſcheiden. Der bloſs *natürlich gute* Menſch iſt nur dann gut, wenn es ihm ſein Temperament zu ſeyn erlaubt; er iſt gut, ohne es ſelbſt zu wiſſen, und eben darum oft durch ſeine Güte ſich ſelbſt und Andern mehr ſchädlich, als nützlich. Bey ihm iſt Güte eigentlich nicht Charakter; ſie iſt bloſs Folge ſeiner jedesmaligen phyſiſchen Conſtitution, die ſehr veränderlich iſt. Darum kann der natürlich Gute heute gut, gut im Uibermaaſse, morgen ein böſer, höchſt böſer Menſch ſeyn; je nachdem ſeine Säfte und Nerven eine andere Beſchaffenheit annehmen, je nachdem er in Verhältniſſe geräth, die ihm dieſe oder jene Stimmung geben. Der *nach Grundſätzen gute Menſch* hingegen iſt durch Selbſtthätigkeit und auf ſich gerichtete Aufmerkſamkeit gut, ſeine Güte iſt Folge ſeiner Veredlung, iſt aus Achtung für das Geſetz und Pflicht hervor gegangen; er iſt nicht gut aus Neigung, ſondern aus erkannter Pflicht. Seine Güte iſt unwandelbar, ſie hat Feſtigkeit, und äuſsert ſich jedesmal am gehörigen Orte, und auf eine den Umſtänden entſprechende Art. Sie bekommt von der Vernunft ihre Richtung, und wird ſo nach und nach bleibender, beſtimmter Charakter.

Im praktiſchen Leben iſt es allerdings von Wichtigkeit, den nach Grundſätzen guten Menſchen zu kennen. Auf Temperamentsgüte kann man ſich nicht verlaſſen, und nur zu oft erſcheint der Böſe gehüllt in die Maske des Guten. Laſſen Sie uns daher die Merkmale, durch welche ſich moraliſche Güte, der wahrhaft gute Menſch zu erkennen giebt, aufſtellen. Dieſe Merkmale ſind:

1) Der wahrhaft gute Menſch zeichnet ſich vorzüglich durch eine ungezwungene ihm ſtets eigene Freundlichkeit und Gefälligkeit in Blick und Miene aus. Nur in dem Falle, wo ſich der Böſe an dem Guten reibt, wo Bosheit und Tücke wirkſam ſind, nur da wird die ſchöne Harmonie ſeiner Züge auf eine kurze Zeit geſtört, indem Unwille und Mitleid in ſeiner Seele ſich regen.

2) In allen Bewegungen und Handlungen, im Tone und in der Sprache des wahrhaft guten Menſchen liegt etwas Sanftes, Gelindes und Schonendes. Keines von dieſen Stücken iſt bey ihm geſucht, nichts gehet auf Stelzen, nichts ſtehet auf Schrauben; alles trägt den Stämpel eines ihm zur Gewohnheit gewordenen Bemühens, Beweiſe von ſeiner Sittlichkeit zu geben.

3) Er rühmet nicht ſeine Güte an, ſpricht nur wenig und nur da, wo er muſs, von dieſer Eigenſchaft ſeines Charakters; er handelt aber um ſo mehr. Menſchen, die alle Augenblicke ihrer Tugenden erwähnen, nach jedem dritten Worte uns ſagen, welche Kenntniſſe, welche Weisheit ſie beſitzen, und mit Eid und Schwur verſichern, daſs ſie wirklich ſehr reich an dieſen Vorzügen ſind; ſolchen Menſchen glaube ich nicht. Man kann hier zehen gegen eins wetten, daſs ſie weder tugendhaft, noch weiſe ſind. Sie wollen das durch Worte erſetzen, was ihnen in der That mangelt. Tugend und Weisheit müſſen durch Handlun-

gen offenbar werden, und ſo auch die Güte. Eine oder ein Paar gute Handlungen machen uns noch nicht zu guten Menſchen. Es muſs uns zur Fertigkeit geworden ſeyn, gut zu handeln.

4) Der wahrhaft gute Menſch iſt ganz geräuſchlos, ſucht nicht Aufmerkſamkeit zu erregen, und durch ſeine Güte zu glänzen.

5) Dem wahrhaft Guten iſt es eigen, ſelbſt gegen Feinde ſanft und in Vertheidigung ſeiner Rechte gemäſsigt zu ſeyn.

6) Zorn, Haſs, Rache, Neid und Miſsgunſt, Kabalen und Ränke, ſind der Natur des wahrhaft Guten ganz widerſprechende Dinge. Er will allen Menſchen wohl, und beneidet ſie keinesweges, wenn ſie glücklicher, als er ſind. Er ſchreibt es ihren Verdienſten, ihren guten Eigenſchaften zu; denn für das Böſe an Anderen hat er keinen Sinn. Selbſt dann, wenn ſich Schurken über ihn ſchwingen, zürnet er nicht, beneidet ſie nicht; er zürnet nicht, weil es ihm Freude macht, Jedermann im Wohlſtande zu ſehen; er beneidet ſie nicht, weil er mit ſeinem Antheile zufrieden iſt, und um alles in der Welt die Wege nicht einſchlagen würde, die ſie einſchlugen. Er haſſet Niemand; er fühlet Mitleid dort, wo andere Haſs empfinden. Vergebung iſt ſeine gröſste Rache. Der Pfad, den er verfolgt, iſt gerade. Seine Schritte ſoll Jedermann ſehen. Nur reinen Zwecken nachſtrebend, wählet er auch nur untadelhafte, erlaubte Mittel. Er leiſtet Verzicht auf alles, wozu er auf dieſem Wege

nicht gelangen kann, und tritt bescheiden zurück, wenn Fähigere oder Verdientere, als er, seine Mitwerber sind.

7) Der wahrhaft Gute ist mit Jedermann verträglich, gegen die Schwachheiten und Fehler Anderer voll Nachsicht, streng gegen sich selbst.

8) Genügsamkeit, Zufriedenheit mit seinem Loose, und ein unablässiges Streben, Anderen so viel als möglich nützlich zu werden, sind hervorstehende Züge in dem Charakter des Guten.

9) Nichts betrübt den Guten mehr, als das Unglück seines Nebenmenschen; nichts macht ihm mehr Freude, als das Wohlergehen desselben. Es ist schon ein schlimmes Zeichen, wenn man kaltblütig bey dem Unglücke des Nächsten bleibt, wenn man, ohne gerührt zu werden, die Geschichte seiner Leiden hören kann; es ist ein Beweis, daſs unser Herz verhärtet ist. Aber vollends ist es um alle menschliche Gefühle geschehen, wenn man sogar Freude dabey empfindet. Alle böse Menschen, alle die Ungeheuer und Tyrannen, deren Namen uns zum Abscheu die Geschichte aufbehalten hat, verriethen sich durch dieses Merkmal. Ich traue dem Menschen nicht, an dem ich nicht merkliche Spuren des Vergnügens entdecke, wenn ich ihn von dem Wohlergehen Anderer unterrichte, und ich meide ihn, wie meinen ärgsten Feind, wenn

er gar mifsvergnügt darüber wird, und da aufmerkſam und freudig zuhört, wo Menſchenleiden der Unterredung Gegenſtand ſind.

10) Der wahrhaft Gute iſt ein groſser Kinderfreund. Ich kann mich hier kühn auf die Erfahrung aller Zeiten berufen, der gemäſs noch immer diejenigen die beſten Menſchen geweſen ſind, die an Kindern Wohlgefallen fanden, und mit Liebe denſelben zugethan waren. *Chriſtus* war ſelbſt ein enthuſiaſtiſcher Kinderfreund. Und wie könnte auch der Gute anders? Am Kinde ſiehet er die noch unverdorbene Natur, ſiehet die Unſchuld, erblicket das ſchöne Werk der Allmacht, und die Keime der herrlichſten Zukunft; nothwendig muſs er da Liebe empfinden. War die unvergeſsliche *Thereſia* — dieſe Zierde der Fürſtenwelt — nicht ein guter Menſch? Die Geſchichte wird ihr ewig dieſes Zeugniſs geben. War ſie aber auch nicht eine heiſse Kinderfreundin? Und *Leopold II.*, ihr Sohn, welch ein Herz trug er in ſeinem Buſen! *Toskana* erinnert ſich noch, noch erzählen ſich's die Väter zu *Florenz*, wie genau *Leopold* die Kinder der Hauptſtadt kannte, wie er ſie liebte, wie er von ihnen geliebt ward.

11) Der gute Menſch beleidiget auch das Thier nicht. Man ſpreche nicht von der Güte ſeines Herzens, wenn man im Stande iſt, Thiere zu quälen, und an ihren Qualen ſich zu ergötzen. Man kann verſichert ſeyn, daſs ein ſolches Herz, und die ganze Moralität eines

ſolchen Menſchen krank darnieder liege. Es gab einſt einen Mann, der ſich die Langeweile damit vertrieb, daſs er mit einer Nadel in der Hand herum gieng, und Fliegen ſpieſste, und man weiſs, daſs dieſer Mann ein Tyrann war.

12) Der gute Menſch hat Gefühl für die ſchöne Natur, für Mahlerey und Muſik. Alle, die man noch als böſe Menſchen kennen gelernt hat, empfanden wenig oder nichts bey den Schönheiten der Natur. Kalt und froſtig giengen ſie romantiſche Gegenden vorbey, ihr Blick fiel auf keinen Gegenſtand. Der Horizont ihrer Seele war voll ſchwarzen Nebels, ſchwarz waren ihre Gedanken. Eben ſo gefühllos verhielten ſie ſich bey den Meiſterſtücken der Kunſt.

Es iſt ſehr leicht aus dieſen Kennzeichen des *wahrhaft Guten* die Kennzeichen des *Böſen* heraus zu bringen. Man nehme das Gegentheil von dem Geſagten.

§. 37.

Von der Geſetztheit.

Man hat insgemein theils ſehr irrige, theils unbeſtimmte Begriffe von der *Geſetztheit.* Man denket ſich darunter eine gewiſſe Steifigkeit in allen Bewegungen, mürriſchen Ernſt im Blicke, eine lächerliche Bedächtlichkeit im ganzen Thun und Laſſen, Mangel der Theilnehmung an den Freuden und dem Frohſinn der jüngeren Welt u. ſ. w. Alles dieſs nenne ich nicht *Geſetztheit.* Ich

bezeichne mit dieſer Benennung ein Betragen, wobey man durch das Aeuſsere an ſich, durch Blick, Miene und Bewegung zu erkennen giebt, daſs man die Kultur des Herzens und des Verſtandes nicht vernachläſſiget habe; wo man ſich ſo benimmt, daſs uns unmöglich Leichtſinn, Flatterhaftigkeit, Unbeſonnenheit, Mangel am Charakter, zur Laſt gelegt werden können.

Der Menſch von dieſer *Geſetztheit* zeigt, daſs er Gefühl ſeines eigenen Werthes habe, ohne ſich dabey der Unbeſcheidenheit ſchuldig zu machen. Da man an ihm ſieht, daſs er ſich ſelbſt achte, ſo nimmt man keinen Anſtand, ihn hinwieder zu achten. Wer ſich wegwirft, gegen Jedermann, ohne Unterſchied, den gehorſamen Diener macht, ſich necken und hudeln läſst, die Rolle des allezeit fertigen Luſtigmachers ſpielt, und wie ein Wurm demüthig im Staube kriecht, dieſer kann unmöglich auf Achtung bey Anderen Rechnung machen; er wird oft ein Gegenſtand des Geſpöttes. Dies hat der *Geſetzte* nicht zu befürchten; er erwecket bey Andern eine Art Ehrfurcht für ſich. Und dieſe *Geſetztheit* iſt es, die ſowohl den geſtandenen Mann, als den blühenden Jüngling, ſowohl die Matrone, als das Mädchen kleidet.

Ein ſicheres Kennzeichen derſelben iſt, wenn man ſowohl im Sprechen, als Handeln ſtets die Mittelſtraſſe hält, ſich nie eine Ueberſpannung zu Schulden kommen läſst, und überhaupt alle Extreme vermeidet. Im gewöhnlichen Leben giebt es tauſend Anläſſe, in Gemüthsbewegung und

Leidenſchaft zu gerathen. Man hat bald Urſache ſich zu freuen, bald zu trauern, bald zu zürnen; man fürchtet, man hoffet, liebet und haſſet. Der nach Klugheit ſtrebende Menſch wird auf ſeiner Huth ſeyn, um nicht in dieſen Gemüthszuſtänden die Gränze zu überſteigen. Er wird ſich daher weder zu ſehr freuen, noch ſich von der Traurigkeit dahin reiſſen laſſen. Sein Zorn wird als gerechter Unwille, und ſein Haſs als billige Verachtung erſcheinen. Er wird hoffen, aber ſeine Hoffnungen werden nicht Luftſchlöſſer, ſondern Erwartungen nach Gründen der Wahrſcheinlichkeit berechnet ſeyn. Ueber ſeine Liebe wird die Vernunft wachen. Jeden Affekt wird er am Zügel halten.

Bey der *Geſetztheit*, von welcher hier die Rede iſt, darf man die *Wahrheit* nicht vermiſſen; dieſe muſs überall hervorleuchten, Empfindungen, Gedanken und Handlungen beſtimmen. Man wird mithin den *Geſetzten* niemals an übereilten, einſeitigen und ſchiefen Urtheilen ertappen, nicht in die Sucht zu witzeln und zu vernünfteln verfallen ſehen, ſo wenig als man bemerken wird, daſs eine zu ſpielende und tändelnde Unterhaltung für ihn Intereſſe hat.

Der *Geſetzte* ſtaunet nicht an, und iſt äuſserſt ſparſam mit Lob und Bewunderung; aber ſeine Miene iſt Aufmerkſamkeit auf alles, was geſprochen und gethan wird. Selbſt ſein *Ton* hat ſein eigenes Gepräge; er iſt nicht zu raſch, polternd, ſchneidend; aber auch nicht zu mild und zu leiſe; nicht ſchleppend, nicht ſingend; er iſt

fest und voll Nachdruck, der Empfindung jedesmal ganz angemessen, mithin nicht gleichförmig, einschläfernd, sondern mannigfaltig, und eben so stufenweise fallend oder steigend, je nachdem es die Empfindungen sind, welche er ausdrückt. Die *Gesetztheit* hat nur gemäßsigte Gemüthsbewegungen; sie verfolgt nicht mit Heftigkeit, und bescheidet sich, wenn ihre Wünsche unerfüllt bleiben.

Der *Gesetzte* ist nicht Jedermanns Freund; er ist mit seiner Freundschaft nicht wohlfeil; er prüft eher den Mann genau, der sein Freund werden soll. Aber hat er gewählt, dann ist er Freund im wahren Verstande des Wortes.

Ueberhaupt ist er nie *geschwätzig;* er spricht weder zu viel, noch zu wenig, und alles mit Ueberlegung. Sein Versprechen hält er, aber er verspricht nichts leichtsinnig.

Er will in keinem Falle glänzen, und trägt es daher keineswegs darauf an, Andere zu verdunkeln; ja, er mühet sich vielmehr, die Talente, die Geschicklichkeiten, die guten Eigenschaften Anderer hervor zu locken, und ihnen Spielraum zu verschaffen.

Er dringet sich Niemanden auf, und verlangt nicht überall seine Hand mit im Spiele zu haben. Was Andere *geheim* zu halten sich beflei-ssen, *scheinet* er nicht zu merken, und ist weit davon entfernt, den Vorwurf eines *Neugierigen* zu verdienen. Bey schamlosen Zweydeutigkeiten lächelt seine Miene keinen Beyfall, und wenn er

nicht geradezu mit einem ernften Blicke ftrafen darf, fo thut er, als ob er nichts gehört hätte.

§. 38.

Von der Höflichkeit und Artigkeit.

Auch auf *Höflichkeit* (civilité), und *Artigkeit* (politeffe) mufs der Kluge fehen.

Die *Höflichkeit* ift das fichtbare Beftreben, fich fowohl im Sprechen, als Handeln fo zu benehmen, dafs Jedermann von uns glaube, wir wollen dadurch unfere Achtung gegen ihn ausdrücken. Der gröfste Grad von Höflichkeit ift *Artigkeit*.

Diefe fchätzbare Gefelligkeits-Tugend äufsert fich durch Blicke, Mienen, Worte, Stellungen, Dienftleiftungen und Handlungen, aus denen hervor leuchtet, dafs wir den Wünfchen Anderer zuvor zu kommen trachten.

Die *Blicke und Mienen der Höflichkeit* müffen entdecken, was wir jedesmal empfinden und fprechen; wenigftens müffen fie das bezeichnen, wovon wir wünfchen, dafs Andere es bey uns finden mögen. Man mufs es uns ankennen, dafs wir Achtung und Wohlwollen für Andere hegen, dafs wir aufmerkfam auf das find, was zu uns gefagt, oder vor uns gethan wird. Wir müffen Theilnehmung, Mitgefühl, Rührung verrathen, wenn Veranlaffung dazu vorhanden ift. Unfer Blick, unfer Lächeln dürfen nicht ftechen, nicht zu fagen fcheinen, dafs wir die Thorheit durchdringen, dafs wir weifer feyn wollen, als die find, mit denen wir umgehen. — Wo nicht Beruf,

Pflicht, rechte Zeit uns zum Zweifel und Widerſpruch auffordern, da laſſe man Andere bey ihren Meinungen, und gebe kein Zeichen, daſs ſie uns nicht gefallen. — Nichts läuft mehr gegen die Höflichkeit, als ſich zum Richter aufzuwerfen, alles beſſer wiſſen und berichtigen zu wollen. Laſſe man immer die Albernheiten, den Unſinn, die Unwahrſcheinlichkeiten Anderer dahin gehen, unſer Widerſpruch, unſere Zweifel werden hier nicht nur nichts nützen, ſondern ſchaden; man würde uns Unartigkeit, Grobheit zur Laſt legen.

Es iſt eben nicht nothwendig, daſs wir ſelbſt Theil daran nehmen, und die Gecken und Thoren durch unſern Beyfall in ihren Schwächen beſtätigen. Es giebt hundert Arten ſich auszudrücken, die Andern behagen, ohne daſs wir dabey die Rechte der Vernunft beleidigen. Man muſs oft ſehr an ſich halten, ſich das Anſehen der geſpannteſten Aufmerkſamkeit geben, durch Blick und Miene Andere überzeugen, daſs wir wenigſtens das nicht tadeln, was ſie uns ſagen. Es ſind dieſs Opfer, welche man der Höflichkeit nothwendig bringen muſs.

Die *Höflichkeit* leget ferner uns das Geſetz auf, ja keinen aus der Geſellſchaft in Verlegenheit zu ſetzen. Es giebt Menſchen, die überall ihre Augen haben, allenthalben hinſpähende Blicke werfen, alles ſehen wollen, und die Unklugheit begehen, uns davon zu unterrichten, daſs ihren Blicken nichts entgangen ſey. Sie bemerken das, was man eben nicht von Andern bemerkt

haben

haben will; z. B. geheime Unterredung, Winke, verſtohlene Blicke, Unordnung in den Zimmern, Fehler im Anzuge, Verſtoſsungen gegen die Mode, gegen die Etikette, gegen das Ceremoniel u. dgl. Der *Höfliche* thut, als ob er alles das nicht ſähe; er verhält ſich ſo, daſs ſein Blick niemals auf etwas hinfällt, davon die Entdeckung Jemanden nicht behagen dürfte; wohl aber bemerkt er alles, was man bemerkt wiſſen will, wenn es anders nicht wider Tugend und Sittlichkeit ſtreitet.

Die *Sprache der Höflichkeit* iſt verbindlich; man ſagt nichts, was irgend Jemanden unangenehm ſeyn könnte; man ſpricht in einem einſchmeichlenden Tone niemals von ſeinen eigenen, ſondern von den Vorzügen derjenigen, in deren Geſellſchaft man ſich befindet. Doch iſt dieſe Sprache nie übertrieben; ſie iſt nicht die Sprache des Schmeichlers; ſie gründet ſich auf Wahrheit, beleidiget nicht das Ohr des vernünftigen Mannes, und ſcheinet ganz aus dem Herzen zu flieſsen. Die Verbindlichkeiten und Annehmlichkeiten, die der Höfliche ſagt, ſind ſo fein eingekleidet, und werden ſo ſchicklich vorgetragen, daſs wir nicht Urſache haben, darüber zu erröthen, und geſtehen müſſen, daſs wir ſie gern hören. Der *Höfliche* wird niemals über Gegenſtände ein Geſpräch mit uns anbinden, von denen er weiſs, daſs ſie uns nicht intereſſiren, daſs ſie nicht in unſern Wirkungskreis einſchlagen, oder daſs ſie unſere Delicateſſe, die Zartheit unſeres Gefühls

beleidigen könnten. Er wird nichts berühren, wovon er nicht vollkommen versichert ist, dass es keinem aus der Gesellschaft, in dieser oder jener Hinsicht mittelbar oder unmittelbar missfallen dürfte. Er wird sich daher aller Satyre, aller Stadt- und Haus-Anekdoten, aller ungünstigen Urtheile über Andere, aller religiösen und politischen Anmerkungen enthalten. Da, wo er Lob ertheilt, wird er es immer mit weiser Sparsamkeit thun, und solches so zu geben wissen, dass es jeder der Anwesenden gern unterschreibt.

Die *Stellung* des Höflichen drückt Achtung aus. Sie ist nicht die Stellung des Schmeichlers, nicht die der lächerlichen Demuth; sie ist schön und angenehm, geschmeidig, biegsam, überhaupt so beschaffen, dass man an derselben deutlich die Begierde des Höflichen erkennet, sich uns gefällig und verbindlich zu machen.

Wo Gelegenheit dazu ist, Jemanden aus der Gesellschaft, aus seinen Bekannten einen Dienst zu erweisen, da säumet der Höfliche nicht, es zu thun. Er wartet nicht, bis man ihn dazu auffordert; er läßt es nicht aufs Aeusserste kommen; er liest unsere Wünsche in unseren Augen, und ehe wir noch darauf denken, hat er uns schon einen Beweis seiner Dienstfertigkeit gegeben. Er ist sehr still damit, will gar nicht, dass wir es bemerkt haben sollen, und giebt dem Gespräche sogleich eine andere Wendung, sobald die Rede von seinem uns erwiesenen Dienste ist, oder wir ihm dafür danken wollen. — Jede Kleinigkeit an An-

deren ist dem Höflichen wichtig; er versteht die Kunst, einem Jeden einen gewissen Werth zu geben.

Aus dem Gesagten ergiebt sich schon, dass Heucheley, kriechendes Schmeicheln, Wegwerfung seiner selbst, Speichelleckerey und ein demüthiges, knechtisches Wesen keineswegs zur *Höflichkeit* gehören. Ein solches Betragen ziehet Verachtung nach sich, und zeuget von einer sehr kleinen, ungebildeten niedrigen Seele. — Unausgesetzte Verbeugungen, ewige Complimente, Kratzfüsse und Bücklinge, dürres Lächeln, oder vielmehr Grinzen, Herablassung zu unanständigen Diensten und Verrichtungen, alles diess kennet die *wahre Höflichkeit* nicht. Diese will, indem sie Achtung gegen Andere beweiset, zugleich Achtung für sich erwecken.

Der *Höfliche* tritt wohl als solcher allenthalben auf; aber seine Höflichkeit ist verschieden, je nachdem vornehmer oder geringer die Personen sind, mit welchen er umgehet. Man habe es mit den Vornehmsten Menschen zu thun, so darf dennoch unsere Höflichkeit niemals ins Kleinliche und Schüchterne fallen. Das beständige vor sich Niedersehen, das stäte Selbstverläugnen und Kleinlautseyn, die beständige Aengstlichkeit, ob man auch nicht gegen den guten Ton anstosse, u. s. w. macht Manchen völlig eckig, sobald er in grosse Gesellschaft tritt, da er hingegen unter seinen Freunden der liebenswürdigste, artigste Mensch ist. Im Umgange mit Vornehmen herrsche in unserer Höflichkeit mehr Ernst; sie habe den An-

ſtrich des Feyerlichen, und laſſe uns weniger frey, als gewöhnlich ſeyn. Wo wir anderwärts nur Achtung durch unſer Thun uud Laſſen ausdrücken, ſo ſey es hier Ehrfurcht. Unleidlich ſind die Menſchen, die immer mit der Naſe ſich bis auf die Erde bücken, deren Miene beſtändig freundlich grinzt und auf Befehle wartet, deren Rücken nie gerade wird, die ſich nur immer krümmen und winden, und es recht abſichtlich darauf antragen, ja *ganz nichts* zu ſeyn. Ueber dieſe Höflichkeit lacht und ärgert ſich der vernünftige Vornehme, und wünſcht je eher je beſſer, eines ſolchen Menſchen los zu werden; dagegen giebt er gern ſeinen Beyfall demjenigen, der höflich gegen ihn iſt, ohne ſich ſelbſt zur Nulle zu machen.

Die Höflichkeit heiſcht einen Blick voll Ehrerbietung, eine ernſte Freundlichkeit, deutliche, jedoch nicht lärmende Sprache, tiefe Verneigung, aber nicht anhaltendes Bücken.

Gewiſſe beſondere Regeln der Höflichkeit für junge Leute bleiben dem mündlichen Vortrage überlaſſen.

II.

Haushaltungs-Kunst.

II.

Haushaltungskunst.

§. 39.

Begriff der Haushaltungskunst.

Unter der *Haushaltungskunst* verstehen wir den Inbegriff von Regeln, wie man Güter erwerben, verwalten und erhalten soll.

§. 40.

Feinde der Haushaltungskunst.

Diese Zwecke der Haushaltungskunst wird man nie erreichen, wenn man nicht die Feinde besiegt, die stets gegen dieselben streiten, und sie zu vereiteln suchen. Diese Feinde sind: *Trägheit*, *sinnliche Begierden*, *Eigennutz* und *Eigenliebe*.

Die *Trägheit* will Wohlleben, wenigstens hinlänglichen Unterhalt ohne *Arbeit* und *Anstrengung*.

Die *sinnlichen Begierden* dringen auf Befriedigung, vermehren und verstärken sich, wenn nicht die Vernunft über sie wachet, und erschöpfen Vermögen und Kraft: der Mensch, ihr Sklave, gehet in jeder Hinsicht zu Grunde.

Der *Eigennutz* und die *Eigenliebe*, da sie nur alles auf sich selbst beziehen, und den Men-

schen, den sie beherrschen, wähnen machen, nur er allein sey Zweck, jeder Andere diene ihm nur als Mittel, verscheuchen Menschen von uns, und machen uns gehässig, wo es uns dann praktisch unmöglich wird, vorwärts zu kommen.

Vor diesen Feinden in der Haushaltung muss man sich also zuvörderst hüthen, sich gegen sie stets gerüstet halten, und die oben genannten Zwecke werden sich von uns nicht entfernen; wir werden sie erreichen. Wie man hier zu verfahren, welche Maasregeln man zu ergreifen habe, wollen wir in nachstehenden §§. zeigen.

§. 41.

Von dem besten und allgemeinsten Erwerbungs-Mittel.

Das beste und allgemeinste Erwerbungs-Mittel *ist eine dem gemeinen Besten zuträgliche Anwendung unserer Kräfte;* ich sage, eine dem *gemeinen* Wesen *zuträgliche Anwendung unserer Kräfte*, weil es Anwendungen von Kräften giebt, die wohl erwerbend sind, bey denen aber das *öffentliche Wohl*, das *gemeine Beste* nicht bestehen kann, z. B. Betrug, Diebstahl, Raub, Mord, Verrätherey, Geldverfälschung, Nachmachung öffentlicher Credits Papiere, Hazard-Spiele, Schatzgraben, Betteley u. dgl.

Die dem gemeinen Besten zuträgliche Anwendung unserer Kräfte, wenn sie zum Zwecke führen soll, fordert vornehmlich drey Stücke, nämlich: *Fleiss*, *Pünktlichkeit* und *Ordnung*.

§. 42.

Vom Fleiſse in der Haushaltung.

Der *fleiſsige Haushälter* verrichtet ſeine Geſchäfte ohne Zerſtreuung, mit Beſonnenheit und Aufmerkſamkeit. Er iſt ſogleich, wie er anfängt, mit ganzer Seele dabey; thut alles ohne Aufſchub; die nöthigſten Dinge zuerſt, und ruhet nicht eher, als bis ſie gethan ſind. Statt die Arbeit zu verſchieben, fertiget er ſie lieber im voraus; denn er weiſs, daſs zuweilen unvermuthete Hinderniſſe eintreten, welche verurſachen, daſs die aufgeſchobene Arbeit entweder liegen bleiben, oder ſchlecht und übereilt verrichtet werden muſs.

§. 43.

Von der Ordnung und Pünktlichkeit in der Haushaltung.

Der *ordentliche Haushälter* und der *pünktliche* thut alles zu *rechter Zeit*, und ſiehet dahin, daſs alles, was er zu ſeinen Geſchäften braucht, immer am *gehörigen Orte* zu finden ſey. Weder Vergnügen, noch andere durch Beharrlichkeit zu beſiegende Hinderniſſe, halten ihn von Befolgung der einmal beſtimmten Ordnung und Pünktlichkeit ab. Männlich, ſtandhaft vollendet er ſein Tagewerk, trotz allen Verſuchungen, es unvollendet zu laſſen. Er hat genaue Aufſicht auf alle Gerä hſchaften und Vorräthe im Hauſe, und arbeitet überhaupt nach einem durchgedachten von ihm zum Grunde gelegten Plane, welcher eine unumläſsliche Bedingung einer klugen Haushaltung iſt.

§. 44.

Eine kluge Haushaltung fordert einen zum Grunde liegenden Plan.

Jedes Verhalten, worin Klugheit als Merkmal vorkommen soll, mufs nach einem wohl überlegten Plane und nach sicheren Grundsätzen eingerichtet werden, oder es ist ein Handeln aufs Gerадewohl; folglich mufs auch die Haushaltung einen Plan zum Grunde liegen haben, der die vielerley Theile, aus denen sie bestehet, nach gewissen Regeln bestimmt, mit einander verbindet und die schicklichsten, zum Zwecke führenden Mittel richtig coordinirt und einander unterordnet.

Um aber einen solchen Plan entwerfen und befolgen zu können, dazu gehört vor allen Dingen eine vollständige Kenntnifs seines Hauswesens, d. i. eine genaue Kenntnifs seiner Kräfte, die in Thätigkeit gesetzt werden sollen; eine genaue Kenntnifs der Mittel, die zur Erreichung der Haupt- und Nebenzwecke des Haushalts führen, und eine genaue Berechnung des Aufwandes, der unvermeidlich ist, so wie des wahrscheinlichen Gewinnes, der durch Betriebsamkeit erzwecket werden kann.

Ist der Plan entworfen, so mufs auch unabläffig an der Ausführung desselben gearbeitet, d. h. das Hauswesen mufs in Gang gebracht, und darinn erhalten werden. Dabey kommen zuvörderst folgende Regeln in Ausübung.

§. 45.

Die ersten Regeln einer klugen Haushaltung.

1) Man muſs beſtändig über alles Rechnung führen.

2) Man muſs dahin trachten, daſs nicht nur fürs Gegenwärtige, ſondern auch in der Zukunft es nicht am nöthigen Auskommen fehle. Man muſs ſich vor Verſchwendung und Geitz hüthen, wirthſchaftlich und ſparſam ſeyn.

3) Iſt eine Reform im Haushalte nöthig, ſo muſs vor allem auf Verminderung der Ausgaben gedacht werden; denn die Vermehrung der Einkünfte hat man weniger in ſeiner Gewalt.

4) Will man auf Vermehrung der Einkünfte denken, ſo iſt ernſtlich zu unterſuchen, ob man nicht das, was man bereits beſitzt, beſſer benutzen könne, als man es bisher genutzt hat. Wenn man ganz neue Mittel gebrauchen will, ſo iſt darauf zu ſehen, ob es wahrſcheinlich genug iſt, daſs man etwas dadurch gewinnen werde. Etwas zu wagen, iſt nicht wider die Klugheit; aber allzu vieles, oder allzu leichtſinnig zu wagen, iſt das gewiſſeſte Zeichen der Thorheit.

§. 46.

Ueber die Rechnung in der Haushaltung.

Man verleget sich ein *Ausgabe- und Einnahme-Buch*, worein man Tag vor Tag einschreibt, was am baaren Gelde ausgegeben und eingenommen worden ist. Da uns das Gedächtniss öfters trügt, so giebt man kein Geld eher aus den Händen, und leget kein eingenommenes Geld eher weg, bis man es in diess Buch eingetragen hat. Der Hausvater kann sich diess Geschäft erleichtern, wenn er die kleinern Ausgaben für die Wirthschaft in ein besonderes Buch einträgt, oder eintragen lässt, und alsdann am Ende jeder Woche die Summe des ausgegebenen Geldes in das Hauptbuch hinüber nimmt.

Ein *Hauptbuch* ist neben dem Wirthschafts-Rechnungsbuche, besonders in grössern Haushaltungen, nothwendig. Man bestimmt in einem solchen Hauptbuche für die Ausgaben und Einnahmen einen verhältnissmässigen Theil des Buches, und bringt beyde unter gewisse Rubriken. Für die Einnahme z. B. folgende: 1) *Besoldung.* 2) *Zinsen von Kapitalien.* 3) *Für abgesetzte Waaren.* 4) *vermischte und ausserordentliche Einnahmen.* Für die Ausgaben: 1) *Wohnung und Möbeln*, nebst Küchen- Keller- Hof- und Garten-Geräth. 2) *Kleider*, nebst Leinen- Tisch- und Bettzeig und Waschkosten. 3) *Holz*, Licht, Brennöhl. 4) *Speisungskosten*, nebst Materialwaaren. 5) *vermischte* und *ausserordentliche Ausgaben*, z. B. Baukosten, Rei-

ſen, Geſchenke, Krankheiten u. ſ. w. 6) Materialien zum Verarbeiten u. ſ. w.

So wie eine Seite des Buches vollgeſchrieben iſt, wird ſie zuſammen gerechnet, und die Summe auf die folgende Seite eingeſchrieben. Am Ende eines Monats ziehet man wieder die Summe ſowohl der Einnahme, als der Ausgabe aus.

Mit einem ſolchen *Rechnungsbuche* kann man auch ein *Gedenkbuch* verbinden.

§. 47.

Gedenkbuch in der Haushaltung.

In das *Gedenkbuch* (memoriale oder manuale) ſchreibt man alles ein, was man ſonſt im Gedächtniſſe behalten müſste, nämlich: 1) Alles, was man *verborgt*, wobey man den Tag aufzeichnet, an welchem es geſchieht, den Namen und Ort des Aufenthalts deſſen, welcher borgt mit dem Worte: *Soll* oder Debet; ſodann den Betrag des Verborgten, und auch die beſondern Umſtände, welche etwa dabey zu bemerken ſind. Wird das Geld nachher bezahlt, ſo durchſtreicht man die ganze Note, ſchreibt darunter *Bezahlt*; und trägt dieſs in das Ausgabe- und Einnahmebuch ein. 2) Alles, was man auf Borg empfängt, ebenfalls mit Anzeige des Tages, des Namens u. ſ. f. und mit dem Zuſatz: *Soll haben* oder credit. Wenn man die Schuld bezahlt, ſtreicht man es durch, ſchreibt darunter *Bezahlt*, und trägt es in ſein Ausgabebuch ein. Der Bequemlichkeit wegen, wird das Gedenkbuch paginirt und mit einem Regiſter verſehen.

§. 48.

Nutzen des Rechnungs- und Gedenkbuches in der Haushaltung.

Mit Hülfe dieser Bücher wird man jederzeit *einen richtigen Ueberschlag seiner Einnahme und Ausgabe* machen, und sich in *beständiger Bekanntschaft mit seinem Vermögenszustande* erhalten können, welches der Grund einer klugen Haushaltung ist. Denn es ist nicht genug, daſs man Güter zu *erwerben* verstehe, man muſs sie auch wissen zu *erhalten*; und hierauf beruhet das zweyte Stück der Haushaltungskunst, nämlich: *Wirthschaftlichkeit* und *Sparsamkeit.*

§. 49.

Von der Wirthschaftlichkeit und Sparsamkeit in der Haushaltung.

Diese Tugenden sind weit schwerer zu üben, als eine des Fleiſses und der Betriebsamkeit, und es nützen diese letztern ohne die erstern nichts. Nicht Fleiſs, sondern Sparsamkeit ist die unmittelbare Ursache der Vermehrung des Vermögens. Der Fleiſs schafft freylich das herbey, was die Sparsamkeit aufhäuft; aber jener möchte immerhin erwerben; es würde doch nie ein Kapital entstehen, wenn diese nicht etwas davon zurück behielte.

Die *Verschwendung* hat ihren Grund in der Begierde nach gegenwärtigem Genuſs, oder in *sinnlichen Begierden.* Der Verschwender giebt

Geld und Güter für *Vergnügungen* hin, womit er doch die *Bedürfnisse* und *Nothwendigkeiten* des Lebens bestreiten sollte. Er macht unnöthigen Aufwand im Essen und Trinken, in der Kleidung, im Hausgeräthe u. s. f. und setzet sich dadurch bald aufser Stand, das *Nöthige* anschaffen zu können. Kaufe nur, sagt *Franklin*, was du nicht nöthig hast, so wirst du bald verkaufen müssen, was dir unentbehrlich ist. Wer Eitelkeit zum Mittagsessen hat, bekommt Verachtung zum Abendbrot.

Stets *weniger ausgeben*, *als man einnimmt*, darinn liegt das ganze Geheimnifs der Sparsamkeit. Die Einnahme läfst sich nicht nach der Ausgabe einrichten, wohl aber die Ausgabe nach der Einnahme, und letztere mufs geschehen, wenn die Wirthschaft nicht zu Grunde gehen soll.

Wer bestimmte und gewisse Einnahmen hat, der kann leicht berechnen, wie viel nach Abzug der nothwendigen Ausgaben zu seinen *Vergnügungen* und als *Nothpfennig* übrig bleibt. Man mufs überhaupt *drey Pfennige* haben: einen *Zehrpfennig*, einen *Nothpfennig* und einen *Ehrenpfennig*. Sind aber die Einnahmen blofs zufällig, so mufs man den Anschlag der Ausgaben nach dem *geringsten wahrscheinlichen* Betrage der Einkünfte machen. Der kluge Haushälter beobachtet eine genaue Rangordnung unter den Artikeln der Ausgabe, und unterscheidet die nothwendigen von den weniger nothwendigen. In dieser Rangordnung stehen Leben und Gesundheit oben an; also gehet die Ausgabe für gesunde und bis zur Sättigung hinreichende Kost allem andern vor. Dann fol-

gen: nothwendige Bedeckung durch Kleider und Schutz durch Wohnung; das Unentbehrliche zur Erziehung der Kinder; Lohn der Arbeiter; Abgaben an den Staat; Unterſtützung der Nothleidenden; Aufwand für Vergnügen.

Uebrigens iſt der Vermögens-Zuſtand der eigentliche Maaſsſtab der Bedürfniſſe; daher ergeben ſich für den Reichen mehrere Bedürfniſſe, auch Verpflichtungen zum gröſsern Aufwande, als für den Armen.

§. 50.
Von der nothwendigen Aufſicht im Hauſe.

Die Befolgung des Planes einer Haushaltung hat noch eine Bedingung, die wir nicht mit Stillſchweigen übergehen dürfen; ſie iſt folgende:

Im Hauſe muſs Jemand ſeyn, der die Aufſicht über alles und Autorität genug hat, den Willen der Hausgenoſſen zweckmäſſig zu lenken, die Arbeiten gehörig zu vertheilen, Vergehungen zu verhüthen, Fehler zu beſtrafen, *Eintracht* überall zu erhalten, aller *Untreue* vorzubeugen.

Fehlet ein ſolcher Regent im Hauſe, dann reiſſet bald Unordnung ein, die Geſchäfte durchkreuzen ſich, werden nur halb, viele gar nicht verrichtet; es herrſchet nicht Einheit des Willens, es iſt wirkliche Anarchie vorhanden, und Zerrüttung des ganzen Hauſes iſt unvermeidlich.

§. 51.
Eheliche Verbindung.

Die Haushaltungskunſt wäre unvollſtändig, wenn man darinn nicht auch von der *ehelichen*

Freund-

Freundschaft handelte. Selbst der Schöpfer gab dem ersten Mann ein Weib zur Gehülfinn, und belehrte dadurch dessen Nachkommen, wo sie vorzüglich Hülfe suchen sollten. Die erste Regel, die in Ansehung des Heurathens die Klugheit giebt, ist:

Man wähle nicht eher, als bis man wahrscheinlich auf die vortheilhafteste Art wählen kann, lasse sich aber niemals zu dieser Wahl durch merkantilische Beweggründe, durch blosse Sinnlichkeit, durch Mode, oft bloss durch Umstände bestimmen, sondern man folge den Gründen der Vernunft und der Stimme des Herzens.

Diese Regel bedarf eines Commentars, und diesen wollen wir im gegenwärtigen § geben.

Der Zeitpunkt, wo man am vortheilhaftesten eine Gattinn wählen kann, ist der, wo man 1stens im Stande ist, die Person, mit der man durchs Leben wallen soll, richtig zu beurtheilen, sowohl in Ansehung ihrer physischen, als moralischen Eigenschaften; wo man 2tens in einem Alter sich befindet, das über die völlige Ausbildung des Körpers und die erforderliche Seelenbildung keinen Zweifel übrig läfst; wo man 3tens vermögend ist, das Weib seines Herzens und die Früchte der ehelichen Liebe mit den nöthigen Aufsendingen zu versorgen, also schon der Mann ist, der, wie man sagt, seinen eigenen Heerd hat; wo man 4tens nicht nothgedrungen ist, bey seiner Wahl auf Nebenabsichten und Umstände Rücksicht zu nehmen, sondern frey und unabhängig handeln kann.

Man ſoll ſich nicht durch merkantiliſche Beweggründe, nicht durch bloſse Sinnlichkeit, nicht durch Nebenumſtände zur Wahl einer Gattinn beſtimmen laſſen, heiſst:

1) Man ſoll nicht ein Weib ſuchen, das durch ihr Vermögen ihren Mann nährt; nicht darum heurathen, um der Mühe überhoben zu ſeyn, ſelbſt zu erwerben. Dieſe niedrige Denkart ſo vieler Männer wird billig mit herrſchſüchtigen, kapriziöſen, polternden und unerträglichen Weibern geſtraft.

2) Man ſoll nicht bloſs deſswegen heurathen, um ſeinen zerrütteten Finanzen aufzuhelfen.

3) Man ſoll nicht zur Ehe ſchreiten, aus dem einzigen Grunde, um vermittelſt ſeines Weibes ſich auf einen höhern Poſten zu ſchwingen, oder ein Amt zu erhalten.

4) Man ſoll nicht ſein einziges Augenmerk auf Schönheit richten. In eben dem Maaſse, in welchem die *Hautſchönheit* der Gattinn den Mann zu blenden aufhört, werden die *Häſslichkeiten ihrer Seele* ihm ſichtbarer und empfindlicher.

5) Man ſoll nicht um der Mode willen eine Frau nehmen. Solche Wahlen ſind bald getroffen; aber die Reue folget ihnen auf dem Fuſse nach.

6) Auch ſoll man nicht aus dem einzigen Beweggrunde Gatte werden, um an ſeinem Weibe einen *guten* und *ſichern Dienſtbothen* zu erhalten, der ſich allen Dienſten unterziehet, ſich alles pflichtmäſsig gefallen laſſen muſs,

ohne den Dienst auffagen zu können. Ein solches Weib findet sich ohne viele Mühe; aber es füllet das Herz des Mannes nicht aus, und es giebt eine Ehe ohne Liebe.

§. 52.

Klugheitsregeln beym Heurathen.

Vor allen Dingen wird zu einer glücklichen Ehe *Gesundheit* und *Unschuld* erfordert. Beyde Gatten müssen ferner diejenigen *Eigenschaften des Verstandes* und *Herzens* besitzen, welche zu einem freundschaftlichen und angenehmen Umgange beytragen. In dieser Hinsicht ist es nöthig, daſs sich beyde vor ihrer Verbindung von dieser Seite genau zu lernen suchen, und daſs Jeder sich öfters in der Stille die Frage vorlegt, ob er wohl auch mit einer Person seines Geschlechts, von diesem Charakter und von dieser Denkungsart täglich und stündlich umgehen möge, ohne ihrer überdrüſsig zu werden. Beyde Gatten müssen endlich *geschickt* und *geneigt* seyn, die *Pflichten des Hausstandes treu zu erfüllen.* Der Mann muſs seinem Beruf gewachsen seyn, die Frau muſs die häusliche Wirthschaft verstehen, und jeder an seinem Theile muſs den Pflichten, welche ihm dieser Beruf auflegt, mit Sorgfalt ein Genüge thun.

Hieraus ergiebt sich nun, worauf der junge Mann bey seiner Wahl zu sehen, und was er selbst zu thun habe, um in der Ehe glücklich zu seyn.

1) Er prüfe sich zuerst unpartheyisch, ob er jene, zur ehelichen Glückseligkeit noth-

wendigen Eigenschaften selbst besitze. Fehlt es ihm an dem ersten und wesentlichen Erfordernifs, an der Gesundheit, so sündigt er nicht nur an sich selbst, wenn er heurathet, indem er seinen Tod dadurch beschleuniget; sondern er versündiget sich auch an der unschuldigen Gattinn und der zu erwartenden Nachkommenschaft. Wenigstens darf ein solcher nicht ohne Nachfrage bey einem verständigen Arzte diesen wichtigen Schritt thun; denn einige Krankheiten sind allerdings von der Art, dafs die Ehe selbst als das beste Heilmittel dawider angesehen wird.

2) Er prüfe sich, ob etwa nicht grobe sittliche Fehler seinem Charakter ankleben, z. B. Neigung zum Trunke, Wollüstigkeit u. s. w. Ist diefs der Fall, so ziehe er sogleich gegen sie zu Felde, lege sie ab, ehe er noch aufser sich eine Familie damit unglücklich macht. Ueberhaupt ist es eine unumstöfsliche Wahrheit: der Mann, welcher mit sich selbst nicht zufrieden und in sich selbst nicht ruhig und glücklich ist, der kann auch mit Andern, und Andere können in Verbindung mit ihm, nicht glücklich leben. Die Selbstprüfung und Selbstkenntnifs hat aufs ganze Leben, und insbesondere auf den Ehestand eine heilsame Wirkung; sie ist nicht nur ein Mittel zur eigenen Besserung, sondern sie lehret uns

auch, Nachficht und Geduld mit den Schwachheiten Anderer zu haben.

Ift man mit diefer Prüfung zu Stande gekommen, und hat man fich überzeugt, dafs man eine Gattinn glücklich machen kann, fo fehe man fich nach einer Perfon um, welche die Eigenfchaften befitzt, von denen fich errathen läfst, dafs fie uns beglücken werden. Man habe zu diefem Ende nachftehende Regeln vor Augen:

1) Wähle eine Perfon, die dir am Stande, an Herkunft, an Vermögen, Alter, Leibesbefchaffenheit, Religion und Gemüthsart eben nicht ungleich ift. Si vis nubere, nube pari. Ehen, die in Anfehung des *Standes* und der *Herkunft* ungleich find, find äufserft felten zufriedene Ehen. Es ift ein Wunder, wenn das vornehme Weib ihre Superiorität nicht den minder vornehmen Gatten empfinden läfst, und nur gar zu oft gefchieht es, dafs das von gemeinem Stande herrührende Weib ihren Abftand von dem Manne einer glänzenden Herkunft fühlen mufs, zu gefchweigen, dafs Freunde und Verwandten auf folche Ehen die wenigftenmale gut zu fprechen find. Alles Quellen von Zwietracht und Uneinigkeit. Nicht minder bedenklich ift es, bey Mangel an eigenem Vermögen eine *reiche Frau* zu heurathen, es wäre denn, man hätte ihr ein Aequivalent, das ihrem Reichthum das Gegengewicht halte, als etwa Charakter, Rang, Anfehen u. dgl. anzu-

bieten; oder man wäre moralisch gewiſs, daſs die reiche Gattinn *Vernunft*, *Tugend* und *Edelmuth* genug besitze, um nicht besorgen zu dürfen, sie werde sich Vorwürfe erlauben, und über den Mann herrschen wollen. Der alte *Sirach* hat schon gesagt: „Wenn das Weib den Mann reich macht, so ist da eitel Hader, Verachtung und groſse Schmach" (Kap. V. 28. 29.); und *Juvenal* schreibt: Intolerabilius nihil est, quam fœmina dives. Weit sicherer gehet man, wenn man eine Person wählt, welche die unschätzbare Tugend besitzt, durch Sparsamkeit und gute Wirthschaft unsern Wohlstand zu verbessern und Vermögen zusammen zu bringen. Auf jeden Fall ist es rathsam, daſs der Mann, der eine reiche Frau genommen hat, zeige, er bedürfe ihres Reichthums zu seiner Erhaltung nicht, daſs er ihr zugebrachtes Vermögen unangetastet lasse, und die Nothwendigkeiten des Hauswesens von seinem eigenen Erwerbe bestreite. — Ich muſs aufrichtig bekennen, daſs ich den Mann eben nicht gar sehr achte, der da von dem Vermögen seines Weibes sich gütlich thun will. Nach meiner Ueberzeugung ist es des Mannes Sache, Brot in's Haus zu schaffen, die Seinigen standesmäſsig zu nähren. Kann man das nicht, so leiste man Verzicht aufs Heurathen; oder man ist auſſerdem ein kleiner, sich wegwerfen-

der Menſch, der in den Augen jedes Vernünftigen verlieren muſs, der ſelbſt in den Augen ſeines Weibes auf wahre Achtung und das Anſehen des Hausvaters keine Anſprüche machen kann. Recht widerfährt ſolchen Halbmännern, wenn ſie über lang oder kurz dafür büſsen, und in jedem Blicke, jeder Miene, in jedem Laute ihrer Frauen den Vorwurf leſen müſſen, daſs ſie keine Männer ſind, wenn ſie regiert und verſpottet werden.

Auffallende Ungleichheit des *Alters* verſpricht keine glückliche Ehe; ſie macht jene *wechſelſeitige* Liebe unmöglich, welche den Grund zur ehelichen Freundſchaft legen muſs. Auffallend ungleich aber ſind Ehen in Anſehung des Alters, wenn z. B. Winter und Frühling, 60 Jahre zu 16 Jahren, kommen. Was die *Leibesbeſchaffenheit* betrifft, ſo wollen wir hier nur ſo viel anmerken, daſs in dieſem Stücke bey beyden Gatten keine zu groſse Differenz Statt finde. Ein *Herkules* paſst nicht für eine *Pſyche*, und eine *Grazie* ſticht zu ſehr ab an der Seite eines *Cyklopen*. Die Gattinn ſoll die Hälfte des Mannes ſeyn; unſchicklich iſt es alſo, wenn ſie das Viertel oder gar Sechstel von ihm ausmacht, und ſo umgekehrt. *Körperliche Schönheit* iſt gemeiniglich das Erſte, was Liebe erregt, was ſie nach der Einrichtung der Natur auch erregen muſs, und ihrer Abſicht nach erre-

gen soll. Denn von starken, gesunden und schönen Eltern werden in der Regel auch Kinder gezeugt, die ihnen gleichen, und eben das ist es, was die Natur will; sie hat es darauf angelegt, zu verhüthen, daſs das Menschengeschlecht von seiner körperlichen Vollkommenheit nicht verliere. Aber was ist *Schönheit*? — *Gesundheit* und *blühende Jugend* machen in Beziehung auf diesen Zweck das Wesentliche der Schönheit aus, und für den vernünftigen Mann gehören noch dazu die *Züge einer edlen Seele*, der Ausdruck eines wohlwollenden Herzens in Augen und Mienen. Alles Andere beruhet auf Einbildung, oder es darf wenigstens gegen die übrigen Eigenschaften einer guten Ehefrau nicht in Anschlag kommen. — Bedenklich ist es, wenn Personen heurathen, die von *verschiedener Religion* sind. Ehegatten sind nur dann glücklich, wenn sie gleichsam ein *Herz*, ein *Sinn* sind; dieses aber findet bey Verschiedenheit der Religion nicht leicht Statt. Ein Theil ist um den andern besorgt, und oft verdammet ein Theil den andern, sucht zu bekehren, und zürnet, wenn es mit dem Bekehrungs-Geschäfte nicht glücken will. Auch hat diese Verschiedenheit oft nachtheiligen Einfluſs auf die Kinder. Es entstehen Zweifel, Besorgnisse, Widersprüche, Uneinigkeit der Gemüther, Zank und

Zwietracht. — Ein wesentliches Erforderniss einer glücklichen Ehe ist *Gleichheit der Gemüther*; denn vergebens suchet man Sinnes- und Herzenseinheit da, wo Empfindungen, Grundsätze und Maximen, Wünsche und Neigungen einander entgegengesetzt sind. Zwang, Verstellung können hier wohl Manches hervorbringen. Aber was ist das für eine Ehe, wo immer ein Theil im Zwange und in Verstellung leben muss! Diese *Gleichheit der Gemüther* fordert indessen nicht, dass beyde Eheleute von *ganz gleichen Charakteren* seyn sollen, welches nicht einmal möglich ist; genug ist es, wenn die Gemüther nur mit einander nicht *contrastiren*, einander nicht contradictorisch entgegengesetzt sind. *Vernunft*, *Tugend* und *Liebe* werden in diesem Falle schon Einheit des Willens hervorbringen, und diess sind die Eigenschaften, auf welche zuvörderst jeder Ehelustige sehen soll. — — Wir kommen zur zweyten Regel.

2) Mache dir nicht ein zu hohes Ideal von deiner zukünftigen Frau. Frage dich selbst, wie viele Fehler und Schwächen sie dir zu vergeben haben wird, und mache dich dann gefasst, eben die Billigkeit und Nachsicht gegen sie zu beweisen.

3) Suche ein Weib, die Verstand und ein unverdorbenes Herz hat. Hat sie das letztere nicht, so helfen ihr Bildung, Geschicklichkeit und Talente nichts. Ist sie aber

frey von modesüchtiger Eitelkeit, Stolz und Koketterie, von menschenfeindlichen Gesinnungen, von Eigensinn und Geitz; liebt sie Reinlichkeit und Ordnung; hat sie schnelles und richtiges Gefühl des Guten und Schönen ohne Empfindeley: so bist du hernach selbst Schuld, wenn ihr nicht beyde, während der ersten feurigsten Liebe, den Grund zur stets währenden Seelenharmonie leget.

4) Lasse dich bey der Wahl deiner Gattinn nicht von Liebe allein, sondern auch von der Vernunft leiten; subordinire jene dieser; denn Liebe, wenn man ihr zu viel einräumt, macht trunken, macht physisch und moralisch blind, folglich zu unpartheyischer Prüfung des Gegenstandes ganz und gar unfähig.

5) Willst du eine Person beobachten und prüfen, ob sie sich zu deiner Gattinn schicke, so verberge diese Absicht so gut und so lange, als du kannst. Beweise ihr nicht mehr Höflichkeit im Umgange als jeder andern, und scheine nicht besonders auf sie aufmerksam zu seyn. Schlauheit und Verstellungskunst ist dem weiblichen Geschlechte besonders eigen, und man verfehlt gewiss seinen Zweck, wenn man ihn offen zur Schau trägt.

6) Um hier nicht getäuscht zu werden, studiere vor allen Dingen die *Mutter*. Beobachte sie bey jeder Gelegenheit, in jeder

Verbindung von Umständen, vorzüglich aber in ihrer Benehmungsart gegen ihren Mann. Gewöhnlich sind Töchter die Copien ihrer Mütter. Der Charakter der Mutter ist insgemein auch der Charakter der Töchter.

7) Bey der Auswahl einer Gattinn bediene dich keiner *Mittelperson*, sondern gehe hin, siehe selbst, überzeuge dich selbst.

8) Wähle nie, wenn du nicht ganz abhängig von dir selbst bist, ohne oder gegen den Willen deiner Eltern, Verwandten, Vorgesetzten, nie ohne verständige Freunde zu Rathe gezogen zu haben.

9) Hast du einmal dein Wort gegeben, so halte es heilig, ausser es ergäben sich Umstände, die du nicht vorhersehen konntest, und die den Vertrag null und nichtig machen.

10) Hat ein Frauenzimmer ein gutes Herz, Verstand, Tugend und noch dazu Vermögen, so ist sie eine Perle, die man nicht immer findet.

§. 53.

Klugheitsregeln im Brautstande.

Die Zeit von der Verlobung an, bis zur priesterlichen Einsegnung, nenne ich den *Brautstand*. Zu keiner Zeit pflegt die Verleumdung, Ohrenbläserey und Klätscherey geschäftiger zu seyn, als gerade in diesem Zwischenraum. Man waffne sich daher mit Standhaftigkeit, und verachte derglei-

chen Geſchwätz. Aber man ſuche eben deſshalb dieſe Periode ſo viel als möglich abzukürzen; denn wenn die Ehe wirklich vollzogen iſt, ſo hört ſolches Gerede von ſelbſt auf. Auch hat die Verlängerung des Brautſtandes noch einen anderen Nachtheil: Die Verlobten werden durch den langen Umgang allzuvertraut mit einander, welche Vertraulichkeit leicht zu tadelhaften und unklugen Schritten verleitet; auch iſt es möglich, daſs der Bräutigam vor der Trauung ſtirbt. — Ueberhaupt erfordert der Umgang zwiſchen Verlobten einen gewiſſen Anſtand, der nie die Schranken der gegenſeitigen Hochachtung überſchreitet. Verletzung dieſes Anſtandes legt den Grund zur Gleichgültigkeit in der Ehe. Die überſüſſe Zärtlichkeit, die faden Tändeleyen ſchicken ſich am wenigſten in öffentlichen Geſellſchaften, und Verlobte ſpielen da nicht ſelten, ohne daſs ſie es glauben, eine höchſt lächerliche Rolle, indem ſie aller Welt ihre innige Liebe glauben kund thun zu müſſen. Sie verderben ſich auch einander ſelbſt damit; denn ſie erregen überſpannte Vorſtellungen von dem in der Ehe zu erwartenden Glücke.

Eine allgemeine, an ſich nicht zu tadelnde Sitte iſt es, daſs Verlobte einander Geſchenke machen; ſie verdient aber Tadel und wird thöricht, wenn dieſer Aufwand den Vermögensumſtänden derſelben nicht angemeſſen iſt. Eine ſolche unbeſonnene Verſchwendung herrſchet auch öfter bey der Ausrichtung der *Hochzeit*. Es werden da nicht ſelten Summen aufgeopfert, womit das neue Ehepaar ſeine Wirthſchaft hätte einrichten, oder we-

nigſtens einige Zeit haushalten können. Wer klug iſt, meidet ſolche Thorheiten.

§. 54.

Klugheitsregeln im Eheſtande ſelbſt.

1) Man ſetze nie gegen einander jene Höflichkeit aus den Augen, die ſehr wohl mit Vertraulichkeit beſtehen mag, und die den Mann von feiner Erziehung bezeichnet. Ohne ſich fremd zu werden, ſorge man doch dafür, daſs man durch oft wiederholte Geſpräche über dieſelben Gegenſtände nicht langweilig ſey, daſs man ſich nicht ſo auswendig lerne, daſs jedes Geſpräch der Eheleute unter vier Augen läſtig ſcheint, und man ſich nach fremder Unterhaltung ſehnt.

2) Man erfülle nach einem feſten Plane alle ſeine Pflichten wo möglich ſo, daſs man darinn alle ſeine Bekannten übertreffe, und man wird auf die möglichſte Hochachtung Anſpruch machen können. Wenn du willſt, daſs deine Frau dich unter allen Menſchen am mehreſten lieben und ehren ſoll; ſo verlaſſe dich nicht darauf, daſs ſie dir's bey der Trauung verſprochen hat, ſondern darauf, daſs du alle Kräfte aufbieteſt, beſſer zu ſeyn, als Andere.

3) Iſt dir eine würdige Gattinn zu Theil geworden, ſo halte ſie in Ehren, und laſſe ſie in deiner aufrichtigen Hochſchätzung und Liebe den Lohn ihrer Tugend finden.

4) Um die Tugend deines Weibes keiner Gefahr auszusetzen, halte sie vor allem Umgange mit unmoralischen Menschen, vorzüglich Weibern, entfernt.

5) Quäle sie nicht mit thörichter Eifersucht; vermeide aber auch jeden Anlaſs zur Erregung der ihrigen.

6) In der Ehe soll Friede herrschen. Man muſs also alles vermeiden, was die Eintracht stören, und alles thun, was sie befördern kann. Hiezu wird hauptsächlich *gegenseitige Hochachtung* erfordert, deren Mangel die gemeinste Quelle von Uneinigkeiten ist. Allzugrosse Familiarität, Sorglosigkeit im Anzuge, Schmutz und Unreinigkeit in der Kleidung, am Körper, in seinen Sachen; rauher, unhöflicher Ton bey seinen Forderungen, — das sind theils Ursachen, theils Zeichen von der Abnahme der Achtung. Man zeige dagegen in Mienen, Ton und Ausdruck, selbst bey Tadel und Verweisen, immer eine gewisse Schonung und Werthschätzung, durch ein freundliches, liebreiches und höfliches Wesen. Ernst, und nöthigenfalls auch Strenge kann ohne Grobheit sehr wohl bestehen.

7) Gegen Schwachheiten und Fehler des Andern muſs man nicht *allzuempfindlich* seyn, Kleinigkeiten lieber ganz übersehen, und thun, als ob man sie nicht merkte; denn nichts ist unleidlicher, als ein beständiges Kriteln, Knurren und Poltern.

8) Eines fuche das Andere mit *Klugheit* von feinen *Fehlern zu entwöhnen*, durch Vorftellung des Nutzens auf der einen und des Schadens auf der andern Seite, durch Benehmung der Gelegenheit, durch ein gutes Beyfpiel.

9) Man hüthe fich vor *Eigenfinn*, der auf Forderungen oder Weigerungen beharret, ohne Gründe zu haben oder anzugeben. Eines lerne dem Andern *nachgeben*, insbefondere das Weib dem Mann, felbft dann, wenn er Unrecht hat; er wird diefen Edelmuth fühlen, und bey erfter Gelegenheit eine gleiche Nachficht beweifen.

10) Eheleute follen mit dem reinften Vertrauen zufammen halten, und nicht dulden, dafs Verwandte, oder Fremde, fich in ihre häuslichen Angelegenheiten mifchen, und durch Klätfcherey und Zuträgerey den Frieden ftören. In Dingen, welche den guten Namen des Gatten angehen, oder auf Geringfchätzung, Unterdrückung und Demüthigung desfelben abzielen, mufs der Gatte von keines Andern Einflufs fich leiten laffen. Aus demfelben Grunde und um feiner eigenen Ehre willen darf man fich nicht erlauben, hinter dem Rücken feines Gatten gegen Andere nachtheilig von ihm zu fprechen, fondern man mufs vielmehr feine gute Seite rühmen und das Lobenswerthe an ihm auffuchen.

11) Gatten müffen einander mit *Gefälligkeit* zuvorkommen, einander unaufgefordert angenehme Dienfte erweifen; ein folches Betra-

gen wird ihre Herzen immer fester und inniger verbinden.

12) Gute Hauswirthschaft ist eines der nothwendigsten Stücke zur ehelichen Glückseligkeit. Einem einzelnen Menschen ist alles leicht zu ertragen, Noth, Mangel, Demüthigung, Zurücksetzung; am Ende stehet ihm, wenn er gesunde Arme hat, die ganze Welt offen; aber wenn schlechte Haushaltung den Ehemann und Vater in Armuth gestürzt hat, und er nun den Blick umher wirft auf die Personen seiner Familie, die von ihm Unterhalt, Nahrung, Wartung, Erziehung, Vergnügen fordern: wenn er dann oft nicht weiss, woher er auf Morgen Brot nehmen, wovon er sie kleiden soll; oder wenn seine bürgerliche Ehre, seine Beförderung, die Versorgung seiner Kinder davon abhängt, dass er mit den Seinigen in einem gewissen anständigen Aufzuge, vielleicht gar mit einigem Glanze erscheine, und es doch von allen Seiten dazu fehlt; wenn Schulden gezahlt werden sollen, und doch nicht gezahlt werden können, mithin Glück, Ehre und Reputation auf dem Spiele stehen, dann fallen böse Launen, Krankheiten des Leibes und der Seele den Unglücklichen an, und oft ergreift ihn Verzweiflung, Weib und Kinder machen ihm Vorwürfe. Er siehet sich zurückgesetzt und verachtet; das Leben ist ihm eine Hölle; das Glück der Ehe ist verschwunden. Oft gerathen solche Gatten

in

in Ausschweifungen, werden oft Verbrecher, deren sich die Gerichte versichern. Die Kinder bleiben ungebildet, und werden ein Ball des Schicksals.

§. 55.

Klugheitsregeln für Männer, denen in der Ehe kein glückliches Loos gefallen.

Bey aller Klugheit, die man anwendet, kann es doch geschehen, dass man eine Person zur Gefährtinn bekommt, die nicht alle die Eigenschaften besitzt, die eine glückliche Ehe machen, ja an der sich selbst Fehler von Bedeutung entdecken. In einem solchen Falle ist abermals ein kluges Benehmen nothwendig. Wir wollen in dieser Hinsicht einige Regeln mittheilen.

1) Fehlt es deiner Gattinn an einem empfindsamen und guten Herzen, so musst du in deinem Betragen *überhaupt*, besonders aber *gegen sie* Freundlichkeit, Sanftmuth, Milde und zuvorkommende Gefälligkeit herrschen lassen, und in ihrer Gegenwart Handlungen des Wohlwollens so viel als thunlich üben, und dein Vergnügen darüber bemerkbar machen. Oft werden durch dieses Mittel unempfindsame Herzen gerührt, und theilnehmend.

2) Mangelt es deiner Gattinn am ausgebildeten Verstande, an Pflichterkenntniss, an Kenntniss ihrer selbst und ihres Berufes, hat sie unrichtige Begriffe und Vorurtheile, so sorge dafür, ihr den nöthigen Unterricht auf eine liebvolle Art mitzutheilen.

3) Wenn dir das Schickſal oder eigene Thorheit ein Geſchöpf gegeben hat, das mit groſsen moraliſchen Gebrechen, oder gar mit Laſtern behaftet, dir durch Neid, Geitz, unvernünftige Eiferſucht, oder Untreue u. dgl. das Leben verbittert; ſo muſst du in ſolchen Situationen dreyerley Rückſicht nehmen; nämlich zuerſt ſolche, welche auf Beförderung deiner Ruhe abzielen; ſodann Rückſichten auf Kinder und Hausgenoſſen; und endlich auf das Publikum. Was dich ſelbſt betrifft, ſo rathet die Klugheit, wenn einmal keine Hoffnung zu Bewirkung ſittlicher Beſſerung da iſt, ſich nicht mit Klagen, Vorwürfen und Zänkereyen aufzuhalten, ſondern in der Stille ſolche kräftige Gegenmittel zu wählen, die Vernunft, Rechtſchaffenheit und Ehrgefühl billigen. Entwirf reiflich und mit möglichſt kaltem Blute deinen Plan. Ueberlege wohl, wie du deinen Zuſtand leidlich machen könneſt. Erniedrige dich aber nie ſo weit, daſs du dich zu groben Behandlungen verleiten lieſseſt; ſonſt haſt du ſchon zur Hälfte unrecht. Erfülle endlich um ſo treuer deine Pflichten, je öfter dein Weib dieſelben übertritt. Auf dieſe Art wird dein Gewiſſen beruhigt ſeyn, und mit einem ruhigen Gewiſſen läſst ſich alles, auch das Aergſte ertragen. In Betracht deiner Kinder, des Hausgeſindes und des Publikums aber vermeide alles Aufſehen. Laſse, wo möglich, dein Unglück nicht ruchbar wer-

den. Wenn Uneinigkeit unter Eheleuten herrſcht, ſo werden die Kinder immer ſchlecht erzogen. Iſt dieſe Uneinigkeit alſo nicht zu verbergen, ſo überlaſſe lieber die Leitung deiner Kinder fremden Händen. In Gegenwart des Geſindes vermeide allen Zank; ſonſt entſtehen Partheyen und Klätſchereyen ohne Ende, die Sache wird ausgetragen, und du verlierſt an der Achtung deiner Mitbürger. Vertraue daher auch nicht leicht dein Unglück fremden Leuten.

4) Iſt deine Gattinn eine Verſchwenderinn, ſo führe das Hausweſen ſelbſt; gieb ihr immer weniger Geld in die Hand, und laſſe ſie die Folgen ihrer Verſchwendung dadurch empfinden, daſs du ihr bey dem Mangel, den ſie ſich durch ihre Thorheit zugezogen, aus wahrſcheinlichen Gründen der Unmöglichkeit Hülfe verſagſt.

5) Iſt ſie zur Koketterie geneigt, ſo ſchneide ihr nach und nach alle Gelegenheit ab mit Perſonen umzugehen, die ſie darinn beſtärkten. Dulde überhaupt keine *Hausfreunde*.

6) Iſt ſie der Spielſucht ergeben, ſo entziehe ſie allen Spielgeſellſchaften, und verbanne alle Karten aus deinem Hauſe.

7) Iſt ſie lau in der Religion, ſo führe Hausandachten ein, und dringe auf Beſuchung des öffentlichen Gottesdienſtes. Gehe ihr mit Beyſpielen der Religioſität vor.

8) Ist sie schmähsüchtig, verleumderisch, so entdecke ihr den Ungrund ihrer Verleumdung, beschäme sie.

So viel über unglückliche Ehen; nun noch einige interessante Fragen und Beantwortung derselben.

§. 56.

Soll der Mann oder die Frau im Hause herrschen, oder soll die Herrschaft zwischen beyde vertheilt seyn?

Der Mann hat die uralte Observanz für sich, dass man ihn als das *Oberhaupt der Familie* betrachtet, und dass seine Stimme, in besonders wichtigen und zweifelhaften Fällen entscheidet. Diess kommt ihm auch wirklich in mehr als einer Hinsicht zu. — Er ist gewöhnlich — oder sollte es doch seyn — *älter* und *erfahrner*; er übersieht das Ganze und den Zusammenhang einer Sache leichter und besser, und Festigkeit und Unerschütterlichkeit sind natürliche Züge seines Charakters. Der *Frau* dagegen fehlt es oft an Gelegenheit so viele Beobachtungen zu machen, und Erfahrungen einzusammeln, und es wird bey ihr schon eine gewisse *Biegsamkeit* und die Gabe, sich in jedes Verhältniss zu schicken, so wie die Kunst zu dulden und nachzugeben, voraus gesetzt. Zu dem allen kommt noch, dass der Mann in der Regel *Ernährer* und *Versorger*, *Beschützer* und *Vertheidiger* der Seinigen ist, und für jede Unordnung, und überhaupt für alles, was sein Hauswesen betrifft,

zunächst verantwortlich gemacht wird, Er kann also auch, wenn er sonst nicht zu den Schwachen und Kurzsichtigen gehört, unmöglich alles gut heissen und sich gefallen lassen, was ohne sein Wissen, und ohne seine Einwilligung eingerichtet wird, und er würde Unrecht thun, und grosse Schwäche verrathen, wenn er den Plan, welchen sein Verstand und sein Herz gemeinschaftlich entworfen haben, darum wieder aufgäbe, weil sich ihm die Frau, ohne jedoch seine Gründe entkräften zu können, aus blossem Eigensinn, und purer Willkühr entgegen stellte. Indessen ist damit nicht gesagt, dass der Mann sich zum *Alleinherrscher* in der Familie machen müsse, dem die Frau auch dann gehorche, wo sie nothwendig die Sache besser verstehet. Ein solcher *Despote* vom Manne wird bald die zärtliche Liebe seiner Gattin verlieren, alle Zutraulichkeit auf ihrer Seite wird verschwinden. Die Zeiten sind längst vorüber, wo das Uebergewicht an Kraft und Stärke alles beym Manne entschied; wo er, selbst roh und ungebildet, nichts als unbedingten Gehorsam von seinem Weibe forderte, und sie blofs als Mittel, nicht auch als Vernunftwesen betrachtete. Die Weiber hatten damals einen eingeschränkten Zustand; aber sie verlangten auch keinen besseren, weil sie keinen besseren kannten. Jetzt, wo unsere Begriffe und Gefühle sich so merklich erweitert und verfeinert haben, würde uns und ihnen schlecht damit gedient seyn, wenn das damalige Verhältniss noch Statt fände. Wir machen jetzt grössere Ansprüche auf ihre Bildung an Geist und Herz, *sie* können al-

ſo auch, und das mit Recht, mehr Achtung, Zärtlichkeit und Annäherung von unſerer Seite verlangen. Sie ſind *uns* Gefährtinnen, Freundinnen, Gehülfinnen geworden; auch wir *müſſen ihnen* alſo mehr Gemeinſchaft und Zutrauen beweiſen, und alles, was dem zuwider iſt, ſorgfältig vermeiden. — Wie aber könnte das beſſer und leichter geſchehen, als wenn wir ſie bey allem, was wir für nothwendig und gut in unſerer häuslichen Einrichtung halten, zu Rathe ziehen; ſie nicht zurück ſetzen und ihre Vorſchläge und gegründete Einwendungen nicht von uns weiſen. In vielen Stücken, die zum Hausweſen gehören, haben die Weiber überdieſs beſſere und gründlichere Einſichten, als wir, und da würden wir von unſerer Seite doppelt fehlen, wenn wir ſie beſchränken, oder ihren Einfluſs unwirkſam machen wollten. Iſt die Frau ſonſt vernünftig und gut, ſo wird ſie zuverläſſig unſern Gründen Gerechtigkeit widerfahren laſſen, und ſelbſt dann nach unſeren Wünſchen ſich fügen, wenn ſie auch den ihrigen entgegen ſind. — Iſt ſie es nicht, dann — ja dann ſind wir freylich gerechtfertigt, wenn wir nach unſerem beſten Wiſſen und Gewiſſen zu Werke gehen.

Aus dem allen folgt alſo die wichtige Regel: *Männer, machet nur behutſamen und vorſichtigen Gebrauch von dem euch zuſtehenden Rechte, Herren im Hauſe zu ſeyn; ſpannet die Saiten nicht zu hoch, damit ſie nicht Miſstöne angeben, oder am Ende wohl gar — ſpringen mögen.*

Kein vernünftiger Mann wird befehlen, bloſs um ſeinen Willen zu haben, oder um ſeine männ-

liche Authorität da zu zeigen, wo er wohl weiſs, daſs er keinen Widerſtand zu fürchten hat. Rathſam und klug iſt es, wenn man ſelbſt dann nur durch freundſchaftliche Vorſtellungen und Bitten zum Ziele zu kommen ſucht, wenn man ſich auch der Rechtmäſsigkeit ſeiner Abſichten bewuſst und ſicher iſt, auf eine andere Art durchdringen zu können. Wenn man ſogar bey treuen und willigen Dienſtbothen ſeine Befehle gern in Wünſche einkleidet, und nur, wenn es Noth iſt, den Herrn zeigt, wie vielmehr ſollte es dann immer geſchehen, wenn man es mit der Gefährtinn ſeines Lebens, mit der Theilnehmerinn ſeiner Freuden und Leiden, mit der Mutter ſeiner Kinder zu thun hat.

§. 57.

Wer muſs die Kaſſe haben — der Mann, oder die Frau?

In der Regel muſs der Mann, nicht nur als das Oberhaupt der Familie, ſondern auch, weil er am ſicherſten weiſs, wie hoch ſich die ganze Einnahme beläuft, die Kaſſe unter ſeiner Aufſicht haben. Seine Sorge iſt es, zu beſtimmen, wie viel auf dieſen und jenen Artikel des Hausweſens gewandt werden kann, der Frau die nöthige Summe zur Führung der Oekonomie zu übergeben, und dafür zu ſorgen, daſs alles gehörig eingetheilt werde. — Auch ſind Frauen ſelten im Stande, das en gros der Haushaltung mit der Genauigkeit und Vorſicht zu beſorgen, als Männer. Sie können die beſten Wirthinnen ſeyn, und doch, aus

Mangel einer gehörigen Ueberſicht des Ganzen, ſchwer zu beſſernde Fehler begehen. — Indeſſen können doch Fälle eintreten, wo das Ganze des Hausweſens ungemein gewinnt, wenn der Mann ſich bloſs auf das Schaffen und Verdienen einſchränkt, und Kaſſe und Ausgabe der Frau überläſst. Dieſer Fall tritt gewöhnlich da ein, wo der Mann ein *Gelehrter* iſt. Aber dann iſt auch ein *verſtändiges Weib* höchſt nothwendig; auſſerdem bleibe man lieber bey der Regel und meide die Ausnahme.

§. 58.

Iſt es nöthig, daſs der Mann klüger ſey, als die Frau?

Eine nicht unwichtige Frage! Wir wollen ſie näher beleuchten. Der Begriff von Klugheit und Vernunft wird mit allen ſeinen Relaturen und Modificationen nicht immer auf einerley Art verſtanden. Die Klugheit eines Mannes ſoll wohl von ganz anderer Art ſeyn, als die, welche man von einer Frau verlangt; und wenn nun vollends Klugheit mit Welterfahrung, oder gar mit Gelehrſamkeit verwechſelt wird, ſo wäre es Unſinn, von dieſen bey einem Geſchlechte ſo viel, als bey dem andern, voraus ſetzen zu wollen. Ein Frauenzimmer hat genug, wenn ſie Feinheit, unſchuldige Verſchlagenheit, Behutſamkeit, Witz, Duldſamkeit, Nachgiebigkeit und Geduld beſitzt; — lauter Stücke, die doch auch zur Klugheit gehören! — welche in dem Grade nicht immer das Eigenthum des männlichen Charakters ſind. Dagegen iſt bey dem Manne erforderlich, daſs er vorſchau-

ender, gefaſster bey allen Vorfällen, feſter, unerſchütterlicher, weniger den Vorurtheilen unterworfen, ausdauernder und gebildeter ſey, als das Weib. Jene Frage war aber im allgemeinen Sinne zu verſtehen, nämlich alſo: Wenn einer von beyden Theilen ſchwach, ſtumpf von Organen, und unwiſſend in manchen zum Weltleben nöthigen Kenntniſſen ſeyn ſollte, wäre es beſſer, daſs der Mann oder die Frau der ſchwächere Theil wäre? Wir antworten: Die Frau; denn die Erfahrung lehrt, daſs es in einem Hauſe, wo ein Mann von mittelmäſsigen Fähigkeiten das Regiment führt, gröſstentheils immer noch beſſer gehe, als in einem Hauſe, wo eine kluge Frau ausſchlieſslich Herr iſt.

§. 59.

Iſt es beſſer, daſs der Mann, oder daſs die Frau reich ſey?

Wenn eines ſeyn ſoll, ſo ſcheinet es beſſer zu ſeyn, der Mann ſey der reichere Theil. Gut iſt es, wenn beyde einiges Vermögen haben, um zu den Nothwendigkeiten des Lebens beytragen zu können. Soll aber die Abhängigkeit, welche doch natürlicher Weiſe daraus auf Seiten des ärmeren Theils entſteht, Statt finden; ſo iſt es der Natur gemäſser, daſs das Haupt der Familie am mehreſten zum Unterhalte beytrage. Heurathet aber ein Mann eine reiche Frau; ſo ſetze er ſich wenigſtens in den Fall, dadurch nie ihr Sklave zu werden. Aus Verabſäumung dieſer Vorſicht ſind ſo

wenig Ehen von der Art glücklich. Der Mann, dem seine Frau ein grosses Vermögen zubringt, bestrebe sich doppelt, ihr zu beweisen, dass er wenige Bedürfnisse habe, und strenge seine Kräfte um so mehr an, das zur Haushaltung Erforderliche durch eigene Betriebsamkeit herbey zu schaffen.

§. 60.

Darf ein Gatte vor dem andern Geheimnisse haben?

Wenn gleich der Regel nach wechselseitige Offenherzigkeit in der Ehe herrschen soll, so kann es doch oft erforderlich seyn, dass ein Gatte vor dem andern Geheimnisse bewahre. Freylich, da der Mann bestimmt ist, der Rathgeber seines Weibes, das Haupt der Familie seyn; da die Folgen jedes übereilten Schrittes der Gattinn auf ihn fallen, da der Staat sich nur an ihn hält; da die Verletzung der Pflichten auf Seiten der Frau schwer auf ihm liegt, und da Verschwiegenheit mehr eine männliche, als weibliche Tugend ist: so kann es wohl seltener gut seyn, wenn die Frau ohne ihres Mannes Wissen Schritte unternimmt, und dieselben vor ihm verheimlicht. Er hingegen, der oft Geheimnisse zu bewahren hat, die nicht ihm gehören, und durch deren Verbreitung er in Verlegenheit kommen kann; er, der das Ganze seines Hauswesens übersehen soll, auch vielfältig den Plan, nach welchem er handelt, nicht den schwächern Einsichten unterwerfen darf, sondern fest

und unerschüttert seinem Verstande und Herzen folgen, und das Urtheil des Volks verachten muss; er kann unmöglich immer so alles erzählen und mittheilen. — Verschiedenheit der Lagen kann aber diesen Gesichtspunkt verrücken. Es giebt Männer, die sehr übel fahren würden, wenn sie einen einzigen Schritt ohne Rath und Wissen ihrer Weiber thäten; es giebt sehr plauderhafte Herren und verschwiegene Damen. In allen diesen und ähnlichen Fällen müssen Klugheit und Redlichkeit das Verhalten beyder Theile bestimmen.

§. 61.

Klugheitsregeln in Ansehung der Erziehung der Kinder.

Nach dem Zwecke der Natur entstehet aus dem Verhältnisse der Gatten mit der Zeit ein *Verhältniss zwischen Eltern und Kindern*, welches neue Freuden, aber auch neue Pflichten, und eigene Klugheitsregeln herbey führt.

1) Dem Vater kommt es hauptsächlich zu, die Erziehung der Kinder anzuordnen, und die Mittel dazu anzuschaffen.

2) Der Mutter Sache ist es, für die körperliche Verpflegung derselben zu sorgen.

3) Vater und Mutter müssen sich schon vorher über den Plan der Erziehung vereinigen, und darinn einstimmig handeln; denn Verschiedenheit der Meinungen im Punkte der Kinderzucht veranlasset nicht nur vielfältige Zwistigkeiten zwischen den Eltern,

und ſtöret das Glück der Ehe, ſondern ſie wird auch den Kindern verderblich.

4) Beyde Eltern müſſen ſich frühzeitig die Kenntniſs von dem erwerben, was zu einer guten Erziehung gehört.

5) Schon frühe fange die Erziehung des Kindes an. Die früheſten Eindrücke ſind die bleibendſten. Der Geſundheitszuſtand, die Nahrungsmittel, die Gemüthsbewegungen der Mutter während der Schwangerſchaft und des Säugens haben auf die körperliche und geiſtige Beſchaffenheit des werdenden Kindes unbezweifelten Einfluſs. Man nehme alſo Rückſicht auf dieſen wichtigen Punkt.

§. 62.

Kurzer Unterricht von dem, was zu einer klugen Erziehung der Kinder gehört.

Unter der Erziehung verſtehen wir die Wartung (Verpflegung, Unterhaltung), Disciplin (Zucht) und Unterweiſung, nebſt der Bildung. Demzufolge iſt der Menſch Säugling, — Zögling — und Lehrling.

Wartung beſtehet in der Vorſorge der Eltern, daſs die Kinder keinen ſchädlichen Gebrauch von ihren Kräften machen.

Disciplin oder *Zucht* ändert die Thierheit in die Menſchheit um. Sie verhüthet, daſs der Menſch nicht durch ſeine thieriſchen Antriebe von ſeiner Beſtimmung, der Menſchheit, abweiche. Sie iſt der negative Theil der Erziehung. Sie unterwirft den Menſchen den Geſetzen der Menſchheit, und

fängt an, ihn den Zwang der Gesetze fühlen zu lassen. Dieses muss frühe geschehen; sonst folget der Mensch jeder Laune. Früh muss der Mensch gewöhnt werden, sich den Vorschriften der Vernunft zu unterwerfen. Wenn man ihm in der Jugend seinen Willen gelassen und ihm da nichts widerstanden hat; so behält er eine gewisse Wildheit durch sein ganzes Leben.

Unterweisung und Bildung ist der positive Theil der Erziehung. Der Mensch kann nur Mensch werden durch Erziehung. Er ist nichts, als was die Erziehung aus ihm macht. Es ist zu bemerken, dass der Mensch nur durch Menschen erzogen wird, durch Menschen, die ebenfalls erzogen sind. Daher macht auch Mangel an Disciplin und Unterweisung bey einigen Menschen sie wieder zu schlechten Erziehern ihrer Zöglinge.

Derjenige, der nicht unterwiesen, gebildet oder kultivirt worden ist, ist roh, wer nicht disciplinirt ist, ist wild. Verabsäumung der Disciplin ist ein grösseres Uebel, als Verabsäumung der Kultur; denn diese kann noch weiterhin nachgeholt werden; Wildheit aber lässt sich nicht wegbringen; ein Versehen in der Disciplin kann nie ersetzt werden.

Eltern erziehen gemeiniglich ihre Kinder nur so, dass sie in die gegenwärtige Welt, sey sie auch verderbt, passen. Sie sollen sie aber besser erziehen, damit ein zukünftiger besserer Zustand der Menschheit dadurch hervorgebracht werde.

Bey der Erziehung muss der Mensch also:

1) *disciplinirt* werden. Discipliniren heiſst ſuchen zu verhüthen, daſs die Thierheit nicht der Menſchheit, in dem einzelnen ſowohl, als geſellſchaftlichen Menſchen, zum Schaden gereiche. Disciplin iſt alſo bloſs Bezähmung der Wildheit.

2) Muſs der Menſch *kultivirt* werden. Kultur begreift unter ſich die Belehrung und die Unterweiſung. Sie iſt die Verſchaffung der Geſchicklichkeit. Dieſe iſt der Beſitz eines Vermögens, welches zu allen beliebigen Zwecken zureichend iſt. Sie beſtimmt alſo gar keine Zwecke, ſondern überläſst das nachher den Umſtänden.

3) Muſs der Menſch *klug* gemacht werden; d. i. er muſs in die menſchliche Geſellſchaft paſſen, beliebt ſeyn, und Einfluſs haben. Hierzu gehört eine gewiſſe Art von Kultur, die man *Civiliſirung* nennet.

4) Muſs er *moraliſch* gemacht werden. Der Menſch ſoll nicht bloſs zu allerley Zwecken geſchickt ſeyn, ſondern auch die Geſinnung bekommen, daſs er nur lauter gute Zwecke erwähle. Gute Zwecke ſind diejenigen, die nothwendig von Jedermann gebilliget werden, und die auch zu gleicher Zeit Jedermanns Zwecke ſeyn können.

Die Erziehung muſs bis zu der Zeit dauern, da die Natur den Menſchen ſelbſt beſtimmt hat, ſich ſelbſt zu führen, welches ungefähr um das 16—18te Jahr der Fall iſt. Nach dieſer Zeit kann man wohl noch Hülfsmittel der Kultur gebrauchen,

und eine verſteckte Disciplin ausüben, aber keine ordentliche Erziehung mehr.

Die Unterwürfigkeit des Zöglings iſt entweder *poſitiv*, da er thun muſs, was ihm vorgeſchrieben wird, weil er nicht ſelbſt urtheilen kann, und die bloſse Fähigkeit der Nachahmung noch in ihm fortdauert, oder *negativ*, da er thun muſs, was Andere wollen, wenn er will, daſs Andere ihm wieder etwas zu Gefallen thun ſollen. Bey der erſten tritt Strafe ein, bey der andern dieſs, daſs man nicht thut, was er will.

Eines der gröſseſten Probleme der Erziehung iſt, wie man die Unterwerfung unter den geſetzlichen Zwang mit der Fähigkeit, ſich ſeiner Freyheit zu bedienen, vereinigen könne? Denn Zwang iſt nöthig! Wie kultiviret man die Freyheit bey dem Zwange? Man ſoll den Zögling gewöhnen, einen Zwang ſeiner Freyheit zu dulden, und ſoll ihn ſelbſt zugleich anführen, ſeine Freyheit gut zu gebrauchen. Ohne dieſs iſt alles bloſser Mechanismus, und der der Erziehung Entlaſſene weiſs ſich ſeiner Freyheit nicht zu bedienen. Er muſs frühe den unvermeidlichen Widerſtand der Geſellſchaft fühlen, um die Schwierigkeit, ſich ſelbſt zu erhalten, zu entbehren und zu erwerben, um unabhängig zu ſeyn, kennen zu lernen.

Hier muſs man folgendes beobachten: 1) daſs man das Kind, von der erſten Kindheit an, in allen Stücken frey ſeyn laſſe, ausgenommen in den Dingen, wo es ſich ſelbſt ſchadet, wenn es nur nicht auf die Art geſchieht, daſs es der Freyheit Anderer im Wege iſt. 2) Muſs man ihm zeigen,

dafs es feine *Zwecke* nicht anders erreichen könne, als nur dadurch, dafs es andere ihre *Zwecke* auch erreichen laffe. 3) Mufs man ihm beweifen, dafs man ihm einen Zwang auflege, der es zum Gebrauche feiner eigenen Freyheit führt, dafs man es kultivire, damit es einft frey feyn könne, d. h. nicht von der Vorforge Anderer abhängen dürfe. — — Mehr über *Pädagogik* zu fagen, hieſse in die eigentliche *Erziehungs-Lehre* eingreifen.

§. 63.

Betragen der Eltern gegen ihre Kinder.

Es giebt Eltern, die, umhergetrieben in einem beftändigen Wirbel von Zerftreuungen, ihre Kinder kaum ein paar Stunden des Tages fehen, ihren Vergnügungen nachrennen, und indefs Miethlingen die Bildung ihrer Söhne und Töchter überlaffen; oder wenn diefe fchon erwachfen find, mit ihnen auf einem fo fremden, höflichen Fufs leben, als wenn fie ihnen gar nicht angehörten. Weder Moral, noch Klugheit können diefs billigen. Es giebt Andere, die von ihren Kindern eine fo fklavifche Ehrerbiethung und fo viel Rückfichten und Aufopferungen fordern, dafs durch den Zwang und den gewaltigen Abftand, der hieraus entfteht, alles Zutrauen, alle Herzensergiefsung wegfällt, fo dafs den Kindern die Stunden, welche fie an der Seite folcher Eltern hinbringen müffen, fürchterlich und langweilig vorkommen. Noch andere vergeffen, dafs Knaben auch endlich Männer wer-

den.

den. Sie behandeln ihre erwachsenen Söhne und Töchter immer noch als kleine Unmündige; gestatten ihnen nicht den geringsten freyen Willen, und trauen den Einsichten derselben nicht das mindeste zu. Das alles sollte nicht so seyn. Die *Klugheit* ertheilt daher den Rath:

Väter, erwerbet euch die Liebe euerer Kinder durch liebevolle, freundschaftliche, doch immer Ernst und Würde verrathende Behandlung derselben. Seyd mitten unter ihnen, bringet es dahin, dass sie sich nach eurem weisen und freundlichen Umgange sehnen, nichts vor euch verbergen, euch als Rathgeber und nachsichtsvolle Freunde betrachten. Doch übertreibt auch eure Liebe, eure Vertraulichkeit nicht. Seyd da streng, wo Strenge nöthig ist, und behauptet immerdar euer Ansehen.

§. 64.

Betragen der Kinder gegen ihre Eltern.

Dass Kinder ihre Eltern ehren, lieben, ihnen gehorchen sollen, diess schreibt die Moral vor. Die Klugheit räth bloss, dass, wenn Kinder wirklich Ursache haben, sich der Schwachheiten, oder gar der Laster ihrer Eltern zu schämen, sie sich bemühen sollen, diese Fehler, so viel als möglich, zu verstecken, und im äussern Umgange sollen sie nie die Ehrerbietung aus den Augen setzen, die sie in manchem Betrachte ihren Erzeugern, Erziehern und Wohlthätern schuldig sind. Segen des

Himmels und Achtung aller gutgesinnten Menschen werden sie zum Lohne empfangen. Auch müssen Kinder alle Gelegenheit vermeiden, mit Eltern in Zwistigkeit, Streit, Uneinigkeit zu gerathen. Moral und Klugheit machen ihnen hier *Nachgiebigkeit* zur Pflicht.

§. 65.

Klugheitsregeln, das Hausgesinde betreffend.

Um den Fehlern, welche aus der Lage der dienenden Volksklasse entspringen, so viel möglich abzuhelfen, muss die Herrschaft sich in dem Verhältnisse zu ihren Untergebenen betrachten, in welchem Eltern mit ihren Kindern stehen; d. h. sie muss ihnen nicht bloss Lohn und Brot geben, sondern auch für ihr Bestes, so viel sie kann, besorgt seyn. Betrachtet euer Gesinde nicht anders, als Freunde, die nicht so glücklich sind, wie ihr, und die an eure Liebe desto mehr Anspruch machen können, als sie ohne ihre Schuld in dieser Niedrigkeit sind, die sie zwingt, Andern zu dienen. Wie unbarmherzig ist es, den Unglücklichen noch unglücklicher zu machen! Sucht ihm vielmehr seinen Stand durch Liebe, Freundlichkeit und Wohlthun, durch thätige Vorsorge bey Krankheiten und andern wichtigen Vorfällen, durch Schonung bey schweren und gefährlichen Arbeiten, bey rauher Witterung u. s. w. zu versüssen. Der Vortheil ist auf eurer Seite; ihr habt moralisch gehandelt, und werdet gut bedient. — Wie viel saure Arbeit und Ungemach müssten wir nicht auf uns nehmen, wie viel Be-

quemlichkeit entbehren, wenn wir kein Gesinde hätten. Und doch würden daneben noch unsere meisten Geschäfte liegen bleiben, und unsere Haushaltung in Unordnung gerathen. — Ihr meinet, man gebe ihnen Speise und Lohn dafür; aber fraget einmal euer Gewissen, ob ihr um diesen Preis an ihrer Stelle seyn möchtet? — Sie sind also für ihre Dienste nicht genug belohnt, und ihr seyd ihnen immer noch einen Ersatz schuldig. Liebreiche Freundlichkeit darf aber nicht in eine niederträchtige und schädliche Vertraulichkeit ausarten; denn die wenigsten Dienstbothen können diefs ertragen; sie mifsbrauchen die Vertraulichkeit zur Verringerung der Ehrerbietung und des schuldigen Gehorsams.

Die Sorge für das Beste der Untergebenen erfordert,

1) dafs man sie stets in nützliche Beschäftigung und Unterhaltung setze, doch ohne sie mit Arbeiten zu überladen, um sie vor dem verderblichen Müssiggange und der eben so gefährlichen Geistes-Leerheit, zu bewahren. Man halte sie an, für sich selbst zu arbeiten, sich Geschicklichkeiten zu erwerben u. d. m., wenn man ihnen nicht Geschäfte fürs Haus anweisen will, oder kann;

2) dafs man ihr Oekonomie-Wesen, so weit es ohne despotische Eingriffe in ihre Freyheit geschehen kann, in Aufsicht nehme, auf die Verwendung ihres Geldes überhaupt, und den Ankauf ihrer Kleidungsstücke insbesondere Acht gebe, sie zur Wirthschaftlichkeit und Sparsamkeit anführe, und ihnen Gelegenheit

nachweise, wie sie das Erübrigte sicher anlegen, oder mit einigem Vortheil für die Zukunft unterbringen.

3) Dass man mit Aufopferung seines eigenen Vortheils darauf denke, zur Belohnung ihrer treuen Dienste ihr Schicksal mit der Zeit zu verbessern, und dass man sie, so weit es in unsern Kräften steht, vor einer traurigen Aussicht in die Zukunft sicher stelle.

4) Zur Ordnung und Pünktlichkeit in ihren pflichtmässigen Geschäften müssen Untergebene streng angehalten werden; aber nie sollen sich die Dienstherren durch Hitze verleiten lassen, sie mit groben Schimpfwörtern, oder gar mit Schlägen zu behandeln, welches Betragen unter ihrer Würde ist. Wenn gelindere Mittel nicht wirken wollen, so verabschiede man den Widerspenstigen, den Unsittlichen.

5) Ohne Noth wechsle man mit Dienstbothen nicht, und übersehe kleine Fehler.

6) Geradheit, Redlichkeit, wahre Menschenliebe, Würde und Consequenz in unsern Handlungen zeigen, das ist das sicherste Mittel, sich Achtung bey der dienenden Klasse zu verschaffen.

7) Nie zeige man sich Dienstleuten in seiner wahren Blösse, nie mache man sie zu Vertrauten in wichtigern Angelegenheiten.

III.

Staats-Klugheit

oder:

eigentliche

Politik.

III.

Staatsklugheit
oder
eigentliche
Politik.

Einleitung.

§. 66.
Begriff der Staatsklugheit.

Die Staatsklugheit kann betrachtet werden entweder in Beziehung auf die Angelegenheiten der Privatleute, oder in Beziehung auf allgemeine Angelegenheiten. In ersterer Hinsicht ertheilt sie Vorschriften, wie man Menschen zu behandeln habe; in letzterer, wie sie zu regieren sind.

In ersterer Bedeutung haben wir sie bereits abgehandelt, und sie *allgemeine Klugheitslehre* und *Haushaltungskunst* genannt. Hier nehmen wir sie in letzterer Bedeutung und verstehen darunter *die Lehre von den nöthigen Grundanstalten und Regeln der Klugheit bey der Grundverfassung der Staaten, wie auch von den Maximen, die ein kluger Regent in Ansehung der verschiedenen Staatsangelegenheiten zu befolgen hat.*

§. 67.
Eintheilung.

Diese Erklärung giebt uns zugleich die Eintheilung der Staatsklugheit oder Politik. Sie zerfällt in zwey Theile. Der eine handelt von der besten Einrichtung der Grundverfassung und Regierungsform in einem Staate; und der andere von der Klugheit des Regenten.

§. 68.
Kurze Geschichte der Staatsklugheit.

Moses ist der älteste Schriftsteller in der Staatskunst, wie seine Gesetze beweisen; nach ihm zeichnete sich *Salomo* in der Staatsklugheit aus, obschon seine Lehren nicht systematisch, sondern paränetisch abgefaſst sind.

Bey den *Chinesern* lehrte *Confucius* allgemeine Klugheit. Durch Fabeln thaten dieses bey den *Indianern Pilpai*, bey den *Arabern Lokman*, bey den *Phrygiern Aesopus*.

Goguet meint (*vom Ursprunge der Gesetze* 1. Th. 1. B. S. 43. u. 44.) der *Assyrische* König *Nimas* habe die Staatskunst in einem hohen Grade verstanden; man will den Umstand, daſs er sich vor seinen Unterthanen fast gar nicht sehen lieſs, so erklären, daſs er ihnen dadurch desto mehr Ehrfurcht für seine Person einzuflöſsen gesucht habe. Auch *Dejoces*, ein König der *Meder*, wird für einen der gröſsten Staatsklugen des Alterthums gehalten.

Bey den *Griechen* ſtieg die Staatskunſt ſehr hoch. Unter den *ſieben Weiſen Griechenlands* trifft man indeſſen nur einzelne Klugheitslehren an; aber *Solon* und die *Geſetze der XII Tafeln* beweiſen, daſs *Solon* ein Staatskluger war, und daſs die Politik frühzeitig unter griechiſchem Himmel aufkeimte. *Iſokrates*, der ſieben Jahre vor dem *Plato* geboren wurde, ſchrieb bereits etwas von der Regierungskunſt. Vorzüglich aber wird *Sokrates* für den erſten Lehrer der Staatsklugheit bey den Griechen gehalten, deſſen Grundſätze man in den Schriften des *Plato* findet, und zwar in den X Geſprächen von der Republik, worinn *Sokrates* die Abbildung eines vollkommenen Staats, aber nur als eine Idee vorträgt, um die Grundſätze der Sittenlehre zu finden; ferner in den XII Büchern von den Geſetzen, wo drey Bürger aus drey verſchiedenen Freyſtaaten Geſetze zu erfinden ſuchen, die den Sitten der Völker und demjenigen, was man wirklich ausüben kann, gemäſs und ähnlich wären. Die übrigen Abhandlungen des Plato, worinn mit von der Staatskunſt gehandelt wird, ſind der *Philebos*, *Kriton*, *Phädon*, *Gorgias* und die beyden *Alcibiades*, wo *Plato* die falſche Staatskunſt ſtürzet, und die wahre zu befeſtigen ſucht. Auch ſein *Timäus* gehöret hierher. *Xenophon* in der *Cyropädie* und in andern Schriften gab auch gute Regeln der Staatskunſt, und zeigte noch mehr politiſche Klugheit, als *Plato*; dieſer zog die democratiſche, aber Xenophon die monarchiſche Regierungsform vor. Dem *Plato* folgte *Ariſtoteles* in der Staatskunſt nach, der in ſeinen VIII

Büchern von der Politik diese Wissenschaft zuerst kunstmäfsig abfaſste, und, nach seiner Gewohnheit, in ein *System* brachte. *Aristoteles* lernte die Grundsätze der Regierung durch eine genaue Bekanntschaft mit einem der berühmtesten Höfe damaliger Zeit. Dem *Aristoteles* folgte *Theophrastus*, der dem Könige *Cassander* in *Macedonien* und dem *Ptolomäus* des *Lagus* Sohn, mit seinem Rathe beystand. Dieser *Ptolomäus* hatte auch an dem *Demetrius Phalereus* einen klugen Rathgeber. Auch *Longinus*, der erste Staatsrath der Königinn *Zenobia* in *Asien*, war als Staatsmann berühmt.

Bey den *Römern* zeichnete sich *Cicero* durch seine VI Bücher de republica, die, bis auf wenige Fragmente, verloren gegangen sind, und durch seinen Tractat de legibus aus, wovon wir noch fast drey Bücher haben.

Unter den *Christen* wird *Agapetus* für den Ersten gehalten, der etwas von der Politik schrieb; er schrieb nämlich um das Jahr 530 nach Ch. Geb. dem *Justinian* gute Lehren vor, die aber mehr theologisch und moralisch, als politisch waren. Kaiser *Basilius* schrieb um das Jahr 870 Lehren der Klugheit an seinen Sohn *Leo*; auch *Constantin Porphyrogeneta* schrieb im Jahr 910 von der Regierungskunst, und *Emmanuel* II. *Paläologus*, der um 1384 blühete, verfaſste ebenfalls Klugheitslehren. Ihre Schriften schränkten sich aber alle auf das Besondere des griechischen Kaiserthums ein.

In den *Abendländern* kam in *Frankreich* zuerst die Politik empor; *Smaragdus*, Abt *zu St. Miel*, schrieb einen Unterricht von der Staatskunst

unter dem Titel: Voye et inftintution Royale, an den König *Ludwig den Frommen*, und *Jonas*, Bifchof zu *Orleans*, fchrieb unter eben diefem Titel einen Unterricht von der Staatskunft an *Pipin*, König von *Aquitanien*. Nachher thaten fich in Frankreich *Philippus Cominäus* († 1509) und *Johann Bodinus* († 1596) durch politifche Schriften hervor. Auch ein Fräulein *von Gournai* fchrieb Einiges, das in diefe Wiffenfchaft einfchlägt; fie ftarb 1646. Befonders aber zeigte fich der Erzbifchof von Cambray Francois de Salignac de la Mothe Fenelon im Jahre 1699 durch feinen *Telemaque* als einen Staatsklugen Mann.

In *Italien* wagte es im XV. Jahrhundert *Jovianus Pontanus* zuerft, in dem Buche de principis officiis, aus feinem Kopfe von der Staatskunft zu handeln. Nachher fchrieben *Cardanus* und ein Frauenzimmer von *Bologna*, Namens *Chriftina Pifana*, etwas von der Staatsklugheit. Vom *Machiavell*, der 1530 ftarb, behaupteten viele, dafs er in feiner Schrift nur die Fehler der Staatskunft habe anzeigen wollen. *Johann Poterus*, geftorben 1608, hat unter den Italiänern zuerft in politifchen Schriften eine gute Methode gebraucht.

In *England* fchrieb der König *Jakob* an feinen Prinzen das fogenannte *königliche Gefchenk*. Befonders zeichneten fich unter den Engländern *Thomas Morus* († 1531) und im XVII Jahrhunderte der grofse *Baco von Verulam*, ferner *Tho-*

mas Hobbes durch ſeine Schrift de homine et cive in der Staatskunſt aus.

In den *Niederlanden* thaten ſich *Juſtus Lipſius* im Jahre 1589, und *Marcus Zuerius Boxhorn* († 1613) in der Politik hervor. Beſonders aber machte ſich *Grotius* († 1645) durch ſein Werk de jure belli et pacis merkwürdig.

In *Deutſchland* ſchrieb *Albertus Magnus*, Biſchof zu Regensburg, im XIII Jahrhunderte ſchon über die Staatskunſt. Späterhin ſchrieb der churſächſiſche Canzler, *Melchior Oſſe*, zu der Zeit, wo der Churfürſt *Auguſt* regierte, eine Politik, die er *ſein Teſtament* nannte, welches *Chriſtian Thomaſius* 1717 ganz publicirte, und das *Georg Engelhard Löhneiſen* im Jahre 1679 in ſeiner *Hof-Staats- und Regierungskunſt* wohl benutzte. Um das Jahr 1655 ſuchte *von Seckendorf* der Staatswiſſenſchaft aufzuhelfen; noch mehr machte ſich *Puffendorf* im Jahre 1672 durch fein Jus naturae et gentium um die Staatskunſt verdient. *D. J. F. Buddeus*, der um das Jahr 1700 berühmt war, unterſchied in ſeiner Politik ſorgfältig die Regeln der Klugheit von den Gebothen der Gerechtigkeit und Ehrbarkeit. Im Jahre 1703 ſuchte *Joh. Nic. Hertius* die Staatslehre auf einen feſtern Fuſs zu ſetzen und zu verbeſſern. *Chriſtian Thomaſius* ſchrieb im Jahre 1705 zuerſt ordentlich und gründlich von der allgemeinen Klugheit. Im Jahre 1714 ſchrieb *Joh. Jakob Lehmann* eine Anleitung zur allgemeinen und ſonderlich zur Staatsklugheit, und 1718 gab *Hr. von Rohr* ſeine Einleitung zur Staatsklugheit heraus. Seit dieſer Zeit fanden ſich immer

mehrere Gelehrte, die diese Wissenschaft auszubilden suchten. Wir nennen hier folgende: *Herrn von Real, Grand-Seneschalls von Forcalquier Staatskunst. 6 Bände, a. d. Fr. von Schulin. Die* Institutions politiques par Mr. le B. de Bielefeld, davon wir gleichfalls eine deutsche Uebersetzung haben; die *Grundsätze der Polizey, Handlung und Finanzwissenschaft* unseres vortrefflichen Hrn. v. *Sonnenfels,* ferner *Achenwalls Staatsklugheit.* Des *Hrn. v. Justi und Stewarts* Werke müssen hier auch genannt werden. — Die *politischen Schriftsteller* unserer Tage führe ich mündlich an.

Erster Theil.

Von der besten Einrichtung der Grundverfassung und der Regierungsform in einem Staate.

§. 69.

Es ist möglich und nothwendig, die Gesetze der Moral bey der Regierung der Staaten zu beobachten.

Obschon der *Senat in Persien* dafür hielt, dass der blosse Wille des Souverains die Richtschnur alles Rechts sey, obschon *Hobbes, Macchiavell* und *Spinoza* behaupteten, dass die Gerechtigkeit schwerlich mit der Staatsklugheit

vereinigt werden könne; daſs man kein anderes Recht, als das ſogenannte *Recht der Gewalt* habe, und daſs eine gewiſſenhafte Redlichkeit einen Fürſten ſehr oft in groſse Verlegenheit ſetzen würde, und daſs die Vortheile des Staats, ohne alle Rückſicht auf Gerechtigkeit und Tugend, die Richtſchnur und die Triebfeder der Regierung ſeyn ſollen, und daſs alle Wege, ſie mögen ſeyn, welche ſie immer wollen, wenn ſie nur zum Zwecke führen, gut ſeyn, und daſs es einerley ſey, ob man die neuen Grenzſteine bey hellem Tage und mit gewaffneter Hand ſetze, oder ob man ſie des Nachts ausreiſſe; obſchon, ſage ich, alles dieſs behauptet worden iſt, ſo bleibt es dennoch eine ewige Wahrheit, daſs *Staatsklugheit* und *Moral* nicht nur neben einander beſtehen können, ſondern auch mit einander vereinigt werden müſſen, wenn Staaten Beſtand haben, und gut regiert werden ſollen. Ein Satz, den wir bis zur Evidenz in dieſem § erweiſen wollen.

Die *Gerechtigkeit* iſt unbeſchränkt, ſie beziehet ſich auf alles; ſie kann zu allen Zeiten und überall geübt werden. Sie betrachtet den Menſchen an ſich ſelbſt; ſie betrachtet ihn auch in Anſehung aller Menſchen. Alle Völker müſſen ſie gewiſſenhaft beobachten, wenn ſie beſtehen wollen. Sie iſt ſo alt, als die Welt, und vergehet nicht eher, als die Welt. Wer ſie übertritt, iſt nicht allein als böſe anzuſehen, ſondern vielmehr als ein der Geſellſchaft feindliches Ungeheuer zu betrachten. *Auguſtin* ſagt: Ohne

die Gerechtigkeit würden die Reiche der Welt nichts als Raubnester seyn. Eine Regierung, die nicht die Gerechtigkeit ehrte, wäre ein scharfer Degen in der Hand des Rasenden.

Treue und Glaube ist der Grund der menschlichen Gesellschaften, so wie Treulosigkeit das Verderben derselben ist. Wofern auch keine Justiz auf Erden, und keine Gottheit im Himmel wäre, so müßsten dennoch die Menschen tugendhaft seyn, weil die Tugend sie vereiniget und ihnen unumgänglich nothwendig zu ihrer Erhaltung ist; das Laster hingegen sie nothwendig unglücklich macht und aufreibt. Nur die Treue erhält die Staaten in der genauesten Einigkeit. Sie ist der Grund aller Unterhandlung und alles Gewerbes. Durch sie allein haben Menschen einen Zusammenhang unter einander. Wenn Treu und Glauben auf allen Seiten in Ehren gehalten werden, so verschwinden alle Furcht und Besorgniſs. Der Staatsmann muſs, selbst um seines eigenen Besten willen, tugendhaft seyn, aber es muſs auch seine Tugend eine verständige und kluge Tugend seyn, die sich nicht betrügen, nicht täuschen, nicht miſsbrauchen läſst. — — Man denke sich einen Staat, in welchem keine Ehrfurcht vor Gott, keine Pflichterkenntniſs, keine Heilighaltung des Worts herrschten, und man wird eingestehen müssen, daſs in einem solchen Staate die Unterthanen ihren Fürsten nicht gehorchen, die Kinder ihre Eltern höhnen, die

Bürger einander feindlich behandeln würden, der Staat alſo zu Grunde gehen müſste.

Die Religion und die Gerechtigkeit des Fürſten müſſen die vornehmſten Gründe ſeiner Geſetze ſeyn. Sie werden allezeit mit Ehrerbietung angenommen und aufs genaueſte gehalten, wenn er die Herzen der Unterthanen bey Zeiten mit den groſsen Grundſätzen der Religion erfüllet hat, wenn er ſie überzeugt hat, daſs Gerechtigkeit ſeine Handlungen belebe, und daſs er nichts, als das gemeine Beſte wolle. Wenn hingegen ſeine Geſetze nicht auf dieſem Grunde ruhen, ſo werden ſie täglich übertreten, und Verachtung iſt ihr Loos. Die bloſse Furcht vor den Strafen macht oft die Menſchen nur ſinnreicher, die Geſetze zu hintergehen, und Mittel zu ſuchen, Unrecht zu üben, ohne daſs ſie entdecket werden. Die Staatsklugheit, wenn ſie die verſprochene Treue bricht, ſchadet der Regierung in eben dem Grade, wie ſie derſelben nützet, wenn ſie darüber hält.

Hieraus ergiebt ſich alſo die Möglichkeit und Nothwendigkeit, die Geſetze der Moral bey der Regierung der Staaten zu beobachten. Indeſſen ſollte man doch dafür halten, zumal es auch die Erfahrung aller Zeiten lehret, daſs es unmöglich ſey, auf dem Throne und an der Spitze der Staaten, von den ſtrengen Regeln nicht abzuweichen, die der Aufführung des Privatmannes im Verkehre mit ſeines Gleichen

vor-

vorgeschrieben sind; und doch würde man sich irren, wenn man dieses so plattweg glauben wollte; denn Wahrheit muss überall Wahrheit, Tugend überall Tugend seyn. Die Moral des Souverains und die Moral des Privatmannes sind in Ansehung ihrer Wahrheit nicht verschieden; sie unterscheiden sich nur in Ansehung der Ansichten, die sie geben; und es ist immer ein Punkt, in welchem sie sich vereinigen. Wir werden diesen Punkt mittelst der Beantwortung der nachstehenden Frage finden.

§. 70.

In wie fern ist es möglich, die Moral des Privatlebens bey der Regierung der Staaten zu befolgen.

Der einzige Weg, diese Frage zu beantworten, ist: sich zuerst die Unterschiede deutlich zu machen, die zwischen der Lage der Regenten und Privatpersonen obwalten.

Diese Unterschiede sind doppelt:

1) Der Souverain eines Staates ist gegen den Souverain eines andern Staates in dem Stande der Natur, wo jeder nur sich selbst zu seinem Beschützer hat, und beyde, wenn sie in Streit gerathen, nur sich selbst zu ihren Richtern haben. Der Privatmann hingegen stehet mit einem andern in einer solchen Verbindung, vermöge welcher ihnen vor Beleidigungen ein höherer Schutz gewährt, und ihnen zu ihren Streitigkeiten ein Richter angewiesen wird.

2) Der Souverain hat für die Erhaltung und das Wohl einer ganzen Gesellschaft zu sorgen, die ihm anvertraut ist; er ist ein Depositarius einer fremden Macht, ein Geschäftsträger eines ansehnlichen Corporis. Der Privatmann hat nur für das Wohl seiner selbst und der Seinigen — eines Einzigen, oder weniger Menschen zu sorgen.

Wenn man diese zwey unläugbaren Unterschiede ins Auge fasst; so ergiebt sich die Wahrheit, dass der Fürst keinen zwingenden Gesetzgeber, als seine eigene Einsicht, dass er als Fürst hier keinen andern Richter, als sein eigen Gewissen habe; und dass es kein anderes moralisches Mittel, die aus diesem Umstande entspringende Macht und Gewalt des Fürsten einzuschränken, gebe, als ihn zu lehren, was wahrhaft gut ist, und sein Herz gegen menschliches Elend und Wohl empfindlich zu machen.

In dieser wichtigen Wahrheit liegt die ganze Moral des Fürsten. Wir wollen sie darstellen, und da wird es sich zeigen, in welchem Punkte sie sich mit der Moral des Privatmannes, ungeachtet aller Modificationen, als Fürstenmoral vereinigt.

Der vernünftige gute Fürst wird zu sich selbst sagen: „Das Reich ist gross, welches ich zu beherrschen berufen bin; aber es umschränkt dennoch nicht die Sphäre meiner Wirksamkeit. Die Einwohner desselben sind die Kinder eines Hauses, welches mir zur Verwaltung anvertrauet ist. Von mir vornehmlich erwarten sie ihre Sicherheit und

ihr Glück; aber die Einwohner dieses ganzen vor mir liegenden Welttheils sind meine Nachbaren und Verwandte, welche dem Einflusse meiner klugen, oder unklugen, meiner gerechten, oder ungerechten Handlungen ausgesetzt sind. In meinem Lande bin ich der oberste Richter der Menschen. In allen andern Ländern finde ich Niemand, der mein Richter sey. Das Vorrecht ist groſs; aber noch viel gröſser ist die Last, die mir dadurch aufgeleget wird. Andere Menschen werden geleitet durch Gesetze; ich soll mich selbst leiten. Andere dürfen in den meisten Fällen nur die Handlungen nach unwandelbaren Regeln, — ich muſs oft die Regeln selbst prüfen. Wie viel mehr ist meinen Einsichten und meinem Gewissen als den Einsichten und dem Gewissen anderer Menschen überlassen! Welche Aufforderuug an mich, jene so vollständig, dieses so empfindlich, beyde so richtig zu machen, als es möglich ist"!

„Ich bin Stellvertreter einer Nation; ich handle in ihrem Nahmen. Die Macht, mit welcher ich begleitet bin, ist die vereinigte Kraft des Leibes und der Seelen von allen den Menschen, die zu dieser Nation gehören. Die Reichthümer, welche ich zu vertheilen habe, sind aus ihrem Vermögen zusammen gebracht. Das hohe Ansehen, welches ich besitze, ist eigentlich der Inbegriff der Vorrechte, welche eine ganze Gesellschaft von Menschen über jeden einzelnen Menschen voraus hat. — Ich muſs also, wenn ich diese Macht, diese Reichthümer, dieses Ansehen gebrauche, meiner Person, so viel es mir nur immer möglich ist, vergessen. Alles,

was ich in der Regierung meiner Staaten, in den Verhandlungen mit Auswärtigen thue, mufs ich meines Volkes wegen thun; thue ich etwas in diesen Stücken meiner felbft, meiner Familie, meiner Freunde wegen, fo begehe ich Ungerechtigkeit; ich begehe eine Handlung, die der Gröfse und dem Umfange meines Berufes nicht angemeffen ift. — Als einzelner Menfch habe ich nur die Kräfte eines Menfchen. Diefe ftehen mir zu meinen Abfichten, wenn fie keinen Bezug auf die Nation haben, allein zu Gebothe. Aber wenn ich die Kräfte von Millionen in Bewegung fetze, wenn ich die Früchte der Arbeit von Millionen aufwende; fo müffen auch die Endzwecke, welche ich fuche, das Wohl diefer Millionen angehen. — Nur ein einziger Fall ift ausgenommen, wenn von dem Anfehen, welches ich perfönlich geniefse, auch die Achtung abhängt, welche andere Nationen gegen die meinige haben follen. Da unter Unabhängigen mit der Verachtung immer Gefahr verbunden ift; fo darf ich die Beleidigungen meiner Ehre alsdann rächen, wenn fie den ganzen Staatskörper, welchem ich vorftehe, in Betrachtung bringen".

„Meine Nation ift felbft nur ein einzelnes Glied des grofsen Körpers aller gefitteten Staaten; und ich als Repräfentant der erftern trete eben in diefes Verhältnifs mit den Regenten der letztern. Alle diefe Staaten haben fich nach und nach Jahrhunderte hindurch zu einem Ganzen durch wechfeitige Mittheilung alles deffen, was fie an eigenthümlichen Gütern befafsen, und durch Verträge, vereinigt. Auf diefer Vereinigung beruhen gröfs-

tentheils die Vorzüge der heutigen Menschheit vor der vorigen, Sicherheit und Ruhe der Völker. Es ist also eine meiner ersten Pflichten diese Verbindung aufrecht zu erhalten, und sie, so weit es von mir abhängt, fester zu machen. Ich muss also vor allen Dingen den Verträgen treu seyn, durch welche diese Bande zuerst geknüpft, oder durch die sie enger und genauer geworden sind."

„Je grösser jetzt meine Sicherheit geworden ist, je weniger darf ich mir Eingriffe in herkommliche Rechte und alte Verfassungen erlauben; nur dringende Noth kann so etwas rechtfertigen. Je williger Andere meiner und meines Staates Eigenthumsrechte anerkennen, desto heiliger müssen die einmal festgesetzten Grenzen der ihrigen seyn. Da ich empfinde, dass ich mehr vor Aufrührern und Feinden geschützt bin, als die Monarchen der Vorwelt; so darf ich mir den willkührlichen Gebrauch der Macht nicht beykommen lassen, zu welchem diese oft durch die Noth getrieben, noch öfter durch die Furcht verleitet wurden."

„Für das Interesse des Staats kann ich vieles wagen; denn da handelt sichs um die Glückseligkeit der grösten Zahl der Einwohner. Da kann ich jeden, der diesem Interesse im Wege steht, kühn bestreiten. Aber Staat als ein idealisches Wesen, als concentrirt in meiner Person, in meinen Armeen, in meiner Schatzkammer, ist nicht ein eben so hoher Gegenstand. Und dem Interesse, welches sich hierauf bezieht, darf ich nicht so viel von dem Schweisse und dem Blute der Menschen aufopfern. In Unternehmungen, die geradezu auf die Glück-

feligkeit der gröfsten Zahl meiner Unterthanen abzielen, darf ich mich von den Schranken frey glauben, welche dem Privatmanne bey allen feinen Schritten gefetzt find. Meine erfte und vornehmfte Pflicht in diefer Abficht gehet auf die innere Verwaltung meines Staats. Den Boden desfelben aufs befte anzubauen; die Einwohner zu befchäftigen, fie aufzuklären, ihnen eine unpartheyifche Rechtspflege zu gewähren, ihrer Thätigkeit alle Hülfsmittel zu verfchaffen und auch zu ihrer angenehmern Exiftenz durch weife Polizey beyzutragen; diefs ift das meiner Beftimmung am nächften liegende Gefchäft."

„Nach der *Verwaltung* deines Staats ift der *Schutz* vor auswärtigen Feinden das gröfste Gut, welches ich meinem Volke gewähren kann. Der Sicherheit, wenn fie wirklich angegriffen ift, mufs alles nachftehen. Indeffen mufs ich hier vorfichtig feyn, nicht zu fchnell andere Fürften und Nationen für meine Feinde halten, nicht ohne Prüfung den Nachrichten von ihren feindlichen Gefinnungen und Anfchlägen trauen".

„Die Waffen, welche ich zuerft gegen Uebelgefinnte brauchen mufs, find eine defto gewiffenhaftere Billigkeit, ein defto grofsmüthigeres Betragen. Eine Regierung, welche Achtung einflöfst, ift immer ftark; eine Nation, die bewundert und gefchätzt wird, kann nicht leicht unterdrückt werden. Wo Weisheit die Verwaltung führt, wo innerlicher Friede wohnt, wo keine Partheyen am Hofe, keine Mifsvergnügten im Lande find; da hat ein Feind böfes Spiel. An einen folchen Staat

waget ſich der klügere Ehrgeitzige nicht; und der Verwegnere wird mit Schande und Verluſt zurück gewieſen."

„Doch es giebt Zeiten, wo alle dieſe Mittel nicht den Beleidigungen Anderer zuvor zu kommen hinreichen. Alsdann *darf* ich allerdings das, was ich thun *muſs*. Hege ich die bisher geäuſserten Geſinnungen, und meine Vernunft macht mir zum Geſetze, ſie zu hegen, ſo kann es mir ſicher überlaſſen bleiben, die Schranken, welche ich mir in den jedesmaligen Umſtänden zu ſetzen habe, ſelbſt zu finden."

„Immer muſs ich, wenn ich unter zwey Partheyen wählen muſs, auf die Seite der beſſern Sache mich hinlenken; zuerſt auf die Seite des Rechts; dann wenn dieſes nicht klar, oder wenn es zu klein iſt, auf die Seite der Sittlichkeit. Nur dadurch können Siege dem menſchlichen Geſchlechte Vortheile ſchaffen, wenn die beſſern Menſchen die Sieger ſind".

„Jede neue Einrichtung, die ſich zu machen räthlich finden ſollte, muſs darauf gehen, den Frieden der Nation auf die Zukunft zu befeſtigen."

„Durch nichts kann ich dem menſchlichen Geſchlechte ſo ſehr nützen, als durch die Verbeſſerung der herrſchenden Begriffe und Gewohnheiten. Begriffe und Gewohnheiten breiten ſich von einem Staate zum andern aus. Ich muſs mich alſo bemühen, es dahin zu bringen, daſs aus meinem Lande Verſtand, Wiſſenſchaft, Edelmuth und Gerechtigkeisliebe auf die übrigen Nationen ſtrahlen. Meine Regierung muſs ein Beyſpiel einer weiſen

und redlichen Politik geben; mein Volk das Muster einer betriebsamen, aufgeklärten, religiösen und glücklichen Nation seyn; und dann werden noch in künftigen Jahrhunderten ganze Welttheile die Früchte meiner Herrschaft geniessen. Nichts aber kann diese Vereinigung der Menschen und meine Pflicht, ihnen allen, was möglich ist, nützlich zu seyn, mir in einem so hellen Lichte zeigen, als der Gedanke, dass ein höchster gemeinschaftlicher Vater und Regierer der Menschen vorhanden sey, der einst Rechenschaft von mir fordern wird, der, jenseits des Grabes, mein Richter seyn wird".

Man ersiehet hieraus, dass die Moral des Souverains eben die Pflichten lehre, welche die Moral des Privatlebens lehrt; dass sie einen weit grössern Wirkungskreis habe, als die des Bürgers und Unterthans; dass in der Ausübung derselben ungleich mehr Collisionsfälle vorkommen, als jener; und dass also öfters der Fürst geringere Pflichten aufopfern müsse, um höhere und wichtigere zu erfüllen; dass sie sogar strenger sey, die Fürstenmoral, als die Moral des Privatmannes, weil der Fürst mehrere Berührungspunkte hat, als dieser, und hienieden keinen andern Richter, als sein Gewissen selbst kennet. Sammelt sich der Privatmann, wenn er treu seine eingeschränktern Pflichten erfüllt, Verdienste für die Ewigkeit, so sammelt sich der moralische Fürst gewiss noch ungleich grössere; denn seine Pflichten sind mannigfaltiger, weiter um sich greifend, wirksa-

mer in ihren Folgen, und er hat gröſsere Hindernisse zu überwinden. Allerdings läſſet ſich alſo die Moral des Privatlebens bey der Regierung der Staaten und Politik beobachten, und ſie vereinigen ſich in dem Punkte der Gerechtigkeit, Billigkeit und Gottesfurcht.

§. 71.
Grundregeln der Staatsklugheit.

Wahre Klugheit muſs allemal gute Abſichten durch erlaubte Mittel befördern; alſo auch die Staatsklugheit, Die Abſichten aber der Staatsklugheit ſind *Sicherheit* im Staate zu erhalten, und *Vollkommenheit* des äuſsern und innern Zuſtandes deſſelben hervorzubringen, zu erhöhen und zu bewahren. Dieſe Abſichten ſind gut. Die Staatsklugheit muſs ſie alſo durch erlaubte Mittel zu erreichen ſuchen. Ihre Grundregeln ſind demnach:

1) Sicherheit in Anſehung der *Perſonen* im Staate, der *Beſitzungen* und aller wohlgegründeten *Gerechtſamen* zu erzielen und zu erhalten.
2) Den Staat *äuſserlich* und *innerlich* ſtets vollkommener zu machen.

§. 72.
Wie wird Sicherheit im Staate erzielet?

Sowohl innere als äuſsere Sicherheit im Staate wird gegründet und erhalten

1) Durch möglichst genaue und deutliche Bestimmung der Gerechtsame, sowohl derjenigen, welche der Souverain und die übrigen Glieder des Staatskörpers, als auch derjenigen, welche die Unterthanen und Bürger gegen einander zu erkennen und zu respektiren haben.

2) Durch genaue und deutliche Bestimmung der Verbrechen, ihrer Bestrafung und der gerichtlichen Untersuchung derselben.

3) Durch Gesetze, Richter und Gerichtshöfe, Repräsentanten und Sachwalter; mit einem Worte durch *Recht* und *Gerechtigkeitspflege*.

§. 73.

Wie wird Vollkommenheit, sowohl innere als äussere, des Staates erzielt?

Die Vollkommenheit eines Staates überhaupt, bestehet in der Glückseligkeit der Bürger und Unterthanen; und diese wird erreicht

1) Durch Verhinderung des Bösen, und durch Beförderung des Guten; also durch *Polizey*.

2) Durch Erweckung gemeinnütziger Triebe, Hebung der Gewerbe und Nahrungszweige, und Beförderung der Wohlfahrt des Ganzen; also durch *Staatswirthschaft*.

§. 74.

Was das Wohl der Staaten noch insbesondere fordere.

Es fordert Aufmerksamkeit auf die auswärtigen Verhältnisse und Angelegenheiten in

Friedens - und Kriegszeiten; alſo die Kunſt der *Unterhandlungen* und die *Kriegskunſt*.

Dieſe Anſtalten fordern wieder *öffentliche Einkünfte*. Die öffentlichen Einkünfte muſs der Staatskluge auf die zuträglichſte Art zu gründen und ausfindig zu machen wiſſen. Dieſs lehret ihn die *Finanzwiſſenſchaft*. Er muſs aber auch wiſſen, wie ſie zu verwalten und zu heben ſind. Den Unterricht hierüber ertheilt ihm die *Cameralwiſſenſchaft*.

§. 75.

Vortrefflichkeit der Staatsklugheit. — Sie verdient das ihr ertheilte Lob.

Es erhellet aus dem jetzt Geſagten, daſs die Staatsklugheit, welche alle dieſe Kenntniſſe vorausſetzt, eine wahre Wohlthäterinn der Menſchen ſey, die ſie nicht nur für die Gegenwart, ſondern auch für die Zukunft beglücket, und daſs der Mann, der ſie beſitzt und übt, ſich ein unnennbares Verdienſt um die Menſchheit erwirbt. Er iſt Segen derſelben. Mit Recht lobte man daher auch von jeher die wahre Staatsklugheit. Wir wollen einige Urtheile berühmter Männer über ſelbe hören.

Plutarch ſagt im Leben Cato's des ältern: Virtute politica præſtantiorem nullam homo aſſequitur.

Plato nennet ſie artem regiam, artem ad animam pertinentem.

Die neuern Schriftsteller sagen zur Empfehlung des Studiums der Staatsklugheit nicht viel weniger. Sie ist ihnen die Königinn der Wissenschaften, die Vertraute der Fürsten, der Schutzgeist der Staaten, und die Beschützerinn ihrer Freyheit.

Mügnier schreibt sehr richtig, dass die *Römer* vermittelst ihrer Klugheit und ihrer Geduld das an Gold- und Silberbergwerken reiche Spanien unter sich brachten, dass diese grossen Staatsklugen, wie kriegerisch sie auch waren, dennoch niemals etwas eilfertig betrieben, sondern dafür gehalten haben, sie könnten ihre Eroberungen viel besser durch Rath und Geduld, als durch die Gewalt der Waffen, fördern und auch mehr befestigen.

Sallustius sagt: Concordia res parvæ crescunt; discordia res maximæ dilabuntur. So verfiel die Macht des römischen Volks durch die Veränderung der Ordnung, die von einer weisen Politik eingeführt worden war. Es war dieses Volk glücklich, so lange es tugendhafte Mittel zu seinen Staatszwecken brauchte; und es ward unglücklich, sobald es diesen Zaum abwarf, und Ungerechtigkeit, Gewalt und Grausamkeit sich erlaubte.

§. 76.

Klugheit in Ansehung des Justizwesens.

1) Bey der Voraussetzung, dass keine Gesetze gegeben werden, die nicht in Ausübung

gebracht werden können, fordert die Staatsklugheit, dafs darüber ftrenge gehalten werde, die Gefetze und Befehle des Souverains genau in Vollziehung zu bringen. Was diefer aus gerechten und vernünftigen Urfachen befchloffen hat, das mufs er ernftlich wollen, das heifst, mit einem Entfchlufse, es ftets zu wollen, und alfo diejenigen hart beftrafen, die feinem Willen nicht gehorchen. Das gröfste Uebel unter allem wäre, wenn der Ungehorfam gegen die Gefetze unbeftraft bliebe. Das Volk wird furchtbar, fobald es fich nicht fürchtet, und die Zaghafteften werden kühn, wenn fie fehen, dafs man fich vor ihnen fürchtet. Die Gefetze find keine Gefetze, wenn fie nicht unverbrüchlich find. Von den Gefetzen ftehet gefchrieben, dafs, wenn fie übertreten werden, die Grundfefte des Erdbodens erfchüttert werde, und dann nur die Krufte der Reiche übrig bleibe. Beobachtung der Gefetze giebt den Staaten Ewigkeit. Darüber haben auch von jeher weife Gefetzgeber ftrenge gehalten. Der römifche Conful *Junius Brutus* ftrafte feine zwey Söhne am Leben, weil fie fich zum Vortheile des *Tarquinius Superbus* der Meuterey fchuldig gemacht hatten. Der *Conful Titus Manlius Torquatus* liefs das Gefetz ergehen, dafs kein Römer mit einem Latiner fich in einen befondern Zweykampf einlaffe. Sein Sohn tödtete in ei-

nem folchen Kampfe den *Geminius Metius*, welcher ihn ausgefordert hatte, und der Conful verurtheilte ihn zum Tode. *Titus Livius* verfichert, dafs nach diefem blutigen Beyfpiele der Gehorfam beym römifchen Kriegsheere gröfser, als vorher gewefen fey. Nach einem Gefetze, welches *Zaleukus*, Gefetzgeber der *Lokrier* gegeben, war befohlen, dafs Jedem, der des Ehebruches überführt würde, beyde Augen ausgeftochen werden follten. Sein Sohn übertrat diefes Gefetz. Die Bürger baten mit lauter Stimme für ihn um Gnade; aber der Vater, weil er mit Recht befürchtete, dafs er dadurch die Kraft des Gefetzes fchwächen würde, ftach fich felbft ein Aug aus, und liefs feinem Sohne auch eines ausftechen. Diefe Beyfpiele, die man freylich in unfern kultivirten Zeiten nicht zur Nachahmung aufftellen kann, zeigen doch wenigftens, wie für wichtig man es im Alterthume hielt, die Gefetze zu beobachten.

2) Deffen ungeachtet mufs man den Gehorfam gegen die Gefetze nicht höher treiben wollen, als er fich treiben läfst. Die Authorität allein bringt den Unterthanen den Gehorfam niemals wohl bey, und eine zu harte Politik macht eben fo wenig gute Unterthanen, als eine zu ftrenge Moral Sittlichkeit befördert. Ein erzwungener Gehorfam ift immer unvollkommen, und er ift niemals freywillig, aufser wenn man

Beweggründe dazu hat, die ihn angenehm machen. Die Gemüther müſſen daher für die Geſetze gewonnen werden. Longe enim valentior eſt amor ad obtinendum, quod velis, quam timor, ſagt der *jüngere Plinius*.

3) Kein Geſetz oder Strafe darf Anlaſs oder Reitz zum Böſen erwecken.

4) Die Geſetze müſſen nach den Sitten der Völker eingerichtet werden. Diejenigen Geſetzgeber, welche die Sitten ihrer Nation nicht genugſam kennen, begehen groſse Fehler. Sie nehmen das Volk ganz anders geſinnet an, als es wirklich iſt, und geben ihm Geſetze, die es nicht halten kann. Die Folge davon iſt, daſs man gar zu viele Einwohner beſtrafen muſs, ohne daſs es dem Staate einen allgemeinen Nutzen bringt, oder, daſs die höchſte Authorität verachtet wird. Sind hingegen die Geſetze den Sitten der Völker gemäſs, ſo werden ſie gehalten, ohne daſs viele Strafen nöthig wären, und die Nation genieſst der Ruhe, die ihr der Geſetzgeber zu verſchaffen geſucht hat. — Man hat vom Könige *Philippus* in *Macedonien* geſagt, daſs er ſich vollkommen nach der Sitte der Völker zu richten wuſste, unter denen er lebte; vom *Kaiſer Karl V.*, daſs er mit den Spaniern als ein Spanier, mit den Deutſchen als ein Deutſcher, mit den Flanderern als ein Flanderer lebte; und vom *Phi-*

lipp II., dafs er die Liebe der Spanier nicht gewinnen konnte, weil er die Sitten derselben nicht achtete.

5) Die Gefetze müffen das Volk zu guten Sitten führen. Wie die Gefetze den Sitten der Völker gemäfs eingerichtet feyn follen, fo müffen fie auch die Völker felbft zu guten Sitten leiten. Es find mehr Staaten zu Grunde gegangen, weil die Sitten verdorben waren, als weil die Gefetze übertreten wurden.

6) Bey jedem Gefetze mufs der Gefetzgeber nicht nur die eine Abficht, die dadurch befördert werden foll, fondern auch die übrigen, die darunter leiden könnten, vor Augen haben.

7) Die Gefetze müffen deutlich feyn, und dürfen nicht in zu grofser Menge gegeben werden. Man mufs wenige Gefetze geben, nur folche, die nothwendig find. Sie müffen gerecht, billig, deutlich, ohne Zweydeutigkeit feyn, und dürfen einander nicht widerfprechen. Sind gar zu viele Gefetze vorhanden, fo werden fie nur fchlecht befolgt. Bey Unterfuchung, was zu thun oder zu laffen ift, entfchliefsen fich die Menfchen mehr nach Einfichten der Vernunft, als nach Kenntnifs der Gefetze; und überdiefs, wo behält Jeder zu viele Gefetze im Gedächtniffe? Genug, wenn man allgemeine Vorfchriften hat, deren jede auf unzählig viele Fälle angewandt werden kann.

Der

Der Gesetzgeber muſs es nothwendig der Weisheit und Redlichkeit der Richter überlassen, die Gesetze auf alle Fälle anzuwenden und Folgen daraus zu ziehen.

8) Die Gesetze müssen mehr befehlen als belehren. Der Arzt wird nicht deſswegen zum Kranken gerufen, daſs er ihn unterrichte, sondern daſs er ihn heile. Viele Worte schwächen das Gesetz.

9) Alte Gesetze und Gebräuche müssen mit gröſster Vorsicht geändert werden. Ein Mensch von mittelmäſsigem Verstande bleibt insgemein auf dem gebahnten Wege, begehret nicht so leicht Veränderungen; aber ein Mann von Genie waget viel, und stolpert auch oft in seinen Unternehmungen, wenn er nicht mit der äuſsersten Vorsicht zu Werke geht. Das Alterthum einer eingeführten Sache macht dieselbe ehrwürdig. Alle Neuerungen sind dem Volke gehässig, weil es niemals auf die ersten Gründe zurück geht. Veränderungen versetzen die Menschen aus ihrer Gelassenheit. Was sie einmal zu thun gewohnt sind, das thun sie mit Vergnügen. Wenn demnach der Gesetzgeber die Unterthanen bey ihren Gebräuchen läſst, so vergnüget er ihre natürliche Neigung, und sie gehorchen gern. Es schadet der Würde der Gesetze, wenn sie zu oft geändert werden. Selbst alsdann, wenn die Gebräuche etwas fehlerhaftes an sich haben, ist es immer bedenklich, sie

zu ändern. Der Aufwand der Römer in Pracht und Wohlleben war zur Zeit des *Tiberius* ausſchweifend groſs. *Tiberius* wollte der Sache Einhalt thun; allein nachdem er alles reiflich erwogen hatte, ſo beſchloſs er, es beym Alten zu laſſen, um nicht *Rom* in Zerrüttung zu ſetzen. Indeſſen iſt es doch zuweilen nöthig, Geſetze und Gebräuche zu ändern, nämlich, wenn ſie nicht mehr für die gegenwärtige Zeit paſſen, wenn ſie den Umſtänden nicht angemeſſen ſind, wenn die Gebräuche unvernünftig, und dem gemeinen Beſten wirklich ſchädlich ſind.

10) Die Grundgeſetze dürfen nicht eher geändert werden, als bis es dringende Nothwendigkeit erfordert. Die Sitten der Völker bedürfen des Beyſtandes der Geſetze, wenn ſie beybehalten werden ſollen; und die Geſetze bedürfen der Sitten der Völker, wenn ſie beobachtet werden ſollen. Hieraus folget, daſs, wenn eine groſse Veränderung in den Sitten eines Volkes ſich ergeben hat, auch die Geſetze verändert werden müſſen. Der Staat muſs nicht nach den Geſetzen, ſondern die Geſetze müſſen nach dem Erforderniſs des Staates eingerichtet werden. Das erſte und wichtigſte unter allen Geſetzen iſt dasjenige, welches das Heil des Volkes allen andern Betrachtungen vorzuziehen gebeut. Bloſs in der Abſicht, dieſes Heil zu bewirken, ſind alle Geſetze gemacht worden, und in eben dieſer

Absicht müssen sie auch geändert werden. *Theramenes* rieth den *Atheniensern* nach ihrer erlittenen Niederlage, zu thun, was ihnen die *Lacedämonier* gebothen, nämlich ihre Stadtmauern niederzureissen. Hierwider setzte sich *Elomenes*, und sagte, es wäre schimpflich, solches auf Befehl der *Lacedämonier* zu thun, weil *Themistocles* diese Mauern wider ihren Willen aufgeführt hätte. *Theramenes* gab hierauf zur Antwort: „Ich rathe nichts an, was der Meinung dieses grossen Mannes widerspräche. Er baute unsere Mauern zum gemeinen Besten, und eben dieses gemeinen Besten willen, rathe ich jetzt, sie niederzureissen. (*Plutarch* im *Leben des Lisanders*).

11) Diese Aenderung muss jedoch unvermerkt geschehen. Es brächte nicht geringere Gefahr die Grundgesetze eines Staats, welcher sich doch lange Zeit auf diesen Fuss behauptet hat, plötzlich zu ändern, als es Gefahr bringen würde, die Eckfteine oder den Grund eines Gebäudes ohne Behutsamkeit zu ändern. Es ist sehr klug dergleichen Aenderungen auf eine solenne Art anzustellen, um das Volk auf den Schluss zu bringen, wie heilig die Gesetze sind, die man abschaffet und die man einführet.

12) Strafgesetze müssen in einem genauen Verhältnisse mit den Sitten des Volkes stehen. Gefängniss- oder Geldstrafe rührt einen Europäer, der in einem Lande gebohren ist, wo die Menschen gelind beherrscht werden, eben

so sehr, als der Verlust eines Armes einen Asiaten, der stets als Sklave gehalten wird, zu schrecken vermag. Sobald die Strafgesetze eingeführt sind, so müssen sie auch pünktlich beobachtet werden. Die Menschen vergessen der Wohlthaten in kurzer Zeit; und die Vernunft ist nicht bey jedem die herrschende Kraft; hingegen machen die Strafen einen Eindruck in die Sinne, und halten Jeden in den Schranken seiner Pflicht.

13) Uebelthaten müssen nur selten um der vorigen guten Dienste willen vergeben werden. Die Leibes- und Lebensstrafen, in so weit sie für die gemeine Ruhe wichtig sind, sind so nöthig, daſs es nicht rathsam ist, Gnade angedeihen zu lassen, auch selbst alsdann, wenn der Uebelthäter bey anderer Gelegenheit dem Staate nützliche Dienste geleistet hat. Wenn das Gute einer Belohnung werth ist, so verdient auch das Böse seine Strafe, und beydes muſs zur Zeit, wenn es geschieht, seinen Lohn bekommen.

14) Wenn ein Unterthan einen Fehler begangen hat, und dieses von Ungefähr, oder durch einen unglücklichen Zufall geschehen ist, so daſs der Wille keinen Antheil daran hatte, so ist es billig, daſs ihm der Souverain die Strafe erlasse.

15) Die Bestrafung eines Aufrührers ist wichtig für den Staat und das Oberhaupt desselben; und das Verbrechen der beleidigten Majestät darf fast niemals vergeben werden. Es ist zwar

nützlich, wenn ein Souverain bey ſeiner Standhaftigkeit im Gebiethen, Güte und Sanftmuth zeiget; aber ſie darf niemals ſeiner Authorität Abruch thun, niemals einen ſtrafbaren ſchonen, wenn dabey eine Menge Unſchuldiger in Gefahr geſetzt würden. Es iſt höchſt nothwendig, die Verbrechen der beleidigten Majeſtät zu beſtrafen. Der Souverain rächet ſich eigentlich nicht, ſondern er beſchützet ſeine Unterthanen, wenn er ſolche Verbrechen beſtrafet.

16) Die Zeit muſs wohl in Acht genommen werden, wenn Aufrührer beſtrafet werden ſollen. Oft beſiehlt die Klugheit, eine General-Amneſtie auszuſchreiben. Wenn in einem Staate Spuren von Verrätherey ſich entdecken, ſo iſt es oft einer guten Politik gemäſs, ſowohl die Beſchaffenheit der Verrätherey, als die Verrätherey ſelbſt geheim zu halten. Die Urſache iſt, weil man ſolche Schritte nicht eher bekannt werden laſſen ſoll, als bis man ſie aus dem Grunde erforſcht hat, den Fall ausgenommen, wenn es nicht wahrſcheinlich iſt, dieſelben völlig zu ergründen, ohne ſich in Gefahr zu ſetzen, daſs die Verbrecher Zeit gewinnen möchten, ihre böſen Anſchläge ausbrechen zu laſſen. Oft macht es die zu groſse Menge der Strafbaren nothwendig, Gnade vor Recht ergehen zu laſſen, und das Geſchehene zu vergeſſen. Dieſes Geſetz der Vergeſſenheit, (Amneſtia lex oblivionis dicitur. *Corn. Nepos*) hat, nachdem zuwei-

len grofse Unruhe geherrschet, zu allen Zeiten den klügsten Staatsmännern als ein sehr gutes Mittel geschienen, Ruhe und Ordnung wieder herzustellen. *Aräteus* brachte es zu *Sicyon* in Gebrauch; und *Cicero*, als er *Rom* wegen der Ermordung des *Julius Cäsars* in zwey Partheyen getrennt sah, erinnerte die Römer an di *Amnestie* der *Athenienser*, und that ihnen den Vorschlag, nach dem Beyspiele derselben, alles in Rom vorgefallene in ewige Vergessenheit zu stellen. (*Cic. Phil. I.*)

§. 77.

Klugheit bey Austheilung der Belohnungen.

Wir haben von Gesetzen und der Bestrafung der Uebertreter derselben gehandelt, und die dabey anzuwendende Klugheit in Betrachtung gezogen. Es ist nothwendig, auch die Belohnungen in dieser Hinsicht zu betrachten.

1) Der Kaiser *Adrian*, ein vortrefflicher Regent, pflegte zu sagen, ein Landesherr sey in seinem Staate, was die Sonne in der Welt ist; sie thut wohl. Die Fürsten behalten sich daher auch vor, Güte zu seyn, und überlassen es Andern, was die Strenge fordert. Sie lassen die Strafen durch ihre Beamten vollziehen, und sie selbst theilen Belohnungen aus.

2) Man hat sich nicht so viel von der schon erzeigten Gnade zu versprechen, als von den Gnaden, die erst erzeigt werden sollen. Die

Unterthanen in Hoffnung zu halten, ist daher eine Klugheitsregel in der Regierung.

3) Wir werden mehr zu tugendhaften Handlungen angetrieben, wenn wir sie auf eine dauerhafte Art belohnt sehen, als wenn sie nur mit Geld belohnt werden, dessen Andenken vergehet, sobald es ausgegeben ist. Es räth daher die Staatsklugheit, eher mit Aemtern und Würden, mit Auszeichnung und Ehre das Verdienst zu lohnen; welches auch dem Schatze des Fürsten und der Staatsökonomie zuträglicher ist.

4) Man verlange nicht vom Souverain, dafs er in der Austheilung seiner Gnaden und Belohnungen zu freygebig sey. Habebit sinum facilem, non perforatum, ex quo multa exeant, nihil excidat, sagt *Seneca*, de vit. c. XXII. Gnaden und Belohnungen gehören nur dem wahren, grofsen Verdienste; sie müssen bewirken, dafs der Unterthan Mühe und Beschwerlichkeiten der Tugend auf sich nehme, aber nicht den wollüstigen Müssiggang nähre.

§. 78.

Klugheit bey Verleihung der Aemter.

1) Die Staatsklugheit will, dafs der Souverain die Macht derer, welche er erhebet, in gemessene Grenzen einschränke. Die Macht der Grofsen eines Staats kommt gänzlich vom

Souverain her; ſie muſs nur dem dienen, von dem ſie ſelbige haben.

2) Ein Mann, der nur ein Amt verwaltet, hat Zeit, ſeine Pflichten durchzudenken, und nach ihrem ganzen Umfange gut zu erfüllen. Vielheit der Aemter erfordert auch viele beſondere Gaben, welche nicht immer in einer Perſon zu finden ſind. Es iſt alſo eine Regel der Staatsklugheit, ja nicht zu viele Aemter einem Individuo anzuvertrauen.

3) Eines der wichtigſten Stücke iſt, Jeden in das Amt zu ſetzen, für welches er ſich ſchicket, für welches er die erforderlichen Fähigkeiten und Geſchicklichkeiten beſitzet.

4) Es iſt nicht genug, tüchtige Subjekte anzuſtellen; es iſt auch nöthig, neue abzurichten, und ſie mit den erforderlichen Kenntniſſen und Wiſſenſchaften auszurüſten.

§. 79.

Klugheit in Anſehung der Künſte und Wiſſenſchaften im Staate.

1) Ehre befördert den Wachsthum der Künſte und Wiſſenſchaften. Ein Souverain, welcher die beyden groſsen Triebräder des menſchlichen Geiſtes, *Nutzen* und *Ehre*, in Verbindung und Bewegung ſetzet, dabey aber auch alle nöthige Vorſicht anwendet, wird in kurzer Zeit alle nützlichen Künſte und Wiſſenſchaften in Flor bringen, und ſeinen Staaten mit geringen Koſten die vortreflichſten Männer jeder Art geben.

2) Es ist staatsklug gehandelt, wenn der Souverain diejenigen seiner besondern Aufmerksamkeit würdigt, sie durch Belohnungen aufmuntert, durch Ehrenbezeigungen auszeichnet, die in irgend einer Kunst oder Wissenschaft, im Handel, im Ackerbau, in Manufakturen, im Seewesen, in der Kriegskunst, in schönen Künsten, in den höhern Wissenschaften sich hervorthun, sich entweder als Erfinder oder als Verbesserer des Erfundenen bekannt machen; wie denn dieser Regel auch kluge Souveraine aller Zeiten gefolgt sind. *Philipp*, *König in Macedonien*, z. B. schrieb bey Gelegenheit der Geburt seines Sohnes an *Aristoteles*: „Ich melde dir, dass ich einen Sohn habe. Ich danke den Göttern dafür, aber nicht so sehr, dass sie mir ihn geschenkt, als vielmehr, dass sie mir ihn zu Lebzeiten eines Aristoteles geschenkt haben. Ich kann versichert seyn, dass du einen für uns würdigen Nachfolger, und einen für Macedonien würdigen König aus ihm machen wirst.“ (Gellius noct. Attic. Lib. IX. c. 3.)

Dionysius von *Syrakusä* gieng dem *Plato* zu Ehren, als dieser durch *Sicilien* reisete, entgegen.

Pompejus schätzte den Philosophen *Possidonius* so hoch, dass, als er durch *Athen* reisete, er seine erste Sorge seyn liess, ihn bitten zu lassen, dass er ihn besuchen möchte. Da aber *Possidonius* gefährlich krank zu Bette lag, so erzeigte ihm *Pompejus* die Ehre, ihn selbst zu besuchen; aber nicht als ein Privatmann erschien er vor ihm, sondern

mit aller Pracht und Hoheit. Er liefs feine Leibwache, feine *Hofftaat*, und fogar die römifchen Heeradler vor das Haus diefes Philofophen ftellen.

Cäfar, welcher die Wiffenfchaften nicht weniger, als die Herrfchaft des römifchen Reichs achtete, ftürzte fich, als er bey der Belagerung von *Alexandria* von einem feindlichen Ausfalle faft wäre ergriffen worden, um den Feinden zu entgehen, ins Meer, hielt feinen Purpurmantel mit den Zähnen, und ftreckte die linke Hand aus dem Waffer hervor, in welcher er einige Bücher hielt.

Scipio, der Afrikaner, liebte den Dichter *Ennius* fo fehr, dafs er fich das Bildnifs desfelben mit ins Grab geben liefs.

Robert, König von *Neapolis*, fagte öffentich, dafs ihm die Wiffenfchaften noch angenehmer, als die Königswürde wären.

Karl V., König von Frankreich, fagte: „Die Gelehrten kann man nicht genug ehren. So lange Weisheit in diefem Königreiche in Ehren ftehen wird, wird es blühen; geräth fie in Abnahme, dann zerfällt es.

Alphons V., König von *Arragonien*, war ein fo grofser Liebhaber der Wiffenfchaften, dafs er fich von 22 eroberten Städten nichts, als die darin vorgefundenen Bücher geben liefs.

Friedrich der Grofse fchrieb an *Maupertuis*: „Kommen Sie nach Berlin, und geben Sie meiner lAkademie diejenige Geftalt, die ihr Niemand als Sie geben kann; fetzen fie auf einen wilden Stamm den Pfropfreis der Wiffenfchaften und Blumen. Sie belehren die Welt von der Figur der Erde, und

jetzt erwartet Sie ein König, den Sie die Luſt, einen Mann, wie Sie ſind, zu beſitzen, lehren ſollen."

3) In einem Staate müſſen nothwendig mehr Meiſter der Mechaniſchen, als Meiſter der freyen Künſte ſeyn; denn, wie ein phyſiſcher Körper, der an allen ſeinen Theilen Augen hätte, eine Miſsgeburt wäre, ſo wäre es auch eine Miſsgeburt, wenn alle Glieder eines moraliſchen Körpers Gelehrte wären. Sie würden den Handel aus dem Staate verbannen, welcher ihm doch Reichthum verſchaffet; dem Ackerbaue arbeitſame Hände entziehen, welcher die Menſchen nähret; den Staat ſchwächen, indem ſie ihm Soldaten raubten, die ihn beſchützen, und das Land mit Perſonen überhäufen, die nur mit einander ſtreiten und zanken würden.

§. 80.

In einem wohl eingerichteten Staate muſs das Böſe in ſeinen entfernten Gründen ſchon verhindert werden.

Die wahre Staatsklugheit muſs jedem möglichen Uebel im Staate zuvor zu kommen trachten, ſolches in der Geburt zu erſticken ſuchen. Sie muſs daher 1) alle verführeriſche Gelegenheiten hintanhalten, 2) dem Müſſiggange ſteuern, 3) für die mögliche Befriedigung allgemeiner Bedürfniſſe ſorgen; mithin zu dieſem Ende

Anſtalten für und gegen die Armen treffen, alſo Armeninſtitute, Krankenhäuſer, Verſorgungs-

häuſer, Arbeitshäuſer errichten, und allerley Zuflüſſe der Armuth verſchaffen. Aber ſie muſs auch darüber wachen, daſs ſich die Zahl der Armen nicht nur nicht vermehre, ſondern vermindere, alſo keine Betteley dulden, müſſige Hände beſchäftigen, fremden, nicht ganz unverdächtigen Perſonen keinen freyen Zugang geſtatten. Der Staat ſoll unterrichtet ſeyn, wovon ſich jeder nähre, und keinen Erwerb gelten laſſen, der der Liederlichkeit, dem Müſſiggange, der Unſittlichkeit günſtig iſt. Zuſammenkünfte und Verbindungen, deren Endzweck und Einrichtung von den Theilnehmern verheimlichet wird, kann die Staatsklugheit unmöglich gleichgültig anſehen; ſo wie ſie ſcharfes Auge darauf haben muſs, daſs keine böſe Beyſpiele gegeben werden. Auch muſs ſie Anſtalten treffen, die da geſchickt ſind, unwillkührliche Beſchädigungen, ſonderlich in Anſehung der Geſundheit und des Lebens, zu verhindern.

§. 81.

Wie unwillkührlichen Beſchädigungen, ſonderlich in Anſehung der Geſundheit und des Lebens, vorgebeugt werden könne.

Da die Klugheit das Wohl der Staatsglieder zu gründen und zu befördern hat, ſo muſs ſie auch auf die möglichen Beſchädigungen ſehen, die ſowohl von der lebloſen als belebten Natur den Unterthanen und Staatsbürgern aus Unwiſſenheit, Unvorſichtigkeit, durch Zufall, oder einen unwill-

kührlichen Zuſammenfluſs ſchädlich wirkender Urſachen zugefügt werden könne. Sie muſs daher

1) Vorſchriften geben, wie man ſich bey Ueberſchwemmungen und nach denſelben zu benehmen habe; wie ihnen vorgebeugt werden könne; welches Verhalten bey Donnerwettern zu beobachten; wie die vom Blitze gerührten Perſonen, wie Erhenkte, Erſtickte, Ertrunkene, jähe Verſtorbene zu behandeln; wie das Einſchlagen des Wetters zu verhüthen, der Blitz abzuleiten, Feuersbrünſte am ſchicklichſten zu löſchen ſeyn, u. ſ. w.

2) Sie muſs Anſtalten gegen die Verunreinigung der Luft und Ausbreitung anſteckender Krankheiten der Menſchen und Thiere zu treffen wiſſen.

3) Sie muſs auf den Verkauf der Nahrungsmittel ſehen, daſs ja nicht der Geſundheit ſchädliche Artikel zu Markte gebracht werden; z. B. Fleiſch ungeſunder Thiere, unreifes Obſt, giftige Pflanzen u. dgl.

4) Sie muſs auf die Ausrottung reiſſender Thiere ihr Augenmerk richten, und dafür ſorgen, daſs, wenn reiſſende Thiere zur Schau ausgeſtellt werden, dabey der Bürger nichts zu fürchten habe.

5) Sie muſs bey Bauten darauf Bedacht nehmen, daſs dabey Niemand Gefahr laufe, an ſeiner Geſundheit oder wohl gar am Leben Schaden zu leiden.

§. 82.

Grundanſtalten, Religion und Tugend im Staate zu befördern.

Daſs Religion und Tugend den Staat beyſammen erhalten, und auf das Wohl der Glieder den gröſsten Einfluſs haben, wird hier, als erwieſen, voraus geſetzt. Die Staatsklugheit muſs daher ſich beſtreben, Mittel wirkſam zu machen, dieſe zwey wichtigen Stücke zu erhalten und zu befördern. Dieſe Mittel nun ſind:

1) Ehrfurcht für die Religion und ihre Diener.

2) Oeffentliche Erziehungsanſtalten für die Jugend.

3) Aufmerkſamkeit auf die Privaterziehung.

4) Bildung künftiger Jugendlehrer.

5) Nicht gar zu ſtrenge, aber auch nicht zu laxe Büchercenſur.

6) Sorgfalt für die Reinigkeit der Sitten unter den Bürgern.

7) Aufſicht über öffentliche Luſtbarkeiten, Unterhaltungen, z. B. Bälle, Redouten, Theater u. dgl.

Zweyter Theil.

Von der Klugheit des Regenten.

§. 83.

Grundmaxime eines klugen Regenten.

Aus der Moral des Regenten, die wir im ersten Theile der Staatsklugheit dargestellt haben, ergiebt sich, daſs derselbe theils wegen seiner innern Pflicht, theils wegen der Absicht des Staates und seines eigenen Besten wegen, wohl keine andere Grundmaxime haben könne, als die: *das Wohl des Ganzen durch die vereinigten Kräfte aufs Beste zu befördern.* Dieser Maxime gemäſs wird daher der kluge Regent vorzüglich folgende Gegenstände berücksichtigen.

§. 84.

Der kluge Regent trachtet, die Liebe seines Volks zu erwerben.

Die Liebe der Völker zu einem Fürsten versichert ihm den Gehorsam derselben. Um aber geliebt zu werden, muſs er Gerechtigkeit und Güte in seiner Regierung zeigen.

Die Kunst, die Gemüther zu lenken, ist eine nothwendige Kunst für den Souverain. Man kann aber die Gemüther nach seinem Willen nicht lenken, wenn man sie mit zu groſser Strenge beherrschet, und mit unerbittlicher Härte Pflichterfüllung von ihnen fordert. Es ist wahr, daſs es niemals

räthlich ift, das Richtfcheit zu beugen; aber es ift doch immer löblich, und nicht felten nothwendig, es biegfamer und gefchmeidiger zu machen; und diefe gefchiehet vornehmlich durch gelinde, fanfte Manieren, durch Milde und Nachficht gegen geringere Fehler, durch Gewinnung der Herzen für Tugend und Pflicht.

§. 85.

Die Unterthanen müffen aber auch den Regenten zu beleidigen fürchten.

Die Majeftät ohne Stärke wird nicht in Ehren gehalten, und die Macht, die fich auf Furcht gründet, ift ungebundener und kräftiger. *Cicero* (quaeft. Tufc. lib. IV. c. 20) fchreibt: Metum vero si quis fuftuliffet, omnem vitae diligentiam fublatam fore, quae fumma effet in iis, qui leges, qui magistratus, qui paupertatem, qui mortem, qui dolorem timerent.

Doch nicht Furcht allein, fondern auch Liebe, wie fchon gefagt, müffen in den Gemüthern der Unterthanen wohnen; und obwohl diefe zwey Regungen einander entgegen gefetzt zu feyn fcheinen, fo ift es doch einem Landesherrn in der That nicht fchwerer, fie in die Gemüther der Unterthanen zu bringen, als es einem Vater oder einem Lehrer ift, fie feinen Kindern oder feinen Schülern einzuprägen und in ihnen wirkfam zu machen.

§. 86.

Der kluge Regent ſetzet ſich in einen guten Ruf.

Der feſteſte Grund der Macht iſt der *gute Ruf* eines Regenten, der Ruf von ſeiner gerechten und billigen Regierung, ſowohl bey dem Unterthan, als bey dem Nachbar. Dieſer gute Ruf iſt für Regenten um ſo viel nothwendiger, je mehr derjenige, von dem man eine gute Meinung hat, mehr mit ſeinem bloſsen Nahmen ausrichten kann, als Andere, die nicht in Achtung ſtehen, mit Kriegsheeren ausrichten können. *Tacitus* ſagt: magis fama, quam vi, ſtant regum res. (Annal lib. VI. c. 30.) Wir ſehen auch aus der *Weltgeſchichte*, daſs zu allen Zeiten und in allen Ländern, Fürſten, die im beſonders guten Rufe ſtanden, immer glücklicher geweſen ſind, als andere, die ſich eines ſolchen Rufes nicht erfreueten.

§. 87.

Reſultat aus dem Vorgehenden.

Aus dieſen Betrachtungen folget, daſs eine Regierung, welche ſich auf Liebe, Furcht und guten Ruf zugleich gründet, einen unerſchütterlichen Grund habe. Die Güte des Souverains erwecket Liebe; ſeine Macht erreget Furcht, und kein Beweggrund wirket ſtärker auf den Willen und die Handlungen der Menſchen, als der gute Ruf.

Eine mit diesen Tugenden versehene Regierung verbindet den Unterthan, seine Pflicht zu thun, und hindert den Ausländer, die Ruhe des Staats zu stören. Ein mit diesen Tugenden versehener Regent ist *Herr* und *Vater* seines Volkes; er zeiget Anstand und Würde, verräth eine grosse Seele, liebet, bey gleichen Verdiensten seine Unterthanen mehr, als Fremde, ziehet das Wohl seiner Unterthanen seinem Privatwohl vor, handelt nicht nach dem strengen Rechte, wenn Nachsicht und Gelindigkeit mit dem Wohl des Ganzen bestehen kann; und wenn er strafen muss, so strafet er, wie ein vernünftiger Vater seine Kinder straft.

§. 88.

Klugheit des Regenten gegen die verschiedenen Stände im Staate.

Sie fordert:

1. Der geringste Unterthan muss an den Regenten seinen Vater, und der gröfste, der vornehmste seinen Herrn an ihm finden.
2) Kein Stand soll sich beklagen, dass er von einem andern Stande gedrückt, oder wegen eines andern Standes hintan gesetzt oder verachtet werde.
3) Vergnügen und Arbeit müssen durch alle Stände vertheilt seyn.
4) Die Stimme des Volks muss vor den Thron kommen können.

5) Die Vertrauten des Fürften müffen Verdienfte haben, aber, wenn fie gleich Vertraute find, ihn, den Fürften, als ihren Herrn fürchten.

§. 89.

Klugheit des Regenten in Anfehung des Luxus.

Dem *Luxus* kann fich die Regierung nicht fchlechterdings widerfetzen; denn er ift natürlich mit der Aufnahme der Handlung, mit dem Flor der Künfte und Wiffenfchaften verknüpft; er erwecket und unterhält den Fleifs der Einwohner, und kann die Ergötzungen, ja fogar die Sitten beffern. Wir verftehen unter *Luxus*, die Höhe im Fortfchritte der Cultur, wenn der Hang zum Entbehrlichen fchon dem Unentbehrlichen Abbruch zu thun anfängt. — Die Staatsklugheit mufs alfo hindern, dafs dem Unentbehrlichen kein *zu grofser Abbruch* gefchehe, dafs die Nation nicht für Scheingüter ihren wahren Reichthum hingebe und verarme, dafs männliche Tugend und Reinheit der Sitten nicht darunter leiden.

§. 90.

Klugheit des Regenten in Anfehung auswärtiger Angelegenheiten.

So fehr der kluge Regent auf das Innere feines Staates Acht giebt, fo fehr mufs er auch fein Augenmerk auf die Bewegungen der Nachbarn, und jede Nation, die Einflufs auf das Wohl feines Landes haben kann, richten; alfo

1) wird er durch Unterhandlungen ſeine Abſichten mit den Abſichten Anderer zu vereinigen ſuchen; wird

2) ſeine Staatsgeheimniſſe zu bewahren wiſſen;

3) im Glücke weiſe Mäſsigung und im Unglücke gehörige Standhaftigkeit zeigen; und

4) durch wohl überlegte Allianzen, und durch eine Kriegsmacht, die verhältniſsmäſſig ſtark genug, wohl disciplinirt und mit allem Nöthigen verſehen, ſeinem Lande nützlich zu ſeyn ſuchen.

§. 91.
Klugheit des Regenten in Anſehung des Kriegsweſens.

Regenten müſſen ihre Länder nicht allein vor allem Uebel, das man vermeiden kann, ſondern auch ſelbſt vor der Furcht dieſes Uebels ſichern. Das mächtigſte Reich auf Erden kann unmöglich einer ſichern Ruhe genieſsen, wenn es nicht im Stande iſt, ſich wider plötzliche und unvermuthete Ueberfälle und Streitigkeiten zu verwahren. Es muſs daher zu jeder Zeit Kriegsvölker auf den Beinen haben, und bey auſſerordentlichen Vorfällen dieſelben ſehr verſtärken. Je mehr das Intereſſe eines Souverains erfordert, den Krieg zu meiden, um ſo mehr muſs er ſich in den Stand ſetzen, Krieg führen zu können. Wie aber die Vernunft fordert, daſs eine geometriſche Proportion zwiſchen dem, was ſtützet, und dem, was geſtützet wird, Statt finde, ſo muſs auch das Kriegs-

heer nach der Gröfse des Staats, den es befchützen foll, abgemeffen werden.

Ein gutes Kriegsheer zu bekommen, hierzu wird viererley erfordert:

1) Es müffen, fo viel als möglich, National-Völker feyn.

2) Sie müffen zahlreich feyn, damit man ihrer im Nothfalle immer genug habe.

3) Sie müffen aus erfahrnen Befehlshabern und abgehärteten Soldaten beftehen.

4) Sie müffen ftets im Stande feyn, fich vor den Feind zu ftellen.

Bevor man fich in einen Krieg einläfst, mufs man fowohl die Unglücksfälle, als auch die Vortheile, die man davon haben kann, in Erwägung ziehen. Ift der Krieg unvermeidlich, kann kein gütlicher Vergleich zu Stande kommen, fo mufs die rechte Zeit dazu wohl in Acht genommen, und zur Zeit des Friedens hierzu fchon die nöthige Vorbereitung getroffen werden.

Im Kriege felbft mufs man am meiften darauf bedacht feyn, ihn mit Nutzen zu führen, die Soldaten mehr im Feindeslande, als auf eigenen Boden und aus eigenen Mitteln, zu unterhalten.

Wenn man im Kriege am glücklichften ift, dann ift es die rechte Zeit, Frieden zu machen.

§. 92.

Schlufs des ganzen Werkes.

Hiermit hätte ich denn, unter dem Beyftande Gottes und unter dem Schutze des beften Lan-

desvaters, *meine Philoſophie* geendigt. Ueberzeugt, welcher Verbeſſerungen ſie noch bedürfe, will ich unausgeſetzt daran arbeiten, ihr die noch mangelnde Vollkommenheit zu geben. Die mir noch übrigen Tage meines irdiſchen Lebens ſollen der Wiſſenſchaft, deren Lehrer ich bin, gewidmet bleiben; dadurch hoffe ich *Gutes zu ſtiften*, und vielleicht einſt den Dank meiner Mitbürger zu verdienen.

Ende des vierten und letzten Bandes.

BAYERISCHE STAATS- BIBLIOTHEK MUENCHEN

Wenzel, Gottfried Immanuel,

Vollständiger Lehrbegriff der gesammten Philosophie

Bd.: 4

Linz 1805

Ph.u. 544-4
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10047316-7